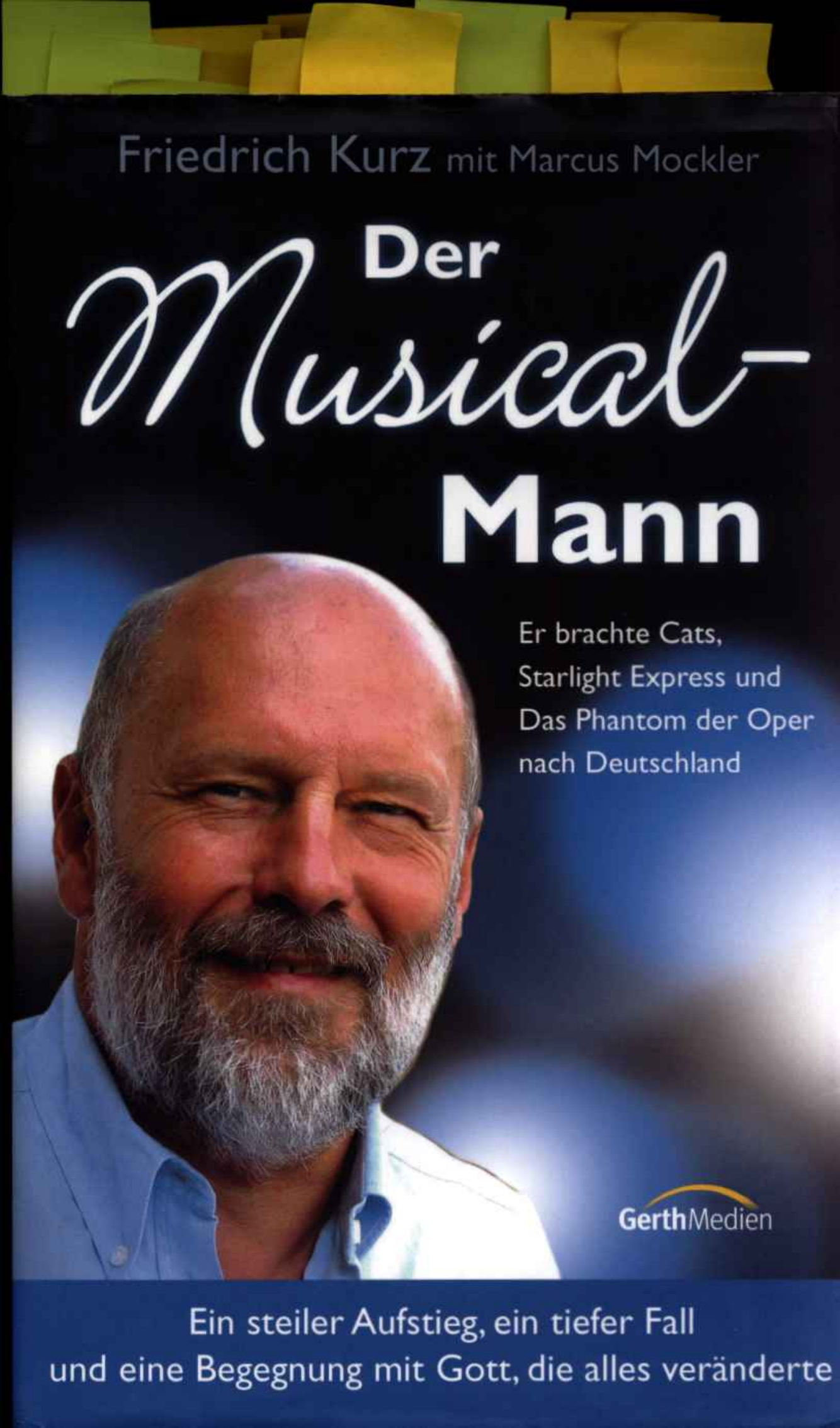
Friedrich Kurz mit Marcus Mockler

Der Musical-Mann



Er brachte Cats, Starlight Express und Das Phantom der Oper nach Deutschland

GerthMedien

Ein steiler Aufstieg, ein tiefer Fall
und eine Begegnung mit Gott, die alles veränderte

„Sie begegnen in diesem Buch Prominenten wie Robert Redford, Gitte Haenning und Andrew Lloyd Webber. Und Sie treffen einfache Menschen, die mein Leben entscheidend geprägt, ihm zum Teil eine ganz neue Richtung gegeben haben.

Auch Gott werden Sie treffen. Mit ihm hätten Sie vielleicht in der Autobiografie eines Musical-Produzenten nicht gerechnet. Ich war selbst überrascht, wie es zu dieser Begegnung kam und wie sie mein Leben verändert hat.“

Friedrich Kurz

Friedrich Kurz
mit Marcus Mockler

Der Musical-Mann

Ein steiler Aufstieg, ein tiefer Fall
und eine Begegnung mit Gott, die alles veränderte

Über die Autoren

Friedrich Kurz ist Musical-Produzent. „Cats", „Das Phantom der Oper" und das erfolgreichste Stück aller Zeiten, der „Starlight Express", sind durch ihn in die Häuser dieses Landes gekommen.

Marcus Mockler ist seit über 20 Jahren im Journalismus tätig und Autor mehrerer sehr erfolgreicher Sachbücher.

Friedrich Kurz
mit Marcus Mockler

Der Musical-Mann

Ein steiler Aufstieg, ein tiefer Fall
und eine Begegnung mit Gott, die alles veränderte

Autobiografie

GerthMedien

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super Extra* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

© 2010 Gerth Medien GmbH, Asslar,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Die Bibelzitate wurden, sofern nicht anders angegeben,
den folgenden Bibelübersetzungen entnommen:
Neues Leben. Die Bibel. © Copyright der deutschen Ausgabe 2002
und 2006 by SCM Hänssler im SCM-Verlag GmbH & Co. KG
Originaltitel: Holy Bible, New Living Translation
© Copyright der amerikanischen Ausgabe 1996, 2004 und 2007
by Tyndale House Publishers Inc., Wheaton, Illinois, USA

1. Auflage 2010
Bestell-Nr. 816 405
ISBN 978-3-86591-405-7

Umschlaggestaltung: Hanni Plató
Umschlagfoto: idea/Mockler
Satz: Die Feder GmbH, Wetzlar
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort 7
1 Der größte Flop der Musical-Geschichte 9
2 Aufstand gegen die Spießer 23
3 Ins Studium hineingeflunkert 37
4 München 1972 – Das Blutbad von Olympia 45
5 Die Filmkarriere, die am Wetter scheiterte 57
6 Geld aus Gold 67
7 Katzenmusik 77
8 Eine Abrechnung mit Deutschlands Kulturbetrieb 85
9 Sensationserfolg auf Rollschuhen 91
10 Robert Redford 105
11 Bühnenschacher in Hamburg 113
12 Das Phantom des Pöbels 119
13 Eine schwäbische Hassliebe 127
14 Mit *Marlene* in den Konkurs 135
15 Ein Shakespeare, der rockt 141
16 Das andere Geschlecht 149
17 Erleuchtung in Schweden 161
18 Begegnungen 175
19 Enrico – der Komponist Gottes 195
20 Friedrich Kurz – ein Jude? 203
21 Ein Schandmal deutscher Geschichte: *Jud Süß* 209
22 Am Golde hängt, zum Golde drängt doch alles 213
23 *Michelangelo* – oder: Das Puzzle fügt sich zusammen 217
Namensverzeichnis 221

Vorwort

Am Anfang dieses Buches steht ein Flop, der als der teuerste in die Musical-Geschichte eingegangen ist. Am Ende beschreibe ich ein Musical, das zum Zeitpunkt der Veröffentlichung meiner Autobiografie noch gar nicht produziert worden ist und auf das ich große Hoffnungen setze.

Dazwischen werde ich Sie, liebe Leserin, lieber Leser, durch ein Leben führen, das die Riesenerfolge *Cats*, *Starlight Express* und *Phantom der Oper* nach Deutschland gebracht hat. Ein Leben mit Stationen in Hamburg, am Broadway, in London, in der schwäbischen Kleinstadt Nürtingen, in Israel und am Panamakanal. Ein Leben in Saus und Braus als Teil des Jetsets, ein Leben aber auch in erzwungener Bescheidenheit, auf die mich rücksichtslos profithungrige Menschen zurückgestutzt haben.

Sie begegnen auf diesen Seiten Prominenten wie Robert Redford, Gitte Haenning, Andrew Lloyd Webber und einigen Bundespolitikern.

Und Sie treffen einfache Menschen, die mein Leben entscheidend geprägt, ihm zum Teil eine ganz neue Richtung gegeben haben.

Und auch Gott werden Sie in diesem Buch treffen. Mit ihm hätten Sie vielleicht in der Autobiografie eines Musical-Produzenten nicht gerechnet. Ich war selbst auch überrascht, wie es zu dieser Begegnung kam und wie sie mein Leben verändert hat.

Von allen Erfahrungen in einem an Ereignissen nicht armen Leben ist diese Begegnung die wichtigste.

Friedrich Kurz
Berlin, im März 2010

Der größte Flop der Musical-Geschichte

Es gibt Menschen, die gezielt auf einen Eintrag im Guinnessbuch der Rekorde hinarbeiten. Mir bedeutet das nicht viel. Doch für das Jahr 1988 befand mich die Redaktion gleich zweimal für würdig, in dieser Kollektion der Superlative zu erscheinen. Auf einen der beiden Einträge hätte ich gerne verzichtet. Mein Name ging durch die Welt als der Name des Mannes, der den größten Flop in der Geschichte des Musicals hingelegt hatte. Das Stück hieß *Carrie* und kam am Broadway ganze fünf Abende auf die Bühne, bevor schon wieder der letzte Vorhang fiel. Sieben Millionen US-Dollar habe ich damals in den Sand gesetzt.

Es klingt vielleicht etwas überraschend, wenn ich selbst mit über zwanzig Jahren Abstand sage: Dieses Desaster hatten *Carrie* und die großartigen Künstler, die es auf die Bühne brachten, nicht verdient. Wir alle sind letztlich Opfer eines Medienkrieges geworden. Genauer: Opfer des „Schlächters vom Broadway", Frank Rich, damals Musical-Kritiker für die *New York Times*. Ob sich sein Daumen hob oder senkte, war in jenen Jahren für das Publikum alles entscheidend. Bei *Carrie* senkte er sich nicht nur – das Stück wurde unter seinem Finger publizistisch regelrecht zerquetscht.

Carrie war 1988 kein unbekannter Stoff. Es geht zurück auf das gleichnamige Buch des Bestsellerautoren Stephen King – des Mannes, der die Welt später mit *Shining*, *Friedhof der Kuscheltiere* und *Es* das Gruseln lehrte. *Carrie* war der erste Ro-

man, den King veröffentlichte. Er handelt von der 16-jährigen Schülerin Carietta White, die über telekinetische Kräfte verfügt und von ihren Mitschülern gehänselt wird. Die Mutter – eine bigotte religiöse Spinnerin – erläutert ihrer Tochter die erste Monatsblutung als Folge eines Fluchs und zwingt sie zum Gebet. Carrie versöhnt sich mit einem Teil der Klasse, doch beim Abschlussball schlagen ihre Feinde zu und überschütten sie mit einem Eimer Schweineblut. Carrie rächt sich furchtbar und lässt in ihrem unbändigen Hass mithilfe ihrer telekinetischen Fähigkeiten fast alle Ballbesucher sterben – sie kommen durch Stromschläge, Feuer und einstürzende Bautelle um. Verfilmt wurde das Buch erstmals 1976 – mit keinem Geringeren als John Travolta, für den dieser Streifen den Anfang seiner großen Karriere markierte.

Eigentlich hätten wir mit der Musical-Version von *Carrie* im positiven Sinn Geschichte schreiben können, denn das künstlerische Rückgrat bildete die renommierte *Royal Shakespeare Company*. Sie hatte erst 1985 mit dem Stück *Les Misérables*, das auf einen Roman von Victor Hugo zurückgeht, große Erfolge gefeiert. Bei der Broadway-Premierenfeier dieses Stücks kam ich mit Michael Gore zusammen, der 1980 einen Oscar für den Titelsong des preisgekrönten Films *Fame* gewonnen hatte. Gore eröffnete mir seine Ideen zu *Carrie*. Ich war zunächst nicht überzeugt, doch als er kurz darauf erwähnte, die Regie des Musicals würde Terry Hands von der *Royal Shakespeare Company* übernehmen, fing ich Feuer. Terry Hands war von 1978 bis 1986 gemeinsam mit Trevor Nunn Intendant der *Royal Shakespeare Company* gewesen – die beiden hatten künstlerisch exzellent gearbeitet. Mit der Regie von *Les Misérables* und *Starlight Express*, von dem später noch die Rede sein wird, hatte Trevor Nunn sein Können für jedermann ersichtlich unter Beweis gestellt. Es wirkte auf mich geradezu wie eine Erfolgsgarantie, mit Nunns Kollegen Terry Hands ein neues Musical zu produzieren. Dass es solche Garantien in meinem Geschäft nicht gibt, sollte ich durch *Carrie* noch schmerzhaft lernen.

Also legten wir Ende 1987 in London los und zogen dann im neuen Jahr nach Stratford-upon-Avon, dem Geburtsort von William Shakespeare und dem Sitz der *Royal Shakespeare Company*. Wir hatten für die Endproben nur wenige Wochen bis zur Premiere in England, die am 13. Februar stattfinden würde. Das stellte sich als viel zu wenig Zeit heraus. Das Buch für das Bühnenstück, verfasst von Lawrence D. Cohen, war noch nicht ausgereift und erforderte Korrekturen. Auch die Technik machte uns zu schaffen. Insbesondere die Ekelszene gegen Ende, bei der sich literweise Schweineblut über Carrie ergießt, brachte uns zur Verzweiflung. Denn die rote Soße lief ständig ins Mikrofon der damals 17-jährigen Hauptdarstellerin Linzi Hateley, die in dieser Rolle übrigens ihr Bühnendebüt gab und später in *Mary Poppins* und dem Abba-Musical *Mamma Mia* zu dem Star wurde, den ich damals schon in ihr sah.

Bei Proben zum Katastrophenfinale in einem zusammenstürzenden Ballsaal wäre eine andere Künstlerin fast ums Leben gekommen: Barbara Cook, der großen alten Dame vom Broadway, wäre durch ein herabstürzendes Bühnenteil beinahe der Kopf abgerissen worden. Nach dem ersten Schrecken stürmte sie wutentbrannt in ihre Garderobe und ließ sich von niemandem beruhigen. Schließlich machte ich mich auf den Weg, um die geschockte Künstlerin zurückzugewinnen. Da lag Barbara auf ihrem Garderobenbett und bot einen äußerst unvorteilhaften Anblick – eine füllige Matrone mit schmollendem Mund. „Wo ist dieser miese Regisseur? Hat er etwa Angst vor mir?", brüllte sie mich an. Sie schrie immer mehr, sodass sie schon heiser wurde, was sich eine Musical-Sängerin natürlich nicht leisten kann. Und plötzlich hielt sie inne – und schüttelte sich vor Lachen. Sie packte mich, den dreißig Jahre Jüngeren, an den Händen und sagte fast zärtlich: „Junge, spar dir deine Deutschmark und hör mit diesem Mist hier auf."

Wir mussten beide noch mehr lachen, bis uns die Luft wegblieb. Es war einer dieser Momente, in dem sich angestauter Stress, Ärger und Zukunftsängste in einem vibrierenden

Zwerchfell auflösen. Als wir wieder bei Atem waren, befahl sie mir: „Sag deinem Regisseur da unten, diese Show wird nicht beginnen, bevor die Fat Lady die große Treppe runtergekommen ist."

Tatsächlich schwebte sie, soweit man das bei ihrer Körpermasse sagen konnte, wenige Minuten später die große Galatreppe hinab und beendete ihren halbstündigen Streik.

* * *

England ging gnädig mit *Carrie* um. Vier Wochen lang spielten wir in Stratford. Es gab begeisterte Kritiken, Verrisse und differenzierte Würdigungen, wie das ja bei den meisten Stücken der Fall ist. Die Pilotphase in der britischen Provinz ermutigte mich jedenfalls, mit dem Musical in die Metropolen zu ziehen. Am liebsten ans Londoner Westend. Doch dort fanden wir kein Theater – alles war auf Jahre restlos ausgebucht. Hier hatten auch *Cats*, *Phantom der Oper* und *Les Misérables* bereits ihren Stammplatz. *Carrie* musste draußen bleiben. Also setzten wir gleich zum Sprung über den Großen Teich an. Denn dort konnten wir mit der Produktion ins *Virginia*-Theater einziehen. Das war in der Hand des ehemaligen Yale-Literaturprofessors Rocco Landesman, der die Theatergruppe *Jujamcyn* managte und von *Carrie* sofort begeistert war.

Trotz aller Erfahrung, die ich auf dem Musical-Markt bereits hatte, stellte sich der Umzug über den Atlantik doch als größeres Unterfangen dar. Wir mussten sogar die *Royal Airforce* bemühen, um ein paar sperrige Bühnenteile in Transportmaschinen nach New York zu bringen. Die beleibte Barbara Cook mussten wir durch Betty Buckley ersetzen, aber das war ein guter Tausch – Betty hatte schon in der ersten Verfilmung von *Carrie* mitgespielt, sie wurde von einer interessierten Öffentlichkeit mit dem Stück identifiziert, und sie machte ihre Sache gut. In *Cats* hatte sie das legendäre „Memory" gesungen, sie galt als „die Stimme des Broadways".

Insgesamt boten wir 15 Previews vor der eigentlichen Premiere, die aber bereits kontroverse Reaktionen auslösten. Euphorische Bravorufe, vernichtendes Buhen, Bewunderung und Verachtung mischten sich bei diesen Aufführungen. Nichts, aber auch gar nichts, deutete darauf hin, dass wir uns auf einen gigantischen Flop zubewegten. Im Gegenteil: Die Berühmtheit von Stephen King, dessen unterhaltsame Romandramaturgie weltweit Menschenmassen faszinierte, schien schon die halbe Miete zu sein. Die andere Hälfte sollten exzellente Akteure auf und hinter der Bühne bringen. Selbst Andrew Lloyd Webber – damals schon eine lebende Legende der Musical-Welt – ließ es sich nicht nehmen, persönlich an der Premiere teilzunehmen. Und auch Stephen King reiste mit seiner Frau Tabbie an. Von den Rahmenbedingungen her stimmte einfach alles.

Wenn ich in meiner Erinnerung wühle, dann bestimmt mich heute noch das Gefühl, dass wir einen wunderbaren Premiereabend erlebten. Linzi Hately entzückte mit ihrer unverbrauchten Stimme das Publikum so meisterhaft, dass sie bereits nach zehn Minuten für ein Solo stehende Ovationen bekam. Dazu dramatische Bilder auf der Bühne, gipfelnd in der Schweineblutszene, die die Zuschauer entsetzte und gleichzeitig in ihren Bann zog. Das Mädchen Carrie erschien wie aus einer anderen Welt – und es sollte auch seinen Hass mit Kräften einer anderen Welt ausleben. Um das Großereignis des ersten Abends angemessen abzurunden, mietete ich für die anschließende Party das *Stringfellow's* – einen der besten Klubs in New York. Bis in die Morgenstunden saß Andrew Lloyd Webber neben mir. Wir ließen das Stück Revue passieren, lobten gemeinsam die Glanzpunkte, würdigten die musikalischen Einfälle. Lloyd Webber zeigte sich angetan und das Wort des Meisters hörte ich in dieser Nacht außerordentlich gerne.

Bei Premiereabenden am Broadway ist es üblich, dass der Manager in der Nacht die druckfrische Ausgabe der *New York Times* mit der Kritik bringt. Als hätte ich es geahnt, hatte ich

Anweisung gegeben, die Party in jedem Fall bis in den Morgen laufen zu lassen – unabhängig davon, ob wir vor den Augen des Kritikers Gnade fänden oder nicht. Man muss an dieser Stelle erläutern, welche Bedeutung eine Kritik in der *New York Times* damals für den Broadway hatte. Die altehrwürdige Tageszeitung besaß in jenen Jahren quasi eine Monopolstellung. Deshalb war der nächtliche Moment, in dem der Produzent das frische Exemplar gereicht bekam, so gefürchtet. Ein dickes Lob war wie ein dicker Scheck, ein Verriss stürzte das gesamte Team in tiefe Depression. In jener Nacht schlug Frank Rich, der „Schlächter vom Broadway", zu.

Nun müssen sich Künstler und Produzenten immer mit Kritik herumschlagen, und das ist auch gut so. Insbesondere wenn sie differenziert ist und zum Ausdruck bringt, dass der Kritiker sich um Fairness bemüht, denn das bietet manchmal Anregungen, ein Stück zu optimieren. Doch wenn ein Schlächter die Messer wetzt und sich in einen Blutrausch schreibt, hat man keine Chance mehr. So erging es uns in jener denkwürdigen Nacht vom 12. auf den 13. Mai 1988. Wir waren Opfer einer der fiesesten Musical-Kritiken, die je in einem Feuilleton gedruckt wurden. Die Macht, die von Frank Rich ausging, hatte die Produzentenwelt bereits derart verängstigt, dass sie ihre Stücke häufig zuerst in London aufführten – in der Hoffnung, dass ein dort erfolgreiches Stück später am Broadway publizistisch nicht völlig vernichtet werden konnte.

Bei Frank Rich nutzte nicht einmal das etwas. Vielleicht mag er die Engländer nicht. Anders lässt sich kaum erklären, dass er nun wirklich kein gutes Haar an unserer Produktion ließ. Der Verriss begann mit einem Fanfarenstoß: „Wer die Zeit und das Geld nur für eine angloamerikanische Musical-Havarie am Broadway verschwenden kann, trifft in diesem Jahr mit *Carrie* eine gute Wahl ..." Rich nörgelte an dem technischen Aufwand herum, den wir betrieben, und beschrieb den Blutersatz, den wir auf der Bühne verwendeten, als Erdbeersoße. Besonders niederträchtig war seine Attacke gegen unseren gro-

ßen Premierenstar Linzi Hately in der Hauptrolle. Linzi bettelte, wie er meinte, „widerlich" um das Mitleid des Publikums, aber das sei von einer Schauspielerin mit so wenig Bühnenerfahrung nicht anders zu erwarten. Die glänzende Betty Buckley wurde zum Schluss als Opfer einer schlechten Produktion beschrieben. Nach einem Jahrzehnt, das sie von Katzen zu Schweinen (eine Anspielung auf das Schweineblut in *Carrie*) geführt habe, sei es an der Zeit, dass sie ein „menschliches Musical als himmlischen Lohn" empfange.

Rich hatte damals (und hat bis heute) eine glänzende Feder, seine Beiträge waren beliebt und viel gelesen. Er hatte die Macht, uns blieb die Ohnmacht. Sieben Millionen Dollar als Investition in diese Produktion standen auf dem Spiel. Andrew Lloyd Webber wollte es kaum glauben, als er die gehässigen Zeilen las. „Alles, was du tun musst, ist, diesen Bastard zu schlagen", raunte er mir zu.

Mein Gefühl sagte mir, dass ich den Kampf schon verloren hatte. Aber wenn man so viel Geld investiert hat, gibt man nicht gleich auf. Nach durchzechter Nacht arbeitete mein Gehirn auf Hochtouren, während ich überlegte, mit welchen Marketingstrategien das Stück zu retten wäre. Ich prüfte verschiedene Optionen; am besten gefiel mir die Idee, mit unserer süßen Stimme aus England, Linzi Hately, an die New Yorker Fernsehsender heranzugehen. Andere Mitglieder im Team hatten exzellente Kontakte zu Hollywoodstars, die sich für uns einsetzen könnten. Weitere Darsteller aus *Carrie* waren so prominent, dass man sie gezielt in Talkshows platzieren könnte. So ratterte es in meinem Kopf, als ich an diesem Morgen ganz allein zurück ins *Virginia*-Theater ging, um zu sehen, wie viel der Vorverkauf für die nächsten Abende bereits erbracht hatte. Ich hatte mit vielem gerechnet, aber das warf mich aus der Bahn: Ganze 200 Dollar lagen in der Kasse. In diesem Moment hatte ich keinen Zweifel mehr: Das Stück war bereits tot.

Ich ging müde und deprimiert bis zur 43. Straße, bog links ab und setzte mich unweit des *Algonquin*-Hotels in das franzö-

sische Café *Trois Couleurs*. Den Ober ließ ich einen doppelten Espresso bringen. Jetzt brauchte ich Nüchternheit, Wachheit, klare Gedanken. Die ganzen Emotionen eines dramatischen Premiereabends musste ich beiseiteschieben. Ich setzte gedanklich meinen Kaufmanns-Hut auf. Wie sollte es weitergehen? Sieben Millionen Dollar steckten bereits in *Carrie*. Eine brillante Crew hatte monatelang in England und dann in den USA daran gearbeitet, ein künstlerisch solides, kreativ gestaltetes Musical auf die Bühne zu bringen. Biografien, Existenzen, die Zukunft ganzer Familien hing davon ab, ob es weiterging.

Aber meine Leidenschaft, mein eigenes künstlerisches Engagement und selbst meine Verantwortung für die Mitarbeiter durften mich nicht blind für diesen desaströsen Auftakt machen. Es hätte nicht schlimmer laufen können. Eine Hauptrolle, die an der Premiere ihre Stimme verliert, hätte uns positivere Kritiken eingebracht als die Hetze des Schlächters. Und das Publikum in spe – die Menschen, die wir gerne für einen Besuch gewonnen hätten – folgte leider völlig unkritisch dessen Ansichten. Mir fiel nur noch der sarkastische Ausspruch von Billy Wilder ein: Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.

Bevor ich eine Entscheidung fällte, griff ich zum Telefon, um mich mit einem Freund aus Hollywood zu beraten. Er hatte als junger Theaterproduzent bereits eine ähnliche Erfahrung hinter sich. Ich berichtete ihm schlaglichtartig von der Produktion, der Premiere, der Kritik und vom Zustand der Vorverkaufskasse. Seine Antwort war kurz und präzise: „Mach die Show zu. Du hast keine Chance. Die Kritik der *New York Times* wirst du nie durch Marketing oder Werbung überwinden." Er konnte sich gut in meine Gefühlswelt versetzen. „Wahrscheinlich denkst du, von der 43. Straße bis zu deinem Hotel in der 59. Straße am Central Park South hätten dir alle New Yorker hinterhergeschaut und mit dem Finger auf dich gezeigt. Aber bleib gelassen, mein Freund – es schert die Leute einen Dreck."

Nach diesem Telefonat siegte der Kaufmann in mir über den Künstler. Die Zahlen waren klar, die Situation ließ sich nicht mehr beschönigen. Wir hatten in jener Nacht das Ende von *Carrie* erlebt, bevor die Show überhaupt richtig angefangen hatte. Also machte ich mich auf den Weg ins *Ritz Carlton*, wo eine kleine Gruppe verwegener Investoren sehnsüchtig auf mich wartete. Sie hatten selbst schon beratschlagt, Argumente ausgetauscht, Alternativen diskutiert. Es gab sogar bereits ein Ergebnis: Die Gruppe hielt mir einen Scheck über zwei Millionen US-Dollar unter die Nase, um die Show zu retten. Aber damit war ich zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr in Versuchung zu führen.

Ich setzte mich und zog meine Jacke aus. Hätte ich nun auch noch rote Hosenträger getragen wie Michael Douglas in dem Erfolgsfilm *Wall Street*, wäre auch rein optisch für große finanzielle Entscheidungen der würdige Rahmen gesetzt gewesen. Ich hatte mich bereits entschieden und sprach Klartext mit den Geldgebern: „Hier wird kein einziger Dollar mehr investiert. Nur über meine Leiche. Wir haben soeben sieben Millionen verloren – aber nun keinen Cent mehr!"

An der Börse harte ich in den Jahren zuvor einen klugen Spruch gelernt, der mir jetzt in dieser schwierigen Stunde half: Man wirft gutes Geld nicht schlechtem hinterher. Meine Freunde mit den dicken Geldbörsen waren allerdings noch keineswegs gewillt, den Schluss der Show einzuläuten. Sie wirkten irritiert, ja verstört, als ich den Raum verließ. Ich muss zugeben, im Nachhinein war ich von meiner eigenen Coolness überrascht. Auch die Entscheidung, eine Niederlage zu akzeptieren, kann ein großer Moment in einem Leben sein. Es stimmt: Wir gingen als Verlierer vom Platz. Und doch konnten wir erhobenen Hauptes gehen, weil wir bei nüchterner Betrachtung keine gravierenden Fehler gemacht hatten. Das wog für mich in dieser Situation schwerer als seelische Schmerzen und deprimierte Gefühle.

Der schwerste Gang stand mir aber noch bevor: Ich musste

meinem Ensemble beibringen, dass alles vorbei war. Aber wie? Beim Gedanken an Betty Buckley, den erfolgsverwöhnten Star, bekam ich Bauchschmerzen. Sie galt als ziemlich empfindlich. Ich dachte mir, Ihr bringe ich die Nachricht zuerst.

An der 52. Straße Ecke Broadway angekommen, stieg ich in den ersten Stock des *Virginia*-Theaters, wo sich Bettys Garderobe befand. Ihre Tür war angelehnt. Zunächst sah ich nur im Spiegel ihren Hund – einen Spitz, der sich an ihre Füße schmiegte. Da hatte sie mich bereits in ihrem Schminkspiegel entdeckt, stand auf und ging auf mich zu. Sie legte ihre schlanken Arme um mich und sagte fast zärtlich: „Fritz, du machst die Show zu, stimmt's?" Ich war verwirrt, holte tief Luft, wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, da fügte sie hinzu: „So eine Entscheidung formt den Charakter."

Mit Tränen in den Augen sah ich sie an, ich musste weinen und lachen zugleich. Was für eine verständnisvolle Frau! Mit einem Ausbruch des Zorns hatte ich gerechnet, vielleicht mit einer unfairen Attacke auf die angebliche Unfähigkeit von Produzent und PR-Abteilung, und nun tröstete mich diese Künstlerin und baute mich geradezu auf. Keine Sekunde dachte sie daran, wie viel Geld ihr nun verloren ging und was das schnelle Aus der Show für ihre Karriere bedeutete. Sie hatte mein frustriertes Gesicht gesehen und sagte mir, statt mich mit Vorwürfen zu überhäufen, ein gutes Wort. Diesen Moment werde ich nie vergessen. Das Showbusiness gleicht normalerweise einem Haifischbecken, in dem jeder ängstlich darum kämpft, nicht gefressen zu werden. Dieser Triumph der Menschlichkeit über egoistische Interessen tat mir so gut und zeigte mir mitten in meinem Gefühlschaos, dass ich im Musical-Geschäft an der richtigen Stelle war.

Ich nahm Betty an die Hand, und wir gingen gemeinsam auf die Bühne, wo die anderen warteten. Wir brachten ihnen die Hiobsbotschaft. Sie nahmen es nicht an wie stumme Lämmer, sondern wie heulende Hunde. Das Geschrei war groß, viele schluchzten, die Tränen flossen. Ich kümmerte mich um

die junge Linzi, die so wunderbar gespielt und gesungen hatte und in dem Zeitungsartikel so gemein angegiftet worden war. Glücklicherweise bedeutete der schnelle Schluss von *Carrie* trotz der Trauer in diesem Augenblick für Linzi keinen Knick in der Biografie. Unmittelbar im Anschluss wurde sie in London für *Les Misérables* engagiert – der Anfang einer großartigen Weltkarriere. Ihre Mutter konnte es mir damals dennoch nicht vergeben, sie machte mich wohl persönlich verantwortlich für die „Tragödie", die ihre Tochter erleben musste.

New York hatte seine Sensation, am nächsten Tag brach die Hölle los. Die Zeitungen der Stadt überschlugen sich und in der Folge die im ganzen Land und weltweit. Das hatten sie mir dann doch nicht zugetraut: Dieser junge „German producer" hatte einfach den Stöpsel gezogen und die Show beendet. Manche interpretierten es als Feighelt und dichteten das Ihre dazu. In der *New York Times* hieß es, ich sei abgehauen, hätte meine Crew sitzen gelassen und wäre aus dem Land geflohen. Das war totaler Quatsch, zeigte aber, in welchen Kategorien die Verantwortlichen dachten.

Am nächsten Morgen beteuerte Debbie Allen im Frühstücksfernsehen, sie habe am Abend zuvor noch mit mir gegessen, außerdem sei ich der intelligenteste Produzent, mit dem sie jemals zusammengearbeitet habe. Ach, was war das Balsam auf meine geschundene Seele – und nach der überwältigenden Szene mit Betty Buckley ein weiteres hinreißendes Beispiel an Menschlichkeit und Zuwendung. Die Öffentlichkeit prügelte auf mich ein, aber die mich kannten, hielten zu mir.

Und wie reagierte der „Schlächter vom Broadway", Frank Rich, auf die Nachricht vom Bühnen-Aus für *Carrie*? Er schrieb: „Produzenten schließen Shows, nicht ich." Da nahm ich mir den Knaben aber vor und schrieb an seine Zeitung: „90 Prozent der New Yorker Theaterbesucher glauben wie die Lemminge, was der Kritiker der *Times* schreibt!" Gerade bei *Carrie* ließ sich das leicht beweisen. Denn in der kleinen, kaum Kon-

kurrenz zu nennenden *New York Post* erschien ebenfalls eine Kritik zur Premiere, verfasst von Clive Barnes. Sein Urteil: *Carrie* sei das Beste, was er seit Jahren in New York erlebt habe. Barnes sang eine grandiose Lobeshymne auf alle Beteiligten und pries insbesondere Linzi Hateiy und Betty Buckley in höchsten Tönen. Leider hat die *Post* eine zu geringe Auflage, die allerwenigsten Theaterbesucher lesen sie. Ich erinnerte mich daran, dass Barnes Jahre zuvor für die *Times* geschrieben hatte. *Wäre er heute noch dort, würden wir heute noch spielen,* schoss es mir durch den Kopf. Aber solche irrealen Grübeleien brachten nichts. Es war Schluss, Ende, aus – und ich musste den Kopf wieder für meine anderen Projekte freikriegen. Ich nahm in kürzester Zeit Abschied von einem Musical, in das ich sehr viel Herzblut investiert hatte.

Eine amüsante Begegnung gab es dann fast zwanzig Jahre später in Kopenhagen, wo meine Freundin Gitte Haenning und ich zum Jahreswechsel Susanne Tuxen, die Tochter des berühmten Dirigenten Erik Tuxen, besuchten. Wir gingen in der Nähe ihrer Wohnung in eine bekannte Künstlerkneipe, in der Susanne Stammgast war. Neben mir saß ein weißbärtiger älterer Finne, der gemütlich an seiner Pfeife zog. Er war Bildhauer und erklärte mir, dass er am Abend in ein Schulmusical gehen wollte, in dem seine Tochter die Hauptrolle spielte.

„Wie heißt das Stück?", fragte ich.

„*Carrie*", antwortete er. Irgendein verrückter Deutscher habe diesen Roman von Stephen King auf eine Broadwaybühne gebracht, sei dort aber übel auf die Schnauze gefallen. Der Lehrer seiner Tochter aber halte das Stück für sehr wertvoll und habe es deshalb für seine Schüler in der Turnhalle inszeniert.

Gitte lachte und sagte ihm: „Der verrückte Deutsche sitzt vor dir!"

Ich erklärte dem verdutzten Bildhauer die Geschichte und wollte wissen, ob es noch Karten für den Abend gebe. Er nahm uns als Ehrengäste mit, und die Schule hatte tatsächlich eine ansehnliche, in Teilen beeindruckende Inszenierung des Stücks

zuwege gebracht. Der Tochter des Finnen gratulierte ich zu ihrer Leistung. Dem verantwortlichen Lehrer bin ich ausgewichen – ich hätte mich sonst mit der Frage befassen müssen, wie er zu den Aufführungsrechten gelangt war ...

Gitte sagte, sie wisse nun, warum das Stück in New York nicht angekommen sei: Der Stoff sei viel zu schwer. Vielleicht hat sie auch intuitiv erkannt, dass es eine okkulte Atmosphäre verbreitet.

Und das ist für mich im Rückblick der entscheidende Punkt. Denn ich habe seit *Carrie* eine lange Reise gemacht – mit gigantischen Erfolgen und niederschmetternden Misserfolgen. Der spannendste Teil begann 2004, als ich die Botschaft von Jesus Christus entdeckte und anfing, die Welt mit völlig neuen Augen zu sehen. Aus dieser neuen Perspektive kann ich nur sagen: ich bin froh, dass *Carrie* kein Erfolg beschieden war. Es ist ein Stück mit okkulter Atmosphäre, voller Lüge und religiösem Wahn. Das alleine wäre nicht schlimm, wenn das Ganze schlüssig aufgelöst würde. Aber die Gesamtaussage des Musicals ist finster, die bösartigen Szenen können bei manchen Zuschauern zu einer nachhaltigen Irritation führen. Es gibt bessere Stücke mit einer Aussage, die ein Publikum viel positiver auf einer tieferen Ebene erreicht.

Damit ich nicht missverstanden werde: Meine Hinwendung zum christlichen Glauben hat meinen Kunstbegriff nicht darauf verengt, dass ich mich nun nur noch für ein erbauliches Repertoire einsetzen wollte. Auch die bösen, finsteren Abgründe eröffnenden Stücke können „wahre" Stücke sein, mit denen sich ein Mensch auseinandersetzen sollte, vielleicht sogar auseinandersetzen muss. Aber wenn ich einen Zuschauer nur noch in eine mentale Düsternis stürze, habe ich ihm zu wenig geboten. Heute frage ich mich, wie ihm in der Kunst auch das Licht des Schöpfers und eine Wahrheit begegnen kann, die ihn aus seinen Wirrnissen erlöst.

Ein Theaterstück, eine Oper oder ein Musical sollte einen Menschen weiterbringen – weg von der Lüge, näher zur Wahr-

helt. Das fasziniert mich an den Stücken, die mein Freund Enrico Garzilli geschrieben hat, von dem in einem späteren Kapitel ausführlich die Rede sein wird. Seine Musicals *Michelangelo* und *Rage of the Heart* (Herzen in Aufruhr) bezeugen das Wissen über den Schöpfer der Welt, wie es Menschen in den Jahrhunderten zu großer Liebe und zu großen Taten bewegte. Nicht als bigotte Frömmler, sondern als nachdenkliche und kreative Menschen mitten im Leben. Und darin sind sie das genaue Gegenteil von *Carrie*. Der Künstler Michelangelo verstand sich von Jugend an als Werkzeug des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs. Dieser Gott war die Quelle seiner Inspiration. Ich glaube, dass er auf einer ungleich bescheideneren Ebene auch mein Arbeiten in dieser Welt inspiriert.

Ich möchte aber noch einmal zum Anfang dieses Kapitels zurückkehren. Dort hatte ich davon berichtet, dass ich 1988 gleich zwei Einträge im Guinnessbuch der Rekorde hatte. Der eine war *Carrie* als größter Flop in der Musical-Geschichte. Der andere war der schnellste Bau eines Musical-Theaters, den es bis dahin gegeben hatte. Dabei handelte es sich um die Halle für *Starlight Express* in Bochum. Tatsächlich ist dieser Bau eine Meisterleistung – und deshalb ein eigenes Kapitel wert.

Aufstand gegen die Spießer

Aufgewachsen bin ich in Nürtingen. Die Kleinstadt am Neckar bei Stuttgart unterscheidet sich nicht so sehr von anderen württembergischen Kleinstädten. Landschaftlich reizvoll mit dem Blick auf den Rand der Schwäbischen Alb, Burg Hohenneuffen, Wälder und Streuobstwiesen in südlicher Richtung. Neckarabwärts die Landeshauptstadt, deren Weltoffenheit zwar nicht ganz bis in die Stadt meiner Jugend strahlte, aber doch deutlich mehr Gelegenheiten zu Begegnungen, Kultur, Internationalität bot, als ich das in irgendeinem entlegenen Schwarzwalddorf geboten bekommen hätte. Immerhin liegt Nürtingen an der Bahnlinie nach Stuttgart, in einer guten halben Stunde ist man dort am Hauptbahnhof.

Die Nürtinger stehen für Bodenständigkeit, pietistische Tüchtigkeit und Fleiß. Die Kehrseite habe ich in meiner Jugend – leider – etwas stärker wahrgenommen. Eine geistige Enge, deren Grenzen von meinem unwirschen Wesen immer wieder überwunden werden wollten. Das brachte Ärger – sehr viel Ärger.

Zu den unliebsamen Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend gehört die Schule. Vielleicht hatte ich Pech, vielleicht fehlte mir für manche Konflikte die Reife – aber ich nahm den Bildungsbetrieb von Jahr zu Jahr mit mehr Widerwillen wahr. Die autoritären Strukturen und Disziplin als höchstes Bildungsziel machten mich krank. Überhebliches Deutschtum

begegnete mir in den Pädagogen mehr als ein Mal. Ich erinnere mich an einen Lehrer, der einen missglückten Frankreich-Urlaub hinter sich hatte und sich in einer Schulstunde nach den Ferien zu der Bemerkung hinreißen ließ: „Die Franzosen waren, sind und bleiben Schweine."

Damals brodelte schon ausreichend Aufmüpfigkeit in mir, dass ich die Hand hob und mich zu Wort meldete. Ich hatte eine andere Geschichte zu erzählen, und zwar aufgrund der „Jumelage" – der von Konrad Adenauer und Charles de Gaulle initiierten deutsch-französischen Freundschaft, die zu den erfolgreichsten Projekten der Nachkriegszeit gehört. Dadurch kam ich zu einem Auslandsaufenthalt in einer französischen Familie, und die hatte mit „Schweinen" nun überhaupt nichts gemein. Diese Leute waren gute, freundliche, friedliebende Menschen. Ich hatte sie recht lieb gewonnen. Das erzählte ich dem Lehrer und mutmaßte laut, dass sein negatives Bild von den Franzosen wohl von seiner Kriegserfahrung herrühre.

So viel Widerrede war dem Herrn Studienrat doch zu viel – ich kassierte einen Eintrag im Klassenbuch. Mindestens einmal im Monat musste ich beim Herrn Direktor in den Karzer.

Diese unverhältnismäßigen Strafmaßnahmen dafür, dass ich für mich das Recht auf eine eigene Meinung in Anspruch nahm, ließen die Wut in mir aufquellen wie einen Hefeteig. Es kam mir vor, als wäre ich mit lauter Altnazis zusammen, denen das Unrechtsregime des deutschen Diktators dauerhaft das Hirn verbogen hatte. Bestimmt tat und tue ich Einzelnen damit Unrecht. Aber wer sich an das selbstherrlich-autoritäre Gebaren von Pädagogen und Staatsvertretern in den 50er- und 60er-Jahren erinnert, der versteht, dass deren Verhalten vielfach alles andere als eine Einladung zum „herrschaftsfreien Diskurs" war. Man musste spuren oder Strafe erdulden. Da in meinen Erbanlagen das Gehorsamsgen fehlt, bekam ich ständig Stress in der Schule und auch in der Lehre. Bis mir der Kragen platzte.

Als ich das Nürtinger Gymnasium verlassen musste, begann ich eine Lehre als Kaufmann. Mein Lehrherr war ein äußerst disziplinierter Mann, erfolgreich und angesehen. Meine Mutter kannte ihn aus kirchlichen Kreisen.

Wenn ich das Ganze aus seiner Perspektive betrachte, muss ich zugeben, dass es schon sehr nett von ihm war, mich, den „Schwererziehbaren", in seiner Firma aufzunehmen. Er wollte mich erziehen. Ich musste alle Abteilungen durchlaufen und lernte den Berufsalltag vieler Menschen kennen.

Zweimal die Woche ging's in die Berufsschule, wo von einer 16-Jährigen bis zu einem 30-Jährigen viele Altersstufen in einer Klasse untergebracht waren. Der Haufen war wirklich merkwürdig zusammengewürfelt. Unser Lehrer war neu in seinem Amt, wir boten ihm die Möglichkeit erster praktischer Erfahrungen, und dabei probierte er sich aus.

Der Mann gab auch Deutsch und ließ uns einen Aufsatz zum Thema „Wissen ist Macht" schreiben. Da ich schon damals nicht an Minderwertigkeitskomplexen litt, ging ich davon aus, dass ich eine ganz gute Arbeit abgegeben hatte. Doch meine Note war lediglich „befriedigend", also eine Drei. Die 16-Jährige, die gerne etwas zu kurze Röcke trug, bekam dagegen eine Zwei („gut"). Nun war ich schon in jungen Jahren gewillt, gewisse Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Also ging ich zum Lehrer und bat ihn, meinen Aufsatz doch noch einmal zu lesen; seine Note sei inakzeptabel – vor allem vor dem Hintergrund, dass eine 16-Jährige, die kaum drei aufeinanderfolgende Sätze grammatikallsch richtig aussprechen (geschweige denn schreiben) konnte, eine Zwei bekommen habe.

Da hatte ich mich allerdings mit dem Falschen angelegt. „Was erlaubst du dir eigentlich?", schrie er mich an. „Ich lasse dich zum Rektor zitieren!" Für mich war das wieder dieser autoritäre Ton, den ich so verachte und innerlich immer mit dem Nazisystem in Verbindung bringe. Das war einerseits Unsinn, denn der Nachwuchslehrer war kaum 30 und hatte das Dritte Reich nicht bewusst durchlebt. Andererseits schien er

mir infiziert von diesem System, das nur Platz für Mitläufer hatte und Nonkonformisten gnadenlos ausmerzte. Selbst der Rektor des Gymnasiums hatte mir vorgeworfen, ein „Staatsfeind" zu sein – was für ein substanzloses Geschwafel; Worthülsen, um die eigenen Feindbilder zu bedienen.

Auch der Berufsschulrektor krakeelte herum. Ich verlor meinen letzten Respekt vor Schule, Lehrern und Staat. Ich dachte mir meinen Teil, weil Reden alles nur noch schlimmer gemacht hätte. In diesem Punkt hat der englische Staatsmann Winston Churchill das Wesen der Deutschen recht gut getroffen: „Entweder liegen sie dir zu Füßen oder sie gehen dir an die Kehle." In meiner Erziehung ist mir das Zweite leider etwas zu häufig begegnet. Als mir der Rektor meine Aufmüpfigkeit vorwarf, musste ich an Heinrich Manns „Der Untertan" denken – doch ich vermutete, dass dieser sogenannte Pädagoge das Buch nie gelesen hatte.

In der Berufsschule sollte ich auch das Maschinenschreiben und die Kurzschrift (Stenografie) lernen. Aber das war mir zu öde. Ich ging lieber spazieren oder ins Hallenbad. Für meine Leistungen war das natürlich nicht gerade förderlich, weshalb ich auch einen Weg suchte, meinen Ausbildungsbetrieb über meine schwachen schulischen Bildungsfortschritte möglichst uninformiert zu halten, sprich: Ich unterschrieb mein Zeugnis selbst, indem ich eine Unterschrift des Verkaufsleiters hineinkopierte. Das kam allerdings heraus und resultierte in einer mittleren Katastrophe.

Nun mussten meine Eltern mit mir beim Chef der Lehrfirma antreten. „Ihr Sohn ist ein kriminelles Subjekt!", brüllte mein Vorgesetzter. Dann zerriss er meinen Lehrvertrag und ließ die Papierfetzen vor die Füße meines Vaters rieseln. Der wollte sich bücken, um die Schnipsel aufzuheben, doch ich hielt ihn am Arm fest und sagte resolut: „Du bückst dich nicht vor diesem Mann!" Ich dachte, ich könne ohnehin nichts mehr verlieren, deshalb redete ich mit meinem Chef – den ich in diesem Moment bereits für meinen Exchef hielt – Klartext.

„Ich bin ein Mensch, kein Subjekt!", herrschte ich ihn an und setzte noch drauf: „Das Dritte Reich ist zu Ende."

Dann wollte ich gehen. Doch etwas Eigenartiges geschah. Der Schreihals in leitender Funktion ging an seinen Wandschrank, nahm eine Flasche Cognąc heraus und öffnete sie. Er schenkte meinen Eltern ein und reichte auch mir ein volles Glas. Dann trank er seines aus – in einem Zug! Ich war dermaßen perplex, dass ich nichts trinken konnte. Als Nächstes hob der Chef die Schnipsel des Lehrvertrags wieder auf und klebte sie mühselig mit Tesafilm zusammen. Das Gewitter hatte sich vollständig verzogen.

Von Kündigung war keine Rede gewesen, also ging ich am nächsten Morgen wieder in die Firma. Der Chef tat, als sei nichts geschehen. Aber es war ein Burgfriede. Er hatte sich an jenem Tag die Blöße gegeben, sein Gesicht verloren. Ein paar Tage später beorderte er mich erneut zu sich und fragte, weshalb ich weder Maschinenschreiben noch Stenografie lernen wollte. Ziemlich cool antwortete ich: „Wenn ich hier erst mal fertig bin, werde ich eine Sekretärin haben, die das alles für mich erledigt." Ich sah, wie er tief Luft holte, aber bevor er richtig losbrüllen konnte, hatte ich sein Büro schon verlassen. Seine Worte geilen mir dennoch heute noch im Ohr: „Du Scherenschleifer, aus dir wird nie etwas werden ... deine arme Mutter."

Es ist erst ein paar Jahre her, dass ich meinen alten Lehrherrn wieder traf. Es saß wie ich in der Nürtinger Stadtkirche, um den Stuttgarter Hymnus-Chorknaben zu lauschen. Er erkannte mich und sprach mich nach dem Konzert an. Mir war die Begegnung im ersten Moment unangenehm, denn ich wusste, dass ich als Lehrling diesem Mann mit meinem Verhalten einigen Ärger bereitet hatte. Ich entschuldigte mich bei ihm. Er umarmte mich vor der Kirche und sagte: „Du warst mein bester Mann!" Sofort bot er mir das Du an, wie das in unserer Kleinstadt an vielen Stellen üblich ist, und dabei weinte er. Ich sagte ihm, dass ich zum Glauben an Jesus Christus

gefunden hätte und dass es die Gnade dieses Erlösers sei, dass wir beide uns nach so langer Zeit hätten aussöhnen können. Es berührte mich eigentümlich, wie mir dieser Mann, den ich aufgrund seiner Jähzornigkeit geradezu verachtet hatte, in einem Moment ans Herz wachsen konnte.

Vielleicht sollte ich noch gänzlich unbescheiden erwähnen, dass es mir tatsächlich gelang, kurz nach meiner Lehrzeit bei meiner ersten und einzigen Anstellung im Leben eine Sekretärin zu bekommen. Ich war Verkaufsleiter in einer Etikettenfirma geworden. Ich verdiente rund dreimal so viel wie meine früheren Berufsschulkollegen.

Schon in meinen Jugendjahren begann, was mich ein Leben lang begleiten sollte: Ich traf an den unmöglichsten Stellen alte Bekannte. Auf Reisen, in Cafés, auf einem Berliner Boulevard oder im fernen Ostasien – immer wieder ist mir das passiert, dass ich einen Menschen traf, mit dem an diesem Ort nun überhaupt nicht zu rechnen war. Das ist so oft geschehen, dass ich es im Rückblick kaum glauben kann.

Ich war 16, als ich mich mit einem Kumpel per Anhalter von Nürtingen auf den Weg nach London machte. „Trampen" nannte man diese Art zu reisen. In der britischen Hauptstadt konnten wir in der *Buckingham School* übernachten, einer Jugendherberge neben dem Königspalast. Nach ein paar Tagen hatten wir genug gesehen und zogen weiter in Richtung Schottland. In der Nähe von Loch Ness durchwanderten wir ein Moor und stießen mitten in der Wildnis auf eine Herberge. Jeder von uns hatte sein eigenes Kochgeschirr dabei, in dem wir am großen Herd unsere Bohnen brutzelten.

Es waren noch ein paar andere Wanderer in dieser Herberge, und wir unterhielten uns, so gut es mit unserem Schulenglisch ging, mit den britischen Jugendlichen. Plötzlich ging die schwere Eisentür der Herberge auf und ein junger Mann in einem regennassen Anorak mit Kapuze trat ein. Er schüttelte sich die Nässe aus den Klamotten und streifte seine Kapuze vom Kopf. Er starrte mich an, ich ihn, zunächst ungläubig –

und dann begannen wir lauthals zu lachen. Vor mir stand in diesem einsamen Moor mitten in den schottischen Highlands Johannes, den wir nur Jo nannten, mein unmittelbarer Nachbar aus Nürtingen.

„Was machst du denn hier?", fragte er lachend.

„Dasselbe könnte ich dich fragen", entgegnete ich und schüttelte seine nasse Hand.

Wir hatten beide dieselbe Idee gehabt und dieselbe Reiseroute gewählt, ohne es zu wissen. Einen Unterschied gab es allerdings: Er hatte die Bahn gewählt, während wir uns auf fremde Autofahrer der Landstraße verließen. „Trampen ist gefährlich und zu riskant – die Bahn ist bequem und sicher", meinte er.

„Sicherheit und Bequemlichkeit sind was für Langweiler", sagte ich. Doch reise er ja allein und habe deshalb natürlich etwas Angst. So zogen wir uns gegenseitig ein wenig auf bei diesem unerwarteten Treffen viele Hundert Kilometer von unserer Heimat entfernt.

Von Cork in Südirland nahmen wir die Fähre nach Fishguard, Wales. Auf diesem Boot hörte ich zum ersten Mal Songs von den *Rolling Stones*, die ein englischer Pfadfinder auf seiner Gitarre spielte. Was ich da hörte, gefiel mir so gut, dass ich bei unserem Rückreise-Zwischenstopp in London meine erste eigene Scheibe der *Stones* kaufte und mit nach Nürtingen brachte. Ja, diese Platte inspirierte mich und meine Freunde so tief, dass wir gemeinsam eine Band gründeten: *The Outlaws* – die Geächteten. Da unser ehrgeiziges lärmendes Musizieren vom Rest der Welt nicht beachtet wurde, blieb der Band ein durchschlagender Erfolg versagt.

Und noch eine kuriose Begegnung sollte es auf dieser Großbritannienreise geben. Im Badeort Hastings hatten wir es vorgezogen, am Strand zu übernachten. Dort lag man allerdings nicht auf Sand, sondern auf Kieselsteinen. Der unbequeme Untergrund ließ an Schlafen kaum denken, da halfen auch die eigentlich recht angenehmen Daunenschlafsäcke nicht viel.

Gegen fünf Uhr morgens stand ich gerädert und mit schmerzenden Gliedern auf. Da sah ich auf der Strandstraße ein Auto näher kommen. Form und Farbe des Nummernschildes ließen auf einen Wagen aus Deutschland schließen. Als mich der Mercedes passierte, entdeckte ich die Buchstaben NT auf dem Kennzeichen. Das stand für Nürtingen, damals noch ein eigener Landkreis, bevor es im Zuge von Reformen Esslingen zugeschlagen wurde. Ich fuchtelte wild mit beiden Armen dem Auto hinterher, bis der Wagen plötzlich umkehrte. Er blieb neben mir stehen – und heraus stiegen mein Schulkamerad Thomas Ischinger und sein Bruder Wolfgang, der später unter anderem deutscher Botschafter in den USA und dann in Großbritannien wurde. Wir begrüßten einander herzlich und lachten über diese zufällige Begegnung. Der Vater der Ischinger-Brüder hatte seinen Söhnen die Stelle gezeigt, wo er im Zweiten Weltkrieg für Deutschland geflogen war.

Wir durften mit den Nürtingern bis Dover fahren und nahmen dort die Fähre nach Calais. Auf dem Schiff lernten wir eine ältere Dame kennen, die uns in ihr Haus nach Paris einlud. So konnten wir noch ein paar Tage kostenlos in der französischen Hauptstadt verbringen. Ich hatte auf meinen Reisen immer solche spontanen, freundschaftlichen Begegnungen. Sie haben mein Leben geprägt, besser: Sie haben mein Leben reich gemacht.

Aufgrund einer Fußballverletzung musste ich als schon fast Erwachsener sechs Wochen ins Olga-Hospital in Stuttgart-Bad Canstatt. Neben mir lag einige Wochen der 17-jährige Walter, ein Jugendlicher mit Downsyndrom (wir nannten diese Leute damals „Mongoloide"). Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken, zum Lesen – und zur Beschäftigung mit Walter. Der Chefarzt, der meinen Muskelfaserriss operiert hatte, betrachtete Walter in seiner geistigen Entwicklung als hoffnungslosen Fall. Der Knabe sei genetisch so angelegt, dass er niemals etwas lernen würde.

Von solchen Vorurteilen unbelastet, machte ich mich da-

ran, mit Walter zu sprechen und ihm etwas beizubringen. Der Behinderte mit den großen Augen war ein recht intelligentes Bürschchen und lernte unerwartet schnell. Der Arzt war nicht wenig verblüfft, als ihn Walter nach wenigen Tagen mit „Herr Professor" ansprach. Und er staunte noch mehr, als ihm Walter aus einem dicken Schinken von Karl May, den ich ihm besorgt hatte, ein paar Passagen vorlas. Ich lernte selbst daraus, dass die Grenzen, in denen Menschen leben, nicht unverrückbar sind und dass viele Potenziale, die wir besitzen, häufig ungenutzt bleiben.

Frustrierend waren dagegen die unzähligen Diskussionen mit den Kriegsbeschädigten, die ebenfalls in unserem Sechsbettzimmer lagen und immer wieder infolge von Verletzungen aus dem Zweiten Weltkrieg operiert werden mussten. Frustrierend, weil diese Menschen zu keiner Analyse dieses verheerenden Systems, das sie verheizt hatte, imstande waren. Es überforderte sie, in Adolf Hitler den Verbrecher und Massenmörder zu sehen, der er gewesen war. Für mich war das zum Verrücktwerden.

Ich war entschlossen, das Land zu verlassen. Mein Leben sollte aus mehr bestehen als aus Etikettiergeräten. Nach meiner Genesung ging ich direkt zum Inhaber der Firma, um meine recht ordentliche Stelle zu kündigen. Damit hatte er nicht gerechnet und es muss wie eine Majestätsbeleidigung auf ihn gewirkt haben. Zuerst versuchte er es noch mit dem Angebot einer Gehaltserhöhung. Als er aber merkte, dass er mich damit nicht ködern konnte, rastete er aus. „Bei mir kündigt niemand!", schrie er. Und trompetete dann: „Ich kündige dir, hau ab aus meiner Firma!"

Im Alter von 19 Jahren machte ich mich vom Acker. Nürtingen, die Kleinstadt meiner Jugend, hatte mich endgültig vergrault. Ich wollte nicht mehr in die Spießergesichter blicken und mir auch nicht mehr vorschreiben lassen, was ich zu denken und zu sagen hatte. Der Rebell in mir übernahm das Regiment und besiegte mein Harmoniebedürfnis.

Mit 100 Dollar in der Tasche machte ich mich auf den Weg nach Amerika. Ja, das Klischee vom „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" schwirrte irgendwo in meinem Kopf umher. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich so viele Begrenzungen erlebt, dass das Wort Freiheit einen noch lockenderen Klang bekam, und diese Freiheit verhießen die Vereinigten Staaten. Davon später mehr.

Da in meiner Lebensgeschichte die Frage des Glaubens eine dramatische Rolle spielen sollte, will ich an dieser Stelle meinen Wurzeln nachspüren, denen ich vielleicht mehr zu verdanken habe, als mir lange Zeit bewusst war. In meinen Kinderjahren ging die Familie sonntags immer zu den Großeltern mütterlicherseits. Mein Vater war schon mit 14 Vollwaise. Er, das zwölfte Kind, hatte seine Eltern kurz nach der Machtergreifung Hitlers verloren. Die Eltern meiner Mutter lebten dagegen noch und erfreuten sich sehr an den rund zwanzig Enkelinnen und Enkeln.

Opa und Oma waren fromme Leute. Der Großvater betete zu Tisch und dann hauten wir alle mächtig rein. Diese familiäre Gemeinschaft und der riesige Spaß, den Geschwister und Cousins miteinander hatten – das werde ich nie vergessen. Im Hintergrund diskutierten die Erwachsenen oft heftig über alles Mögliche – über Politik, Kirche, Gott und die Welt. Aber das hat sich nur in meinem Unterbewusstsein festgesetzt, als kleiner „Hanswurst" war ich über die Maßen mit Spielen, Späßen und Streiten beschäftigt.

Zur Ehre meines Großvaters sei erwähnt: Er war nie Mitglied der nationalsozialistischen Partei. Vergleichsweise offen sprach er gegen das Regime Adolf Hitlers, das er immer abgelehnt hatte. Wie er das durchstehen konnte, bleibt für mich bis heute ein Wunder. Mehr als einmal lauerte ihm – einem Vater von sechs Kindern – vor dem Haus die Gestapo auf. Und doch kriegten sie es nicht hin, ihn mitzunehmen. Er hatte eine solche Ausstrahlung, dass sie die Festnahme nicht wagten. Dieser fromme Mann schien den Schutz Gottes über sich

zu haben. Die Nazischergen richteten jedenfalls nichts gegen ihn aus.

Die amerikanischen Besatzer – man muss sie wohl besser Befreier nennen – erkannten das Potenzial dieses gestandenen Mannes und beauftragten ihn mit der „Entnazifizierung" in Nürtingen. Später zählte er mit seinem Freund Eugen Gerstenmeier zu den Gründern der Christlich-Demokratischen Union in unserem Landkreis.

Zum Sonntag gehörte in unserer christlich geprägten Familie selbstverständlich der Gottesdienst. Wir besuchten allerdings nicht die evangelische Landeskirche, sondern die kleine Kapelle der Evangelischen Gemeinschaft – einer freikirchlichen Gruppierung, die aus der methodistischen Bewegung heraus entstanden ist und 1968 im Zuge der Kirchenvereinigung in der bundesweiten evangelisch-methodistischen Kirche aufging. Dort saßen wir, mein kleiner Bruder und ich, die Cousins und Cousinen, in dieser Kapelle. Prediger war – mein Großvater. Kein Theologe, sondern ein Laie, der werktags sein Geld mit einer Schuhgroßhandlung verdiente. Am Tag des Herrn legte Opa die Heilige Schrift aus.

Als wir kleiner waren, gingen wir in der Kapelle allerdings nicht zu Großvater, sondern zu „Onkel Hermann". Das war ein unglaublich begabter Mitarbeiter, der uns Kindern die Botschaft der Bibel in wunderbaren Bildern erklären konnte. Wenn er die Geschichten nacherzählte, hingen wir an seinen Lippen. Ob Noahs Flucht vor der Sintflut, der Kampf Elias gegen die Baalspriester oder die Wunder, die Jesus Christus den Evangelien zufolge vollbracht hatte – das alles erlebten wir wie Kino vor unserem inneren Auge. Bis heute – nachdem ich die Bedeutung der Bibel als Wort Gottes für mich neu entdeckt habe – helfen mir „Onkel Hermanns" Bilder, biblische Wahrheiten zu visualisieren. Dass ich mich später für ein paar Jahrzehnte von diesen Glaubenswahrheiten verabschiedete, war wirklich nicht „Onkel Hermanns" Schuld. Ich brannte damals jeden Sonntag darauf, diesen Mann Gottes zu hören.

Als ich ins Jugendlichenalter kam, bestand meine Mutter leider darauf, dass ich in die Landeskirche ging. Der Grund dafür war die Konfirmation, die damals in unserer Familie und in der evangelischen Nürtinger Gesellschaft einfach dazugehörte. Also musste ich als Zwölfjähriger Woche für Woche zum Pfarrer in den Konfirmandenunterricht. Das war nicht meine Wahl, sondern ein Zwang – und schon als junger Mensch hatte ich gegen Zwänge aller Art eine Allergie entwickelt.

Zu den Ritualen der Konfirmation gehörte es, dass jeder seinen Konfirmandenspruch – das ist ein ausgewählter Bibelvers, meistens eine sehr schöne Verheißung – auswendig vortragen musste. Wahrlich keine große intellektuelle Herausforderung, aber mir passte diese Zwangsaufgabe nicht. Ich weigerte mich, das Verslein zu lernen. Als der Pfarrer dann im Gottesdienst in der Nürtinger Stadtkirche meinen Namen aufrief, trickste ich einfach: Ich nuschelte halblaut vor mich hin und ließ irgendetwas von „Gott" und „Christus Jesus" einfließen. Keiner konnte es verstehen, aber es hörte sich für alle irgendwie fromm und richtig an. Insgeheim war ich ziemlich stolz auf mich, wie ich sie alle an der Nase herumgeführt hatte.

Nur hatte ich die Rechnung ohne meine Großmutter gemacht. Der war meine jugendliche Schlitzohrigkeit bereits wohlvertraut. Wir saßen nach dem Gottesdienst am Mittagstisch bei uns zu Hause, fast 30 Verwandte hatten sich versammelt. Da nahm mich die Oma bei der Hand und sagte mir freundlich, aber bestimmt ins Gesicht: „Du hast deinen Spruch nicht gelernt." Ihren Blick dabei werde ich nie vergessen. So eindringlich schaute sie in meine Augen, dass mir die Schamesröte ins Gesicht stieg. Ich fühle mich noch heute etwas elend, wenn ich an diesen Moment denke.

Am betrüblichsten an diesem Vorfall ist aber die inhaltliche Seite. Denn mein Spruch stammte aus dem vielleicht berühmtesten Psalm der Bibel, nämlich dem Psalm 23: „Der Herr ist mein Hirte." Jenes Gebetslied des früheren Hirtenjungen und späteren israelischen Königs David hat Menschen über Jahr-

tausende begleitet, ermutigt, getröstet. Selbst in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten sollen Juden mit diesem Psalm auf den Lippen in den Tod gegangen sein – sich versichernd, dass es eine höhere Macht gibt als die der Verfolger und Mörder; eine Macht, die in eine Zukunft nach dieser Welt weist. Doch solche Gedanken waren dem Konfirmanden Friedrich Kurz noch etwas zu hoch. Das sollte sich ändern. Heute kann ich den Psalm 23 auswendig. Und ich glaube, dass der dort beschriebene Hirte seinem Schaf auch in den vielen Jahren nachgegangen ist, als es auf Irrwegen unterwegs war, sich leichtsinnig von der Herde getrennt hatte und gewiss mehr als einmal in Lebensgefahr schwebte, ohne diese Gefahr auch nur zu ahnen. Davon schimmert in meiner Erinnerung an die vermasselte Beschäftigung mit dem Konfirmandenspruch etwas durch. Schon damals pochte mein Gewissen, weil ich mich um etwas Heiliges und fürs Leben Bedeutsames herumgemogelt hatte.

Überhaupt sehe ich die vielen Impulse, die ich als Kind zum Umgang mit der Bibel und zum gelebten Christsein bekommen habe, als einen Schatz, von dem ich heute sehr profitiere. Wenn ich heute in Nürtingen bin, gehe ich ab und zu meinen alten Schulweg entlang und komme an der „Kapelle" vorbei, an der mein Großvater und „Onkel Hermann" wirkten. Und ich danke meinem Schöpfer für die Liebe und Mühe, mit der diese Menschen mich an ihn herangeführt haben. Dass ich mich dann für ein paar Jahrzehnte von einem Leben im Glauben verabschiedete, dafür will ich niemanden dieser Menschen verantwortlich machen. Das war meine eigene Entscheidung.

Als mein Opa schwer krank im Hospital lag, brachte man mich hin. Ich wusste nicht, dass es meine letzte Begegnung mit ihm sein sollte. Er nahm meine Hand – es war die kleine Hand eines Zehnjährigen –, und er sagte: „Aus dir wird etwas ganz Besonderes." Das hat mich sehr berührt. Nicht so sehr aus Eitelkeit (aber das vermutlich auch), sondern vielmehr

weil dieser alte Mann der Einzige in meinem ganzen Umfeld war, der an mich glaubte. Für alle anderen war ich bereits ein Kind, das man verloren hatte. Ich galt als aufmüpfig, faul und schwer erziehbar. Karriere hätte mir damals keiner zugetraut. Und dass ich mich eines Tages zum christlichen Glauben bekennen würde, darauf hätte damals wohl keiner auch nur einen Pfifferling gewettet.

Mein Großvater starb mit 62. Ein gütiger und gottesfürchtiger Mensch, der sich nie hatte verbiegen lassen, musste gehen. Einer, der auch unter dem Druck der Nazis nicht eingebrochen war. Einer, der wusste, dass es über dem „Führer" noch eine ganz andere Macht gab. Nach ihm wurde eine Freizeithütte bei Nürtingen benannt, die Johannes-Sonn-Hütte. Ich kam dort einmal vorbei, als geistig behinderte Kinder einen Ausflug dorthin machten. Was für ein sinnfälliges Bild: In dieser Hütte wurde diesen Mädchen und Jungen Respekt gezollt, wogegen die Nazis das Leben solcher Menschen mit Füßen traten. Immerhin begann die Aktion „T 4", die den Anfang der Ausrottung „unwerten Lebens" (so die Nazisprache) markierte, wenige Kilometer von Nürtingen entfernt auf der Schwäbischen Alb in Grafeneck, unweit des legendären Marbacher Gestüts. Meinem Großvater konnten die braunen Ideologen den Respekt vor dem Leben jedoch nicht austreiben. Ich bin stolz auf ihn, weil ich denke, Deutschland hätte in den dunklen Jahren mehr Menschen seiner Weltanschauung und seiner Konsequenz gebraucht.

Ins Studium hineingeflunkert

Ein kommunikativer Typ wie ich hatte auch in „God's own country" Amerika keine Schwierigkeiten, Bekanntschaften zu schließen und Freunde zu gewinnen. Schon am dritten Tag nach meinem Transatlantikflug war ich mit dem Auto eines Kumpels unterwegs, zwei Bekannte neben mir auf der Vorderbank, zwei weitere auf der Rückbank. Lässig sauste ich über die Straße, den Arm cool aus dem Fenster gelehnt, als in einer Kurve das Unerwartete geschah: Die Fahrertür öffnete sich – und ich fiel aus dem fahrenden Wagen auf die Straße. Das allein wäre für den jungen Gast in der Neuen Welt Schock genug gewesen. Doch der Wagen setzte seine Fahrt auch ohne mich am Steuer fort und knallte kurz danach in einen Supermarkt. Eine demollerte Autofront, eine zerschlagene Schaufensterscheibe und vier Leichtverletzte waren die Bilanz.

Die Schuld an dem Unfall lag eindeutig bei mir, also musste ich auch bezahlen. Doch wie sollte ich das tun als Neuankömmling ohne Geld in der Tasche? Das war der Moment, in dem mir meine sportliche Begabung und meine exzellente körperliche Verfassung zugutekamen. Was mir auf holprigen Wiesen am Neckar kindliche Leidenschaft war, nämlich das Fußballspielen, sollte sich jetzt in bare Münze umwandeln lassen. Ich hörte mich um, ob es irgendwo in der Nähe einen professionellen Fußballklub gab. Den gab es, und zwar in Philadelphia. Die Mannschaft hieß *Ukrainian Nationals*.

Internationalität war man auf dortigem Rasen bereits gewohnt. Der Trainer kam aus Argentinien und hatte das Team für US-Verhältnisse auf höchstem Niveau gehalten. An der Ostküste gab es nur wenige Mannschaften, die mithalten konnten. Der Coach sah, dass ich nicht nur Kondition, sondern auch leidliches spielerisches Talent mitbrachte. God bless America – der Mann gab mir bereits drei Tage später für das Match gegen Boston eine Chance und stellte mich auf. Er sollte es nicht bereuen. Fußball ist international und ich fühlte mich auf fremdem Feld schnell heimisch. In diesem Ligaspiel konnte ich drei Tore platzieren. Damit hatte ich den Job, einen festen Platz im Kader – und somit auch meine erste Anstellung. Die Not des leeren Geldbeutels wurde für mich eine Chance, in der neuen Heimat Fuß zu fassen.

Ich staunte nicht schlecht, dass kurz darauf das amerikanische Militär begann, sich für mich zu interessieren. Dass man in der Armee Bedarf an kräftigen jungen Männern hatte, lag aufgrund des Vietnamkriegs auf der Hand. Aber ich hatte nicht einmal die amerikanische Staatsbürgerschaft. Der Sergeant, der mich interviewte (oder soll ich sagen: bearbeitete?), fragte nicht nach meinem Personalausweis. Er umgarnte mich, indem er mich ständig einen „excellent German soldier", einen hervorragenden deutschen Soldaten, nannte. Aber gegen derartige Bauchpinselei erwies ich mich immun. Wie ich später erfuhr, haben die US-Streitkräfte nicht wenige männliche Gäste des Landes in den Kampf geschickt, ohne deren Nationalität zu berücksichtigen.

Die folgende Zeit packte ich voll damit, mein Können und meine Lebensoptionen auszuprobieren. Von Philadelphia führte mich der Weg weiter in den Norden nach Kanada, wo ich in einem griechischen Fußballklub mit dem klassischen Namen „Hellas" spielte. Dort bezahlte man noch besser als in meiner ersten Mannschaft. Zwischendrin übernahm ich einen Job bei der Rettungswacht am Lake Huron, der den längsten Süßwasserstrand der Welt bietet. Mein Leben war schnell, far-

big und wild – und gleichzeitig spürte ich, dass dieser Lebensstil auf Dauer nicht tragfähig sein würde.

Nach meiner Zeit in Toronto ging ich nach Laurentians nördlich von Quebec City, um dort als Skilehrer zu arbeiten. Das ging auch ein paar Monate gut, aber dann kam in Kanada die Separatistenwelle. Nachdem der Arbeitsminister Laporte ermordet und der britische Botschafter entführt worden war, wurde der Boden für Ausländer einfach zu heiß. Ich ging zurück in die USA und fuhr mit der Bahn bei Maine über die Grenze. Auch in Vermont gab es Schnee, also heuerte ich dort als Skilehrer an. Mein Pech war allerdings, dass es dort einen Schweizer Skilehrer gab, der schnell herausfand, dass ich überhaupt keine Arbeitserlaubnis für die USA hatte. Er zeigte mich an (später sollte ich ihn in St. Moritz wieder treffen). Die Burschen vom FBI kamen an die Piste, doch das waren wirklich nette Beamte. Sie baten mich, das Land zu verlassen, gaben mir aber einen Monat Zeit. Das reichte, um noch einmal ein bisschen Geld zu verdienen.

Ich leistete der Aufforderung des FBI Folge und kehrte zurück nach Europa, allerdings war mein Gastspiel dort nur kurz. In St. Moritz in der Schweiz fand ich einen neuen Job als Skilehrer, doch kurz darauf landete eine Einladung von den *Philadelphia Eagles* in meiner Post. Sie wollten mich testweise als „Kicker" in ihrer Mannschaft. Dabei handelte es sich um American Football, also nicht um europäischen Fußball. Die Sportart war mir eigentlich völlig unbekannt, aber kicken konnte ich. Also reiste ich wieder in die USA und fand mich unter 40 weiteren Bewerbern. Tja, das war zu viel Konkurrenz für Friedrich Kurz, der ja nicht mit dem Football aufgewachsen ist. Als Drittletzter des Bewerberfeldes wurde ich nach einer Woche höflich verabschiedet.

Jetzt saß ich da. In meiner Ratlosigkeit erinnerte ich mich an den Vorschlag einer Freundin, doch mal im *Bethany College* in West Virginia vorzusprechen. Sie hatte mir diese Ausbildungsstätte empfohlen. Ich hatte auch große Lust, nach den

Gelegenheitsjobs etwas weitsichtiger an meiner beruflichen Zukunft zu arbeiten. Etwas Bauchschmerzen machte mir allerdings der Umstand, dass ich in Deutschland keinen Abschluss hatte, der mir das akademische Feld eröffnete. Zum Abitur war es in meiner Heimatstadt Nürtingen ja nicht gekommen.

Ohne über dieses Problem länger nachzudenken, bestieg ich den nächsten Greyhoundbus, um mich im *Bethany College* vorzustellen. Ich betrat gerade das Verwaltungsgebäude der Privatuniversität, als mir ein Mann entgegenkam und fragte, wohin ich wollte.

„Ich möchte hier studieren", sagte ich.

Er freute sich: „Das ist wundervoll. Ich bin Dr. Richardson, der Präsident von diesem College. Folgen Sie mir doch bitte in mein Büro."

Dort angekommen, rief er noch ein paar Leute dazu.

Nun musste ich jede Menge Fragen beantworten. Natürlich ging es erst um meine Herkunft. Ich erzählte, dass ich Deutscher sei und wegen der *Philadelphia Eagles* erneut die USA besucht hätte.

Dann fragte mich Richardson: „Lesen Sie viel?"

Da erwischte er mich nun auf dem richtigen Fuß. „Was wollen Sie wissen?", fragte ich selbstbewusst zurück. Ich bot ihm an, über John Steinbecks *Früchte des Zorns* zu sprechen oder über Ernest Hemingways *Wem die Stunde schlägt.* Auch mit Scott Fitzgeralds *Tender is the Night* konnte ich aufwarten.

Er hakte nach, fragte noch nach weiteren Romanen dieser Autoren und war offensichtlich fasziniert, dass hier ein sportlicher junger Deutscher vor ihm stand, der mit der amerikanischen Literatur bestens vertraut war. Wir redeten über das Theater, über Eugene O'Neill und über *Wer hat Angst vor Virginia Woolf.*

Das Gespräch überzeugte ihn. „Sie werden hier in *Bethany* studieren!", verkündete er in einem Ton, in dem sich Autorität und Begeisterung vermischten.

Natürlich kam unmittelbar als Nächstes die Frage nach dem

Geld. Ich musste ihm gestehen, dass ich keines hatte. Zu meiner Überraschung störte ihn das überhaupt nicht. Für Fälle wie mich gab es einen Stipendientopf, und in den wollte Richardson für mich greifen. Dass es dabei um 20.000 Dollar im Jahr ging, sollte ich erst später erfahren. Er bot mir sogar einen kleinen Zusatzjob an, damit ich mir Geld erarbeiten konnte, um meine Ausgaben für den täglichen Bedarf zu decken. Es war genau genommen ein unglaublicher Erfolg. Von einem Moment auf den nächsten hatte ich den Status eines gut versorgten US-Studenten – und das durch nur eine Unterhaltung mit dem Chef.

Mir war allerdings klar, dass ich unter diesen Konditionen sehr gute Leistungen bringen musste. Zunächst galt es aber, eine Aufnahmeprüfung zu absolvieren, wie sie auch von den amerikanischen Bewerbern verlangt wurde. Ich konnte mich unter den ersten 25 Prozent qualifizieren und hatte damit meinen sicheren Platz.

Eine unangenehme Situation war noch zu überstehen: Eine deutsche Professorin stellte mich noch am selben Tag in einem Gespräch und fragte nach meinem Abitur. Ich wusste sofort: Das ist der heikelste Punkt. In diesem Moment wusste ich mir nur mit einer Notlüge zu helfen. Ja, ich hätte Abitur, behauptete ich, die Prüfung hätte ich in der Nähe von Tübingen abgelegt, doch leider das Zeugnis bei der Abreise in die Vereinigten Staaten nicht mitgenommen.

Sie schaute mich durchdringend an und sagte dann: „Friedrich Kurz, Sie haben beim Präsidenten unseres Colleges einen sehr guten Eindruck gemacht und man will Sie unbedingt fördern. Ich werde Ihnen nicht im Weg stehen, aber eine Bitte habe ich doch: Hören Sie auf zu lügen!" Und dann forderte sie mich noch auf, in ihren Deutschunterricht zu kommen und sie zu unterstützen, wenn sie das verlangte.

Ich fühlte mich in diesem Augenblick etwas elend, dankte ihr aber für ihr Verständnis und half später in ihren Seminaren, so gut ich konnte.

Was für ein Tag! Mein Leben hatte auf einen Schlag eine neue Wendung genommen. Und als ich die Treppe hinunterging, begegnete ich einem weiteren Mann, der mein Leben entscheidend prägen sollte: Dr. David Judy. Im Vorübergehen kamen wir miteinander ins Gespräch. Er fragte mich nach meinem Namen und meiner Herkunft. Als ich sagte, ich käme aus Deutschland und dürfe hier studieren, lächelte er. Seine nächste Frage lautete, ob ich Literatur und das Theater liebte. Ich konnte kaum fassen, dass einer im ersten Augenblick meine Lieblingsthemen ansprach und sich dann auch noch herausstellte, dass er auf diesem Gebiet Experte war. Judy hatte in Rom, Florenz und Oxford unterrichtet und war darüber hinaus ein begnadeter Theaterregisseur. Ich genoss nun das Privileg, bei ihm studieren zu dürfen. Er wurde mein Lehrer, mein Mentor, ja im Laufe der Zeit auch mein Freund. Er kam später sogar nach Bochum, um mir beim Produzieren von *Starlight Express* zuzusehen.

Kaum hatte ich mein Studium begonnen, wurde ich mit Arbeit überhäuft. Judy ließ mich jede Woche zwei Theaterstücke und einen Roman lesen. Das war sehr viel, zumal ich ja auch noch andere Fächer zu belegen hatte. Aber ich beklagte mich nicht, sondern verschlang die Bücher, die er mir zu lesen gab. Ich wohnte praktisch in der Bibliothek. So anstrengend die Lektürearbeit oft war, so lohnend empfand ich sie auch. Texte über die Liebe, über das Scheitern, über Konflikte, Sünde, Tod und Teufel, aber auch Happy Endings in katastrophalen Szenen. Die Fiktion ist dem Leben oft näher als manches andere Fach, das ich hätte studieren können.

Zum Ausgleich trainierte ich nachmittags in der Fußballmannschaft des Colleges. Dort konnte ich glänzen. Ich schoss für das Team die meisten Tore. Das brachte mir jedes Jahr aufs Neue den offiziellen Ehrentitel MVP – Most Valuable Player, also wertvollster Spieler der Mannschaft – ein.

Jeder Student hatte leider auch die Pflicht, ein Semester Naturwissenschaften zu belegen. Die interessierten mich nicht

sonderlich, Physik und Chemie waren mir eher ein Graus. Mit sehr gemischten Gefühlen machte ich mich auf den Weg zur ersten Vorlesung. Doch der Professor war ein ganz außergewöhnlicher Pädagoge. Er zeigte uns in der ersten Stunde den Film *2001: Odyssee im Weltraum* von Stanley Kubrick. Der bot ihm damals eine Steilvorlage, um mit uns Studenten über unser Verständnis von Raum und Zeit zu diskutieren.

Nach der Vorlesung ging ich in sein Büro und fragte ihn einige Dinge, die ich nicht verstanden hatte. Ich sprach ihn mit „Sir" und „Prof. Dr. Becker" an. Er sagte, ich könne ihn ruhig David nennen, und was meine Wissenslücken anbetreffe, so habe er auch nicht auf alles eine Antwort. „Doch kann ich dich lehren, die richtigen Fragen zu stellen", sagte er.

Dieser Satz schlug bei mir ein. Mein amerikanischer jüdischer Professor hatte in einem Satz den Unterschied der Lehrmethoden zwischen den USA und Deutschland dargestellt. Ja, genau das war es, was ich brauchte!

Nach vier erfolgreichen Semestern plante ich, für ein Auslandsstudium nach Europa zu gehen. Ich war mir nicht sicher, ob meine Dozenten und Mentoren diese Idee unterstützen würden, aber zu meiner Überraschung stimmten sie dem Vorhaben sofort zu. Die Auslandssemester bedeuteten eine geniale Ergänzung meines Curriculums. Zuerst schrieb ich mich für ein halbes Jahr in Paris an der *Sorbonne* ein, dann für ein halbes Jahr in Großbritannien an der *London University*. Als Europäer hatte ich damals das zusätzliche Privileg, an beiden Universitäten keine Studiengebühren bezahlen zu müssen. Meinen amerikanischen Kommilitonen gingen solche Auslandseinsätze hingegen an die Geldbörse. Ich hatte fast ein schlechtes Gewissen, weil ich das Beste aus zwei Welten genießen durfte. Das schien nicht fair zu sein.

In Paris entdeekte ich meine Liebe zum Film. Dort gab es einzigartige Möglichkeiten, sich mit diesem Medium zu beschäftigen. Mit Freunden sah ich an manchen Tagen bis zu fünf Filme an, sodass mir die großen Namen und ihre Werke

in kürzester Zeit vertraut waren. Für wenig Geld bekam man die *Nouvelle Vague*, zeitgenössische Streifen, zu sehen – Filme von Jean Luc Godard, Truffaut, Chabrol, Marco Ferreri, Werner Herzog, Rainer Werner Fassbinder. Aber auch alte Filme von Fritz Lang, Billy Wilder, Friedrich Wilhelm Murnau, Sam Peckinpah, Sam Fuller, Fred Zinneman, Jacques Rivette und wie sie alle heißen. Kino interessierte mich so sehr, dass ich eine Zeit lang sogar mit dem Gedanken spielte, in Paris zu bleiben, um dort Film zu studieren und Regisseur zu werden. Doch ein englischer Freund (der übrigens später Finanzchef von Andrew Lloyd Webbers *Really Useful Company* werden sollte) empfahl mir dringend, erst meinen Abschluss in den USA zu machen. Also ging ich zurück ans *Bethany College*, kämpfte mich durch das letzte Jahr und absolvierte mein Examen.

Der Wunsch, Regisseur zu werden, blieb allerdings. Nach unserer Abschlussfeier in West Virginia machte ich mich auf den Weg an die Westküste. Die Universität von Südkalifornien hatte den Ruf als beste Filmhochschule der USA. Das schien mir genau der richtige Platz für meine Weiterentwicklung zu sein. Aber schon nach kurzer Zeit erreichte mich die Nachricht, dass meine Mutter schwer erkrankt sei – Krebs. Ein guter Freund machte mir schnell klar, wo jetzt meine Prioritäten zu liegen hätten. „Du hast nur eine Mutter", sagte er mir – und so kehrte ich in meine schwäbische Heimatstadt Nürtingen zurück.

Eine gute Entscheidung.

Meine Mutter überstand die Operation bestens und erholte sich auf wunderbare Weise. Meine „Fürsorge" spielte dabei auch eine Rolle, wie sie mir später sagte. Meine Mutter lebte zehn weitere glückliche Jahre und wurde in dieser Zeit zu einem Vorbild für andere krebskranke Menschen. Sie weigerte sich, in ihrem Siechtum zu verharren, und bemühte sich um eine Teilnahme am normalen Leben, was ihr ausgezeichnet gelang. Sie fuhr sogar bis zum Schluss Ski. Ich war sehr stolz auf sie.

München 1972 – Das Blutbad von Olympia

Ich hatte in der Neuen Welt jenseits des Atlantiks Fuß gefasst, insbesondere im Bereich des Sports. Als sich die Olympischen Spiele 1972 in München näherten, verspürte ich große Lust, mit von der Partie zu sein. Allerdings nicht als Sportler, denn meine Begabung beim Fußball hätte wohl nicht gereicht, um bei den Sommerspielen mitzumischen. Doch durch meine internationale Erfahrung (die Anfang der 70er-Jahre weit seltener war als heute) meinte ich, dem veranstaltenden Nationalen Olympischen Komitee (NOK) in Deutschland von Nutzen sein zu können, also bewarb ich mich dort als sogenannter „Host" (das männliche Pendant zu Hostess). Die Hosts hatten die Aufgabe, eine Art Vermittlerrolle zwischen dem Gastgeberland und den teilnehmenden Nationen zu spielen. Die berühmteste Hostess dieser Spiele war Sylvia Sommerlath, die in München den schwedischen König Carl Gustaf kennenlernte, der sie später heiratete und zur Königin seines Landes machte. Ich hatte nicht vor, in München die Frau fürs Leben zu fin-den – mir ging es in erster Linie um interessante Kontakte.

Meine Bewerbung machte auf die Verantwortlichen offenbar ausreichend Eindruck, dass ich prompt angenommen wurde. Damit wir Hosts einen guten Job machen konnten, holte man uns schon zwei Monate vor der Eröffnungsfeier nach München, um uns in die Geheimnisse des Ablaufs einzuweihen und angemessen vorzubereiten. Wir wurden darüber auf-

geklärt, wer wofür zuständig war, wie man verschiedene Nationen zu behandeln hatte, wo man Spannungen zwischen den teilnehmenden Teams umgehen konnte ... Ich fand das alles unheimlich interessant, und es schmeichelte mir natürlich auch ein bisschen, bei einem so wichtigen internationalen Ereignis dabei sein zu dürfen.

Die Spitze des Teams aus den USA nahm Kontakt zu mir auf. Offenbar wusste man dort, dass ich in beiden Ländern zu Hause war und dass ich recht nützlich sein könnte. Der Chef de Mission der Amerikaner, ein Colonel Miller, bat mich bei einer frühen Inspektion, ihn über Struktur und Abläufe der Spiele zu unterrichten. Dabei ging es auch um die Wohn- und Trainingssituation vor Ort.

Nach einer längeren Unterredung stellte sich heraus, dass das amerikanische Team alles andere als gut organisiert war. Wenn hier keiner die Fäden in die Hand nahm, würden die Spiele für die westliche Großmacht eher peinlich ausgehen. Miller hatte schnell eine Lösung parat: Er bat mich, offizieller Manager des gesamten US-Teams zu werden.

Natürlich musste ich mich erst mit der deutschen Seite abstimmen, aber Walther Tröger, der Bürgermeister des olympischen Dorfes, reagierte überraschend begeistert. Er vertraute mir, dass ich die knifflige Aufgabe lösen würde. Für mich war das ein ganz schöner Aufstieg, denn nun hatte ich als Manager eines der wichtigsten Teams dieser Spiele ganz andere Befugnisse – und ganz neue Kontakte. Mein Büro befand sich im Hauptquartier des olympischen Dorfes, wo ich auch wohnte. Ab und zu tauchte Colonel Miller auf und vergewisserte sich, dass alles nach Plan lief. Dann und wann brachte er prominente Gäste mit – etwa den legendären farbigen Kurzstreckenläufer Jesse Owens, der bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin vier Goldmedaillen geholt und damit die Rassenideologen des Dritten Reiches gehörig vor den Kopf gestoßen hatte. Auch Verwandte des US-Präsidenten Richard Nixon informierten sich vor Ort über ihr Nationalteam.

Meine Aufgabe machte mir großen Spaß, auch wenn ich nicht jede organisatorische Panne verhindern konnte. Stan Wright, der die Kurzstreckenläufer trainierte, hatte zum Beispiel Probleme mit deutschen Zeitangaben. So kam es, dass zwei seiner besten Leute einen wichtigen Zwischenlauf verpassten. Wright hatte 17 Uhr mit 7 p. m., also 19 Uhr, verwechselt – und diese falsche Zeit an seine Sportler weitergegeben. Die Welt wunderte sich, dass die beiden Startblöcke zum 100-Meter-Zwischenlauf um fünf Uhr nachmittags leer blieben. In Zeiten, in denen es noch kein Handy gab, ließ sich das Problem auch nicht durch einen kurzen Anruf klären. Der dritte Top-US-Läufer, Robert Taylor, hatte auf einem Monitor im olympischen Dorf gesehen, dass der Zwischenlauf begann und seine Kollegen nicht da waren. Er schaffte es gerade noch rechtzeitig zum Start. Aber in diesem Wettkampf lief der Russe Borsov allen davon.

Die Sache war für die Amis peinlich genug, aber für Trainer Wright folgten quälende Stunden. Insbesondere eine eigens angeordnete Pressekonferenz wurde für ihn geradezu zum Tribunal. Ein Hagel von Beschimpfungen prasselte auf ihn nieder. Howard Cosell, Starreporter aus den USA, hämmerte auf den Afroamerikaner ein. Das war jener Cosell, der vier Jahre zuvor bei den Olympischen Spielen in Mexiko-Stadt die schwarzen Sprinter Lee Evans, John Carlos und Tommy Smith zu einer politischen Aktion gereizt hatte. Sie zeigten bei der Siegerehrung die geballte schwarze Faust – ein Symbol der Black-Power-Bewegung des Malcolm X, der damals sehr populär war. Cosell zeigte sich Wright gegenüber von seiner unbarmherzigsten Seite, bis dieser unter Tränen versicherte: „Ich habe es nicht mit Absicht getan."

Der Trainer tat mir leid und die Pressekonferenz war eigentlich schon zu weit gegangen. Als schließlich Cosell und seine sensationsgierigen Kollegen uns ins Hauptquartier folgten, bat ich die Journalisten sehr bestimmt, das Haus zu verlassen. Hätten die damals gewusst, dass es lediglich ein junger deutscher

Student war, der sie da hinauskomplimentierte, wären sie meiner Aufforderung gewiss nicht gefolgt.

Einen Eklat gab es beim Basketballspiel der USA gegen die Sowjetunion. Hier wurde der Kalte Krieg in heißer Variante auf dem Spielfeld fortgesetzt. Bis kurz vor Schluss führten die Russen, der Sieg schien ihnen gewiss. Doch die USA holten auf und schafften es tatsächlich ganz kurz vor Spielende, einen Punkt Vorsprung zu erlangen. Die Begegnung war aus, das Team, das beim Basketball nie zuvor verloren hatte, hatte offenbar die Ehre der USA gerettet.

Ich schaute mir das Spiel damals gemeinsam mit Colonel Miller in dessen Büro im Fernsehen an; erstaunt stellten wir fest, dass plötzlich die Spieler wieder aufs Feld kamen. Ein Russe schnappte sich den Ball und versenkte ihn im gegnerischen Korb. Das gab zwei Punkte, die Sowjetunion hatte also plötzlich wieder einen Punkt mehr, Abpfiff – Sieg der UdSSR.

Was war geschehen? Es gab im ersten Moment keine richtige Erklärung. Fehler in der Zeitnahme, hieß es.

Miller wies mich an, sofort in der Halle anzurufen. Die Schiedsrichter sollten sich der amerikanischen Mannschaftsleitung gegenüber erklären. Diese Niederlage nach Ende der Spielzeit – das konnte ja wohl nicht wahr sein. Ich erfuhr, dass es am Rande des Spielfelds eine mehrköpfige Jury gab, die über umstrittene Vorfälle entschied. Und dort hatte es offenbar mächtig Zoff gegeben. Während der brasilianische Unparteiische meinte, die USA hätten das Spiel gewonnen, sagte mir der Bulgare in französischer Sprache, er könne hier nicht gegen die Sowjetunion aussagen, sonst würde zu Hause seine Familie schikaniert, er brauche gar nicht mehr in seine Heimat zurückzukehren. Ich übersetzte dem Colonel diese Aussagen.

Als ich den Colonel darüber unterrichtete, stieß dieser vor Wut seinen Schreibtisch um. Das wollte er sich nicht bieten lassen. Er wies mich an, schriftlich Protest einzureichen. Genutzt hat das freilich nichts mehr, die UdSSR wurde zum Sieger erklärt.

Der US-Trainer Hank Iba hatte meiner Ansicht nach einen entscheidenden Fehler gemacht, als er seine Spieler noch einmal aufs Feld schickte. Hätte das Team die Fortsetzung boykottiert, hätten die Schiedsrichter neu beraten müssen, wie sie mit der Situation umgehen. Dabei hätte sich vielleicht doch die Entscheidung durchgesetzt, dass die Spielzeit vorüber ist. So aber konnten weitere Sekunden gespielt werden, was die Amerikaner die Goldmedaille kostete. Die Details darüber, wie es zur Spielverlängerung kam, sind meines Wissens nie ans Licht gekommen. Das Ganze endete damit, dass das Treppchen für das zweitplatzierte Team leer blieb – die USA boykottierten die Siegerehrung. Das war zwar eigentlich nicht sehr sportlich, aber ich konnte die Reaktion damals verstehen.

Die Olympischen Spiele 1972 haben aber nicht so sehr aufgrund dieser Geschichten Schlagzeilen gemacht, sondern wegen des Attentats palästinensischer Terroristen auf die israelische Mannschaft. Dass Gefahren drohten, musste man letztlich immer ins Kalkül ziehen. Dass es ein solches Blutbad geben würde, war allerdings jenseits der Vorstellungskraft.

Zu den Israelis im olympischen Dorf hatte ich ein entspanntes Verhältnis. Ein junger Mann namens Benjamin begleitete das Team aus dem Nahen Osten. Wir hatten uns schon in den USA kennengelernt, seine Schwester Edith studierte mit mir am *Bethany College*. Er gehörte zur Schwimmmannschaft des *West Liberty College* in West Virginia, eine halbe Autostunde von *Bethany* entfernt. Vier Jahre zuvor hatte er in Mexiko selbst als Schwimmer an den Spielen teilgenommen. Während der Spiele zeigte ich ihm eines Abends gemeinsam mit ein paar US-Athleten den Münchener Stadtteil Schwabing, in dem sich auch heute noch gerne die Touristen tummeln. Wir besuchten ein paar typische Biergärten und kamen erst spät zurück ins olympische Dorf. Da dieses schon geschlossen war, kletterten wir einfach über den Zaun, wie es auch viele der Athleten machten. Die Sicherheitskräfte hielten sich zurück, man wollte jeden Eindruck eines „Polizeistaats" vermeiden.

In der darauffolgenden Nacht passierte das Undenkbare. Am 5. September um kurz nach vier Uhr schlichen sich acht palästinensische Terroristen ins olympische Dorf. Sie kamen – wie wir nach unserem Schwabing-Ausflug – über den Zaun und machten sich auf den Weg in das Apartment des israelischen Olympiateams.

Auch dort gab es keine nennenswerten Sicherheitsvorkehrungen.

Mit ihren Gewehren überwältigten die Terroristen eine ganze Gruppe von Sportlern. Der Ringrichter Yossef Gutfreund bekam etwas mit, warf sich mit seinen 132 Kilogramm Gewicht gegen die Tür und schrie, so laut er konnte. Dadurch gelang einigen Athleten noch die Flucht. Schüsse fielen und Menschen wurden verletzt. Insgesamt elf Geiseln machte das Terrorkommando. Eine starb kurz darauf bei einem Fluchtversuch, eine zweite erlag ihren Verletzungen. Mein Freund Benjamin hatte fliehen können. Er kam sofort nach der Attacke zu mir und bat mich um Hilfe. Wir brachten die Entkommenen im Keller des Hauptgebäudes unter und versorgten sie mit Feldbetten und Decken.

Nun stellten die Terroristen ihre Forderungen: 232 Palästinenser sollten aus israelischen Gefängnissen freigelassen werden. Außerdem sollten die Köpfe der deutschen „Rote-Armee-Fraktion" (RAF), Andreas Baader und Ulrike Meinhof, freikommen, dazu ein japanischer Terrorist. Israel lehnte die Forderungen aus verständlichen Gründen ab. Diesen Verbrechern nachgeben, das konnte eine Welle weiterer Verbrechen nach sich ziehen.

Eine fatale Situation für den deutschen SPD-Bundeskanzler Willy Brandt. Die israelische Ministerpräsidentin Golda Meir zeigte keinerlei Verhandlungsbereitschaft und ließ den Kanzler mit dem Satz „Mr Brandt, das ist Ihr Problem" abblitzen. Auch aus der arabischen Welt bekam Brandt keinen Vermittler, nicht einmal Sadat aus Ägypten ließ sich einschalten.

Ich war mit ihm im Raum, als er recht ratlos in die Runde

zu Polizeichef Ulrich Wegener, dem Leiter des olympischen Dorfs, Walther Tröger, und anderen für die Sicherheit zuständigen Menschen sprach und fragte: „Was können wir tun?" Ich schlug ihm vor: „Herr Bundeskanzler, gehen Sie erst einmal auf alle Forderungen ein, damit verlagern Sie das Problem aus dem olympischen Dorf und vielleicht sogar aus der Bundesrepublik Deutschland heraus." Klar, das war reichlich naiv, aber in dieser Situation fiel mir nichts Besseres ein. Aber so, wie es dann schließlich weiterging, hatte es ja auch keinen Erfolg. Prominente und Funktionäre boten an, sich anstelle der Geiseln in die Gewalt der Terroristen zu begeben. Walther Tröger, Willi Daume, der Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, aber auch der bayerische Innenminister Bruno Merk und sogar Hans-Dietrich Genscher, der damals noch Bundesinnenminister war, stellten sich zur Verfügung. Die Terroristen ließen sich jedoch nicht darauf ein.

Die Hinhaltetaktik, die die Geiselnehmer ermüden sollte, funktionierte ebenfalls nicht. Sie drohten, alle Geiseln zu erschießen – und es hatte ja bereits Tote gegeben. Ein ganzer quälend langer Tag verging, mit ein paar Informationshäppchen hier, ein paar Gerüchten da, darüber das Damoklesschwert eines Blutbades. Zufälligerweise stand ich gerade in der unterirdischen Zone, durch die an anderen Tagen der Durchgangsverkehr geleitet wurde, als ich drei Männer durch die Parkplätze gehen sah: Walther Tröger und Ulrich Wegener, den bayerischen Polizeichef. Sie waren gemeinsam mit einem Unterhändler der Terroristen unterwegs. Im selben Moment erkannte ich, dass an mehreren Stellen Scharfschützen postiert waren. Und der Terrorist erkannte das in diesem Augenblick offenbar auch.

Ich konnte diesen Dilettantismus kaum fassen. Aber der Palästinenser schien ruhig zu bleiben. Geradezu grotesk wirkte der Strohhut auf seinem Kopf – man hätte sich ihn auch am Strand schlendernd vorstellen können. Die kleine Gruppe kehrte zu dem Gebäude zurück, von dessen Balkon aus er

mehrfach gesprochen und mit der deutschen Seite verhandelt hatte.

Kurz nach diesem Zwischenfall traute ich meinen Augen kaum: Zwei Busse mit den gefangenen Israelis fuhren los. Die Geiseln standen aufrecht aneinandergefesselt. Die Terroristen knieten, um schwerer von Scharfschützen angegriffen werden zu können.

Als der Bus an mir vorbeikam, hielt er an, und ein PLO-Kämpfer mit Strumpfmaske über dem Gesicht sprang heraus. Er richtete seine Waffe auf mich und schrie irgendetwas auf Arabisch, was natürlich niemand verstand. Völlig verdattert stand ich da, schockiert, und brachte kein Wort heraus. Der Mann musterte mich noch einmal mit scharfem Blick von oben bis unten. Ich trug die Uniform der amerikanischen Olympiamannschaft – er hielt mich höchstwahrscheinlich für einen Athleten. Jedenfalls sprang er sofort wieder auf.

Die Busse fuhren zu drei Hubschraubern, die auf sie warteten. Der Unterhändler der Terroristen hatte die Maschinen inspiziert, bevor die Fracht menschlicher Geiseln einsteigen konnte. Die Helikopter setzten sich Richtung Fürstenfeldbruck in Bewegung, zum dortigen Militärflughafen.

Rund eine Stunde später verkündete der Regierungssprecher, alle Geiseln seien befreit worden und wohlauf. In der Mensa, in der sich viele Athleten aufhielten, brandete ein Jubel auf. Menschen umarmten einander und hatten Tränen in den Augen. Nach dieser wunderbaren Botschaft wollte ich nur noch ins Bett, denn ich konnte mich vor Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten.

Vier Stunden später riss mich Benjamin aus dem Schlaf. „Es war alles Lüge!", rief er und schaute mich mit einem Grauen im Gesicht an. Er berichtete mir, dass alle Geiseln tot seien. Obwohl das eine unglaubliche Nachricht war, zweifelte ich keinen Augenblick daran, dass Benjamin die Wahrheit sagte. Ich sprang aus dem Bett und lief mit ihm zum israelischen Team. Dort bot sich ein merkwürdiges Bild. Die Gruppe stand

erstaunlich ruhig und gefasst da. Die Gesichter wirkten unendlich traurig. Sie beteten. Eine junge Schwimmerin konnte ihre Tränen allerdings nicht halten. Sie weinte bitterlich, eine Teamkollegin nahm sie in den Arm und tröstete sie.

Mich berührte diese Szene zutiefst, auch ich musste weinen und versuchte mit wenig Erfolg, mich dagegen zu wehren. Mein Freund Benjamin saß ruhig in einer Ecke und murmelte halblaut vor sich hin: „Ich wusste, dass es so kommen würde. Wir verhandeln niemals mit Terroristen."

Auf meine Frage, was er damit meine, antwortete er: „Wir sind Israelis, wir werden an der Front geboren, und unsere Regierung wird niemals mit Terroristen verhandeln. So ist es nun einmal mit uns Juden: Wir sind die Zielscheibe der Welt."

Eine grenzenlose Trauer kam über mich, als Benjamin das gesagt hatte. Ich konnte nichts antworten, hatte aber das Gefühl, dass er recht hatte. Mir ging noch einmal das Wunder der Staatsgründung 1948 als indirekte Folge des Holocaust durch den Kopf. Nach Jahrhunderten der Zerstreuung hatte dieses Volk wieder ein eigenes Land. Später wies man mich darauf hin, dass man in einem Wort des Propheten Jesaja eine Vorhersage dieser Staatsgründung findet.

Aber seit der Gründung dieses Staates ist Israel permanent von seinen umliegenden Nachbarn bedroht und angegriffen worden. Das gilt bis heute – es ist im Heiligen Land nie ruhig geworden, nie zu einem echten Frieden gekommen. Es hat mich immer wieder erschreckt, wenn aus der muslimischen Welt Sympathien für Adolf Hitler geäußert wurden, weil er so viele Juden umgebracht hat. Von der Ausrottung des jüdischen Volkes träumen bis heute viele seiner Feinde – und der iranische Staatspräsident Ahmadinedschad spricht sogar ganz offen darüber. In diesem Klima des Hasses ist für Verständigung, friedliche Koexistenz, ja, für Versöhnung kein Raum.

Viel später sind mir Zusammenhänge aufgegangen, die ich damals noch gar nicht kannte. Ich entdeckte die tiefe Wahrheit der Bibel, die auch meinen Blick auf das Weltgeschehen

veränderte – insbesondere, wenn es um Israel geht. Beim Propheten Sacharja heißt es, Gott werde Israel zum „Taumelbecher" aller Nationen machen. Das, meine ich, kann man immer wieder sehen.

Das gehasste Volk der Juden musste dafür auch in München 1972 einen Preis bezahlen. Das Massaker in der bayerischen Landeshauptstadt hat sich untrennbar mit der Erinnerung an das große Sportereignis verbunden.

Ein aus meiner Sicht zutiefst demütigendes Ereignis war der Tag der Trauerfeier im Olympiastadion. Bundespräsident Gustav Heinemann hielt eine Rede. Vielleicht wäre jeder Politiker *in dieser Stunde* überfordert gewesen – Heinemann war es jedenfalls. Er deutete auf die Fahnen im Rund des Stadions und sagte sinngemäß: Alle Fahnen hier, Norden, Süden, Osten, Westen, sie sind in Frieden entstanden, um sich hier im friedlichen Wettstreit zu messen. *Wovon spricht dieser Mann?*, schoss es mir durch den Kopf. Was war das nur für ein verlogenes Wunschdenken, dass alle nur Frieden im Kopf hätten! Das war nun wirklich noch eine zusätzliche Strafe für die Angehörigen der Opfer, ja für alle Israelis. Anstatt an dieser Stelle Ross und Reiter zu nennen, goss der höchste Mann im Staate seine Harmoniesoße über die Olympischen Spiele aus. Die Israelis saßen da mit gesenkten Köpfen.

Plötzlich trat der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, Avery Brundage, ans Mikrofon. „The Games must go on!", rief er und klang dabei für mich wie ein Marktschreier. Genauso gut hätte er brüllen können: „The show must go on!" Wenn ein solches Massaker keinen Abbruch der Spiele rechtfertigte – was dann? Ein dritter Weltkrieg?

Angewidert nahm ich diese Szene wahr. Ich konnte danach das Olympiastadion nicht mehr betreten. Für mich waren die Spiele beendet. *Ich spürte so viel Traurigkeit in mir – über Israel*, aber auch über die Verlogenheit der Politiker und der Olympiaakteure in dieser Situation.

Später ging ich dieser Friedensidee Heinemanns noch ein-

mal nach und veröffentlichte dazu auch einen Artikel in den USA. Ich schrieb, dass fast alle Nationen dieses Planeten durch Gewalt entstanden seien. Die Olympischen Spiele der Antike hätten genauso wenig zum Frieden beigetragen wie die Spiele heute. Sie waren schon damals hochpolitisch und keine „unschuldige" Begegnung Sportbegeisterter. Vielleicht muss man hier auch eine christliche Sichtweise hinzufügen und sagen: In den aus dem hellenistischen Kulturkreis stammenden Spielen wurde letztlich das Geschöpf angebetet, nicht der Schöpfer. Ein Menschen- und Körperkult, der oberflächlich und ohne tieferen Sinn bleibt.

Dass Olympia wenig zum Frieden beizutragen hat, sollte sich auch nach München erweisen. Ich denke nur an die Propaganda-Spiele in China 2008. Dass der bevölkerungsreichste Staat der Erde massiv die Menschenrechte verletzt, ist kein Geheimnis. Und ttotzdem taten die Verantwortlichen beim Olympischen Komitee so, als würden die Spiele den Menschenrechten nutzen. Den Beweis für diese These sind sie freilich schuldig geblieben. München 1972 war meinem Empfinden nach das Fanal für die olympische Idee. Nie zuvor war so deutlich offenbar geworden, dass nicht einmal Tote die Organisatoren von den Spielen abbringen konnten. Ein ärgerliches Nachspiel war im Jahr 2005 Steven Spielbergs Film *München,* in dem er die Ereignisse nachzuerzählen versuchte. Ausgerechnet der große Spielberg, der mit „Schindlers Liste" einen ausgezeichneten Streifen über einen Aspekt des Nationalsozialismus gemacht hatte, langte hier voll daneben. Derselbe Spielberg, dessen Shoa-Projekt – die Aufzeichnung von Augenzeugen, die den Naziterror überlebt haben – die Erinnerung an die Verbrechen des Dritten Reichs wachhält, gerät in Schieflage. Aus den PLO-Verbrechern hat er eine Art Indiana Jones für zeitgeschichtlich Interessierte gestrickt. Die tieferen Hintergründe für das Massaker von München wurden nicht erspürt – insofern auch das ein verlogener Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte.

Die Filmkarriere, die am Wetter scheiterte

Ich war nach den schockierenden Ereignissen von München zunächst etwas ratlos. Wie sollte es beruflich weitergehen? Meine Begeisterung für Literatur, Theater und Kino veranlasste mich, bei der *London International Film School* vorzusprechen und mich dort einzuschreiben. Friedrich Kurz als Filmemacher und Regisseur – so sah meine neue Vision aus. Doch schon nach wenigen Monaten hatte ich das Gefühl, an dieser Schule nicht das zu lernen, was man im richtigen Leben wirklich braucht. Wahrscheinlich hing es auch mit meiner Ungeduld zusammen. Endlose Theorie, Blabla in den Seminaren – das passte mit meinem brennenden Verlangen, selbst etwas auf die Leinwand zu bringen, nicht zusammen. Zwei Semester hielt ich es aus, dann wollte ich meinen eigenen kommerziellen Film drehen.

Der Stoff war gut. Ein faszinierender Dokumentarfilm sollte es werden. Die Idee sah folgendermaßen aus: Ich wollte eine exzellente, aber auch etwas abgedrehte Skifahrerin zeigen, die keinen kleineren Berg als das Matterhorn runterwedelte. Als ich erstmals von Mia Engi, der damaligen Weltmeisterin im Trickskifahren hörte, hielt ich das alles für wahnsinnig. Einen Berg, an dem sich schon so mancher Kletterer die Zähne ausgebissen hat, für eine Skiabfahrt zu nutzen, schien mir komplett verrückt. Doch Mia und ein Bergführer namens Theo Venzin überzeugten mich, dass es über die Ostwand des Matterhorns möglich sein könnte. Natürlich mussten die Rah-

menbedingungen stimmen, vor allem das Wetter, damit dieses Projekt Erfolg haben konnte.

Ich stellte mir an der *London International Film School* ein kleines Team zusammen: lauter junge, ambitionierte, noch nicht von dicken Honoraren verwöhnte Leute, die sich für ein so ungewöhnliches Projekt begeistern ließen. Insgesamt waren es etwa 15 Studenten aus mehrerer Herren Länder, die sich mit mir auf den Weg in die Schweiz machten. Die meisten von ihnen hatten anfangs mehr körperliche als filmische Kompetenz zu beweisen. Sie mussten den Aufstieg zur Hörnli-Hütte schaffen. Das war für ungeübte Kletterer ein nicht ganz ungefährliches Unterfangen, aber alle schafften es.

Selbstverständlich brauchten wir mehrere Aufnahmen parallel, denn eine so irre Szene wie die Skiabfahrt vom Matterhorn konnte nicht – wie in einem Hollywoodstreifen sonst üblich – beliebig oft wiederholt werden. Eine stationäre Kamera mit speziellem Teleobjektiv sollte die Skifahrerin aus weiter Ferne heranzoomen und so ihren Weg nach unten verfolgen. Die zweite Kamera wollten wir in einem Hubschrauber platzieren. Davon versprach ich mir zusätzliche Dynamik und spannendes Material, das sich mit den stationären Aufnahmen ineinanderschneiden ließ.

Für diese Kameraarbeit, bei der auf Anhieb alles klappen musste, hatte ich zwei Topprofis gewonnen: Tony Coggans und Mervyn Wilson. Die beiden hatten bereits für James-Bond-Filme gearbeitet und dabei Erfahrungen mit schnellen Szenen gesammelt. Noch wichtiger: Sie waren auch bei den Olympischen Spielen in München mit ihren Kameras dabei. Legendär ist ihre Zeitlupenaufnahme eines 100-Meter-Laufs geworden, denn sie holten aus der damaligen Technik mehr heraus, als die Fachwelt für möglich gehalten hatte. Diese geniale Atmosphäre aus Geschwindigkeit, Beschleunigung und Verlangsamung wünschte ich mir auch für mein Matterhorn-Filmprojekt.

Nicht ins Kalkül gezogen hatte ich bei diesem ehrgeizigen

Unterfangen die Schweizer Bürokratie. Als die Tourismusbehörde in Zermatt erfuhr, was wir vorhatten, wurde ich ins Büro des damaligen Präsidenten einer Zermatter Fluggesellschaft zitiert. Sein Unternehmen sollte den Helikopter für die Luftaufnahmen stellen. Ich nahm die Hauptdarstellerin Mia Engl und den Bergführer Theo Venzin mit. Das war vermutlich ein Fehler, denn Mia hatte zwar ein unübertroffenes Gespür für Schnee und Wetter, aber wenn sie je das Gefühl für diplomatisches Vorgehen besessen hatte, musste es ihr auf einer langen winterlichen Abfahrt irgendwann mal erfroren sein. Da saß also dieser Schweizer Provinzfürst mit einer fetten Brissago-Zigarre im Mund, und seine Absicht, den Jungspunden aus dem Ausland eine Lektion zu erteilen, war unverkennbar. Er mäkelte an unserer Projektidee herum, an dem Konzept und an den möglichen Folgen für den Tourismus in der Region. Das Ganze gipfelte in einer Frage, die er in Richtung Mia Engl abfeuerte: „Was soll denn die Welt sagen, wenn eine Frau das Matterhorn auf Skiern herunterfährt? Dadurch wird dieser heilige Berg doch entweiht."

Das hätte der Mann nicht sagen dürfen. Die große, athletisch gebaute Mia ging wutentbrannt auf ihn zu und schlug ihm einfach die Zigarre aus dem Mund.

Er fiel buchstäblich vom Stuhl, schockiert von dieser Attacke seiner Landsfrau. Ja, er lag so hilflos auf dem Rücken, dass ich unversehens an Gregor Samsa aus Franz Kafkas Erzählung *Die Verwandlung* denken musste*. Ich half dem bestürzten Gestürzten wieder auf, erkannte gleichzeitig meine Niederlage. Ohne die *Air Zermatt* und ihren Hubschrauber würde das Projekt nicht laufen. Das machte mich zornig. Dieser arrogante Typ meinte, ihm gehöre das Matterhorn und er könnte hier über irgendwelche nicht existenten „Lizenzen" verfügen. Der

* Samsa wacht eines Morgens in der Gestalt eines Käfers auf – und so hilflos wie ein auf den Rücken gefallener Käfer ruderte auch der Herr Präsident mit den Armen.

typische Dünkel der herrschenden Eingeborenenfamilie, für die jeder, der nach dem 15. Jahrhundert zugezogen ist, als Eindringling gilt.

Mein Groll nutzte freilich nichts. Ich berichtete meinem Stab von dem Vorfall und wir mussten die Arbeiten einstellen. Der Tross meiner 15 Studenten mit Kameras musste zurück ins Tal. Von dort reisten sie wieder an die Themse, ohne nun den ersehnten Film vorweisen zu können. Zum Teil hatten sie zwar vor Ort schönes Material erstellt, das sich für den Film hervorragend geeignet hätte, aber die Hoffnung, dass ihr Name im Abspann eines erfolgreichen Dokumentarfilms über die Leinwand flimmern würde, hatte sich erst einmal zerschlagen. Gut zu wissen, dass dennoch einige von ihnen später hervorragende Jobs in der Filmindustrie bekommen haben.

Sollte es das wirklich gewesen sein? Der ganze Aufwand, die ganze Planung und vor allem: eine Filmidee, die in meinen Augen Erfolg versprechend war. Ich war noch nicht bereit, alles hinzuschmeißen. Meine beiden Kameraprofis brachten einen Hubschrauberpiloten namens Bagnot ins Gespräch. Mit ihm hatten sie schon in Südamerika für einen James-Bond-Film zusammengearbeitet. Bagnot lebte nicht weit von Zermatt in Sion. Dort hatte er die Firma Geiger-Gletscher-Heli übernommen, deren Gründer Geiger bei einem Absturz ums Leben gekommen war.

Als wir Bagnot von der Idee erzählten, bekam er leuchtende Augen. Mit Skiern die Ostwand des Matterhorns hinunter, das fand er über die Maßen aufregend. Aber wir merkten, dass ihn noch ein anderes Motiv trieb: Er wollte es denen in Zermatt mal richtig zeigen. Sein Ehrgeiz war geweckt.

Gemeinsam tüftelten wir einen Plan aus, wie das Projekt doch noch zu realisieren wäre. Wir brauchten ein Transportflugzeug und zwei Hubschrauber. Interessanterweise fragte Bagnot nicht einmal, wie es mit den Finanzen aussah. Er war einer dieser Typen, die von Leidenschaft und Sportsgeist getrieben werden und nicht von Geldgier. Seine Kenntnis der

Bergwelt brachte unseren Plan in Windeseile voran. Bagnot zeigte uns auf der Karte, wo er die Maschinen noch einmal auftanken wollte und an welcher Stelle man die Skiverrückte danach am Matterhorn in die Wand hinein abseilen konnte.

Vor unserem inneren Auge nahm das Abenteuer wieder Gestalt an, wir hatten sozusagen den Masterplan für einen der ausgefallensten Drehtage in der Geschichte des Films.

Dennoch entschieden wir uns, die Sache noch um einen Monat zu verschieben. Wir hofften, dass später im April oder Anfang Mai die Wetterverhältnisse – insbesondere im Blick auf den Schnee – zuverlässiger wären. Deshalb ließ ich meine Kameraleute erst einmal nach London zurückfliegen. Bergführer Theo und Trickskifahrerin Mia packte ich in meinen klapprigen VW, an dem – aufgrund meiner Heimatstadt Nürtingen – das Kraftfahrzeugkennzeichen mit ES für Esslingen hing. Das sollte am folgenden Tag noch eine Rolle spielen.

Zurück in Zürich, kamen wir mitten in der Nacht am Haus von Mias Familie im Ortsteil Hoengg an. Mia bot uns an, bei ihr zu übernachten. Wir hatten Schlafsäcke dabei und machten es uns auf dem Fußboden so gemütlich wie möglich. In ihrem Zimmer war ausreichend Platz. Früh am Morgen brachen wir wieder auf und begaben uns zum Frühstück in ein typisches Schweizer Café.

Die etwas träge Stimmung nach einer kurzen Nacht wurde jäh unterbrochen, als plötzlich mehrere Polizisten hereinstürmten. Ich blickte von meinem Croissant mit Schümli auf und schaute direkt in Gewehrläufe. Ein Geschrei brach los, dann spürte ich das kalte Eisen der Waffen an meinen beiden Schläfen. Aber offenbar suchten sie Theo, der gerade zum Telefonieren rausgegangen war. Bevor ich die Situation klären, ja, bevor ich überhaupt einen vernünftigen Satz rauskriegen konnte, brüllte mich der Leiter des Einsatzkommandos an: „Kein Ton von Ihnen, Hände auf den Kopf – und raus hier." *Nichts sagen, nichts sagen*, dachte ich. Mia fing hysterisch an zu weinen. Die Beamten wirkten sehr aggressiv, sie schubsten Mia

grob vor sich her und wurden regelrecht handgreiflich. Mia begriff nun endlich, dass das eine sehr ernste, vielleicht lebensgefährliche Situation für sie war, und verhielt sich schließlich ruhig.

Auf der Wache wurden wir in separate Stuben gebracht und dort einzeln verhört. Ich hatte keinen Schimmer, was diese Leute von uns wollten, und betrachtete auch unsere Filmpläne für Zermatt nicht als kriminellen Akt, der mich zur Bedrohung für die Sicherheit des Alpenstaates hätte machen können. Ich sagte dem Beamten, dass mein VW oben neben der Einbahnstraße beim Café um die Ecke stehe und mein Reisepass dort im Handschuhfach liege. Doch er schnauzte mich nur an: „Wir haben Ihren Wagen bereits entdeckt, er ist gelb und hat ein Esslinger Nummernschild." Ich erklärte ihm noch einmal, dass sich meine Papiere im Handschuhfach befänden.

Nun wurde ich ausgefragt, wo ich den Abend zuvor verbracht hätte. Ich sagte wahrheitsgetreu, ich sei bei Mia Engi in Hoengg gewesen. Das Problem war nur, dass sich dieses Alibi extrem schwer überprüfen ließ. Denn wir hatten unseren Besuch nicht bei ihrem Vater angekündigt, und dieser hatte auch nicht mitbekommen, dass wir im Zimmer seiner Tochter übernachtet hatten. Das Ganze war besonders vertrackt, da Mias Vater pensionierter Polizeimeister war – und zwar ausgerechnet in der Einheit, die uns nun festgenommen hatte. Selbstverständlich war es für uns nicht gerade hilfreich, dass der ehemalige Polizist unsere Aussage nicht bestätigen konnte.

Wenige Minuten später klärte sich aber glücklicherweise alles auf. Ein Beamter brachte meinen Pass. Und schließlich wurden wir auch über die Umstände unserer Festnahme aufgeklärt: Am Tag zuvor hatten Mitglieder der terroristischen Baader-Meinhof-Bande in Singen eine Bank ausgeraubt. Die Aufregung im südwestdeutschen Grenzgebiet war groß. So traute man es den RAF-Terroristen auch zu, mit einem gelben VW mit Esslinger Kennzeichen nach Zürich gefahren zu sein, um dort abzutauchen. Ich informierte die Beamten, dass sie so-

eben die Weltmeisterin im Trickskifahren und einen erfahrenen Bergführer „dingfest" gemacht hatten.

Die Ereignisse um die Terroristen erklärten zwar manches, akzeptabel war das Verhalten der Beamten meiner Ansicht nach dennoch nicht. Ich war wütend und verlangte eine Entschuldigung. Die blieb aber aus, alles wurde abgetan als ein „Fehler, der passieren kann". Noch heute ist mir etwas unwohl, wenn ich bei Reisen in die Schweiz Polizeibeamte in Uniform sehe.

Nach diesem gewaltigen Schrecken am Morgen bereitete ich mich auf den Rückflug nach London vor. Es gab dort mit den Kameraleuten noch einiges zu besprechen. Wir gingen alles durch, machten einen Zeitplan, entwickelten verschiedene Szenarien für alle möglichen Ereignisse, die eintreten konnten. Mia und Theo nutzten die Wochen in den Bergen, um noch einmal zu trainieren und sich fit zu machen für den Tag des Drehs.

Dann ging es endlich los. Das gesamte Team traf sich in der Nähe des Flughafens von Sion und wir gingen den Ablaufplan Punkt für Punkt durch. Es sah gut aus, es würde ein genialer Drehtag werden. Als die Ski mit den scharf geschnittenen Kanten in den Helikopter – eine „Allouette" – gelegt wurden, dachte ich: *Jetzt kann es kein Zurück mehr geben.* Alles war ins Kalkül gezogen worden, die Skifahrer waren topfit und durchtrainiert. Meine Kameraleute waren richtig „heiß" auf diesen Dreh. Immerhin machten sie so etwas nicht alle Tage. Sie fühlten, dass wir hier Teil einer ganz großen Sache waren.

Um vier Uhr morgens gingen wir zu den Hubschraubern. Wir blickten uns ernst an und ermutigten einander mit einem kräftigen Händedruck. Die Rotorblätter drehten sich immer schneller, die beiden Läufer hatten bereits in dem knatternden Helikopter Platz genommen. Wir waren gerade zum Abheben bereit, als ein schrilles Klingeln die Startprozedur unterbrach – das Flugplatz-Nottelefon. Der Pilot lief hin und kehrte nach kurzem Gespräch blass zu uns zurück. Es war eine Wet-

terwarnung durchgegeben worden. Die Meteorologen erwarteten einen Temperatursturz von 20 Grad. In Folge musste man an der Ostwand des Matterhorns massenhaft mit Lawinen rechnen.

Das Unternehmen Matterhorn war in diesem Augenblick gestorben. Sekunden vor dem Abflug machte uns ein Wetterumschwung einen dicken Strich durch die Rechnung. Wie ein Abpfiff kurz vor dem entscheidenden Schuss ins Tor. Ich wusste nicht, ob ich weinen, schreien oder lachen sollte. Verzweifelt fühlte ich mich, ausgebremst. Das Leben ist ungerecht – und an diesem frühen Morgen waren meine Leute und ich das Opfer. Ein Gefühl der Leere breitete sich in mir aus. Statt der Sinfonie des Abenteuers rauschte nur noch ein Brummton durch meinen Kopf. Enttäuscht kletterten Mia und Theo aus dem Hubschrauber. Sie schauten mich an, umarmten mich. Es hat nicht sollen sein, sagten ihre stummen Gesten.

Nach all den Jahren sehe ich die Katastrophe vom Matterhorn, wo ein Wetterumschwung meine Pläne zunichtegemacht und mich finanziell beinahe ruiniert hätte, in einem sehr viel milderen Licht. Wenn es einen Gott gibt, der über Menschengeschicke wacht – und daran habe ich seit 2004 keinen Zweifel mehr –, dann hat er uns an jenem Morgen vielleicht vor einem sehr viel größeren Desaster bewahrt. In Gedanken ging ich später noch ein paarmal durch, was alles an jenem Drehtag hätte passieren können. Keine Frage, Mia und Theo waren an jenem Morgen bereit gewesen, ihr Leben zu riskieren. Auch bei optimalen Bedingungen wäre der Einstieg auf Skiern in die Ostwand des Matterhorns ein riesiges Wagnis gewesen.

Reden wir nicht um den heißen Brei herum: Die beiden hätten im Pulverschnee sterben können. Und wofür? Für einen Film. Erst mit dem nötigen Abstand wurde mir klar, was die beiden für dieses Projekt auf sich zu nehmen bereit gewesen waren. Wie hätte ich damit leben sollen, wenn den beiden etwas Ernsthaftes passiert wäre? Hätte ich mit dieser Schuld

leben können? Eine hypothetische Frage, die ich Gott sei Dank nicht beantworten muss, weil derjenige, der auch für das Wetter verantwortlich ist, unsere Pläne durchkreuzte.

Damals hatte ich für Gefühle der Dankbarkeit keinen Sinn. Wie sollte ich auch?! Der geplatzte Dreh bedeutete für mich 50.000 D-Mark Schulden. Ich war am Boden. Kein filmisches Prestigeobjekt, mit dem ich hätte Karriere machen können – stattdessen Gläubiger im Nacken, die zu Recht auf die Rückzahlung ihres Geldes pochten. Wenn jetzt nichts Außergewöhnliches passierte, würde ich auf Jahrzehnte mit dem Abbezahlen von Krediten beschäftigt sein. Doch es sollte völlig anders kommen ...

Geld aus Gold

Eigentlich war weiterhin London mein Wohnort, doch ein Freund, der in Hamburg Zahnmedizin studierte, bot mir für ein paar Wochen seine Wohnung an. In dieser Zeit fuhr er mit seiner Freundin in den Urlaub. *Warum nicht,* dachte ich, *vielleicht hat Hamburg mir in meiner prekären Situation mehr zu bieten als die britische Hauptstadt.*

Im Zug kam ich mit einem Schaffner ins Gespräch, der für die Schlafwagen zuständig war. Ich fragte ihn, wie sein Job sei – und ertappte mich dabei, wie ich alle Situationen daraufhin überprüfte, ob sie mir aus der Patsche helfen konnten. Ich musste über mich selbst lachen. Statt Friedrich Kurz, der erfolgreiche Filmregisseur, nun also Friedrich Kurz, der Schlafwagenschaffner. Also machte ich mich per Zug und Fähre auf den Weg an die Elbe und bezog ein kleines Apartment in der Max-Brauer-Allee.

Ich kann nicht sagen, dass ich einen klaren Plan für mein Leben in Hamburg hatte. Es war wohl eher eine Art des Rückzugs und der Selbstfindung, um mit mehr Klarheit im Kopf Entscheidungen für die Zukunft zu treffen. Und in dieser Situation spielte mir Gevatter Zufall – oder sollte ich besser sagen: ein gütiger Schöpfer im Himmel? – einen Ball zu, der das ganze Spiel drehte. Ich ging eines Tages die Max-Brauer-Allee hinunter Richtung Altonaer Rathaus und überquerte ohne besonderen Anlass die Straße. Dort stand eine gelbe Telefonzelle – damals noch Besitztum der Deutschen Bundespost. Die

Tür stand halb offen, ich hätte fast im Vorübergehen nur hineingeblinzelt, sah dort aber eine Zeitung liegen, die mich interessierte. Es war eine Ausgabe von Deutschlands größtem Boulevardblatt, aus der mir eine rot umrandete Anzeige ins Auge stach: „Wollen Sie 10.000 DM im Monat verdienen?"

Was für eine Frage?! Natürlich wollte ich. Immerhin hatte ich einen ansehnlichen Schuldenberg abzuzahlen und 10.000 Mark waren damals eine ganze Stange Geld.

Über die Seriosität dieser Anzeige machte ich mir in diesem Moment keine Gedanken. In meiner Hand lag die Zeitung, vor mir stand das Münztelefon, also griff ich zum Hörer.

Unter der angegebenen Nummer meldet sich eine Stimme auf Englisch mit einem leichten britischen „Jordie"-Akzent – jenem sympathischen Zungenschlag, den man in der Nähe von Newcastle spricht. Der Mann meldete sich mit dem Namen Simon Thompson. Ob ich nicht gleich rüberkommen wolle zum „Neuen Wall", fragte er. Eine halbe Stunde später stand ich ihm gegenüber im dritten Stock eines Bürohauses in einem Straßenzug, der zu den besten Adressen in Hamburgs Innenstadt zählt.

Womit um alles in der Welt konnte man in diesen Zeiten so schnell Geld verdienen? Ich vertraute immer noch darauf, dass ich hier eine Lösung für meine Probleme finden und sich meine Situation verbessern würde. „Wir sind Broker an der Börse in London", erklärte mir Simon, „und wir brauchen mehr Mitarbeiter." Ich stutzte. Bislang hatte ich eher mit Kenntnissen in den Bereichen Sport, Literatur und Kino geglänzt. Von Wirtschaft und Börse verstand ich nicht viel. Das wenige, das ich wusste, hatte ich aus Gesprächen mit meinen superreichen Skischülern in St. Moritz. Oft hatte ich denen die Börsenzeitungen besorgt und manchmal beim Frühstück die Kurse durchgegeben. Ob das schon für eine Karriere auf dem glatten Börsenparkett reichen würde?

Wenn ich auch an mir selbst zweifelte, Simon hatte Vertrauen, und das unterstrich er mit großzügigen Angeboten, die

ich zu jener Zeit nicht abschlagen konnte. Das erste: ein nagelneues Apartment in der Etage über dem Büro. Ich hätte also noch im Schlafanzug an meinen Schreibtisch gehen können, ohne jemanden in diesem Aufzug zu stören. Und dann fragte er mich, ob ich Geld bräuchte. Vermutlich hatte er sofort erkannt, wie klamm es bei mir aussah. Ich fragte, ob er mir einen Vorschuss geben könnte. Er griff in seine Tasche und händigte mir 300 Mark aus – ohne Bedingung, ohne Quittung, ohne alles. Innerlich jubelte ich. Was war es doch für eine gute Idee gewesen, nach Hamburg zu kommen!

Simon Thompson machte mir den Einstieg ins Börsengeschäft leicht. Er erklärte mir geduldig alles und ließ mich teilhaben, wenn London offen hatte und dort gehandelt wurde. Er hatte eine direkte Leitung von Hamburg in den Londoner Börsenring – eine Technik, die mich damals zutiefst beeindruckte. Mein Schwerpunkt war der Handel mit Edelmetallen an den Börsen von London und New York. Ich lernte den Puls und den Stoffwechsel dieses geheimnisvollen Organismus kennen. Wie sensibel die Kurse auf Gerüchte reagierten, wie man innerhalb von 24 Stunden alles verzocken konnte und wie man auch bei geringem Einsatz extreme Gewinne erzielte. Was für eine Welt! Aus dem verhinderten Filmregisseur, der für ein paar Stunden mit einer Karriere als Schaffner in den Schlafwagen der Bahn geliebäugelt hatte, war nun ein Händler mit Edelmetallen geworden.

Der Job als Broker kam meinen analytischen Fähigkeiten, meiner Kommunikationsstärke, aber auch meinem Spieltrieb sehr entgegen. Nur äußerlich hatte ich mich der Schickimickigesellschaft der Neureichen und solcher, die es werden wollten, noch nicht angepasst. Als ein paar Täge später eine angekündigte Truppe von Verkäufern in Hamburg eintraf und in das Büro kam, das ich zuvor alleine genutzt hatte, reagierte deren Oberguru ziemlich scharf. Der „Ersatz-Jesus" müsse hier raus, meinte er. Damit spielte er auf meine eher an Hippies angelehnte Erscheinung an: ungestutzter Bart, verlotterte

Jeans, zerschlissene Lederstiefel. Das waren die Klamotten, in denen ich mich wohlfühlte – und am Telefon spielte es ohnehin keine Rolle, ob ich im Dreiteiler oder in der Badehose kaufte oder verkaufte. Wie gut, dass Simon Thompson, der Talentsucher und -finder, an mir festhielt.

Die höheren Weihen erteilte mir Tage später ein gewisser Herr Grün. Er gehörte ebenfalls zur Chefriege und rief mich kurz nach seinem Dienstantritt zu sich. Ohne Umschweife kam er auf den Punkt: „Wenn Sie tun und befolgen, was ich Ihnen sage, werden Sie Millionär!"

Ich war platt. Da stand ich mit meinen 50.000 Mark Schulden und hatte keinen Plan, wie ich sie jemals zurückzahlen sollte – und dieser Mann sprach von der Chance, eine Million zu verdienen.

Um die Geschichte abzukürzen: Herr Grün sollte Recht behalten. Zwei Jahre nach seiner vollmundigen Ansage hatte ich tatsächlich meine erste Million in der Tasche. Bei diesem ersten Gespräch damals ergriff die Vision von mir Besitz, und ich wollte von dem weisen Börsianer natürlich wissen, wie man an diesen Reichtum kommen könnte. Seine Botschaft klang simpel und enthielt doch eine unumstößliche Wahrheit: „Das große Geld liegt im Verkauf – und zwar nur im Verkauf. Überlassen Sie das Handeln und Verschieben von Werten den Brokern. Kümmern Sie sich ums Verkaufen, und akquirieren Sie Kunden, die das erforderliche Geld mitbringen."

Natürlich war das in der Praxis nicht ganz so einfach, wie die Botschaft an den Azubi damals klang. Doch ich handelte vergleichsweise konsequent nach Grüns Parole – und scheffelte damit mehr Geld, als ich je gesehen hatte. Es ist unglaublich, wie rasant sich meine wirtschaftliche Situation von roten in schwarze Zahlen hinaufkatapultierte. Nach drei Monaten hatte ich alle Schulden, die ganzen 50.000 Mark, zurückbezahlt! Es klingt wie die Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Geschichte. Mehrere Anzüge füllten meinen Schrank, und es machte mir nichts mehr aus, für Hemden 200 Mark und für

ein paar Schuhe 300 Mark zu bezahlen – irre Beträge für die damalige Zeit. Ja, ich arbeitete hart, Tag und Nacht. Aber ich wurde für diesen Einsatz auch überreich belohnt. Von so viel Geld hätte ich vorher niemals zu träumen gewagt.

Man schickte mich nach London, und dort erlebte ich nun hautnah, wo wirklich das große Geld verdient wurde und welche Gesetze in diesem Tempel des Mammons gelten. Mehrere Tage lang stand ich am Rand des Börsenrings – dort, wo täglich Milliarden von amerikanischen Dollar, englischen Pfund, Deutschen Mark und Schweizer Franken gehandelt wurden. Die ausgekochten Engländer tun diesen trockenen Job mit Lässigkeit und Präzision, was ihnen auf dem Parkett einen unnachahmlichen Charme verleiht. Wer Ian Flemings James Bond näher anschaut, erkennt darin nicht nur einen unzerstörbaren Geheimagenten, sondern auch das Persönlichkeitsprofil eines Londoner Börsianers.

Trotz schneller Beobachtung und ermutigender Anfangserfolge muss ich zugeben: Ich hatte auch nach ein paar Wochen noch kein allzu tiefes Verständnis von den verzweigten Gewinnkanälen in den Strömen des Edelmetallhandels. Deshalb konzentrierte ich mich auf das gelbe Metall, das der Inbegriff unvergänglichen Reichtums ist: Gold. Auf mich Frischling übte es eine starke Faszination aus, während altgediente Profis meinten, Gold sei langweilig und bewege sich nie.

Tatsächlich durchlief der Goldpreis Phasen, in denen er so unbeweglich stand wie der Pariser Eiffelturm. Mein Glück war, dass ich in einen der verrücktesten Gold-Hypes geriet, den die Märkte je gesehen hatten. Ende der 70er-Jahre gab es einen regelrechten Boom. Der Hintergrund ist eher traurig: Als zu Weihnachten 1979 die damalige Sowjetunion in Afghanistan einmarschierte, machte sich die Angst vor einem neuen Weltkrieg breit. In solchen Zeiten greifen Anleger gerne auf Bewährtes zurück, das selbst bewaffnete Auseinandersetzungen unbeschadet übersteht. In jener Zeit hatte ich für finanzstarke Kunden Gold gekauft. Gemeinsam erlebten wir, wie der Preis

pro Unze binnen weniger Wochen von 150 US-Dollar auf 850 hochschoss. Die Gewinne strömten in einer Geschwindigkeit auf mein Bankkonto, dass ich manchmal dachte, Ich befände mich in einem skurrilen Traum, aus dem ich jeden Moment aufwachen könnte.

Tatsache ist: Ich war ein gemachter Mann. Auf die größte Krise meines Lebens, die ein Wettersturz am Matterhorn heraufbeschworen hatte, folgte der bis dahin größte Erfolg, der mir materiell praktisch alles brachte, was diese Welt zu bieten hatte. Allerdings stellte sich auch dabei langsam ein Übersättigungsgefühl ein. In kurzer Zeit reich werden, dagegen war nichts einzuwenden. Aber ein Leben lang an der Börse fiktive Werte verschieben? In mir keimte der Gedanke, zu neuen Ufern aufzubrechen.

Zwei Jahre Börsenarbeit hatten mich zum Millionär gemacht. Und das reichte mir. Ich brach die Zelte in Hamburg ab und kaufte vier Samsonite-Koffer. Zwei für mich und zwei für meine Freundin Sybille, die ich im Büro kennengelernt hatte. Wir hatten uns nach ein paar Monaten der Zusammenarbeit verliebt, sie war dann auch bei mir eingezogen. Jetzt teilte ich Billy (wie sie alle nannten) mit, ich hätte zwei Flugtickets nach New York City besorgt. Ich würde an diesem Nachmittag Deutschland für immer den Rücken kehren und in die USA auswandern. Ich forderte sie heraus, mit mir zu kommen und sich von ihren Eltern zu verabschieden. Klar, ich rechnete damit, dass sie mit mir gehen würde. Und doch waren es Momente der Unsicherheit, als ich auf dem Hamburger Flughafen Fuhlsbüttel Ausschau nach ihr hielt. Würde sie kommen?

Sie kam, und zwar pünktlich. Ein tapferes Mädchen, Anfang 20; ich ein Millionär, Anfang 30. Ich war sehr verliebt und sah im Geiste ein unbeschwertes Leben vor uns – ein Leben, in dem man sich um Geld keine Sorgen machen musste. Es gehört wohl zu den Illusionen vieler Neureicher, dass sie meinen, ihr Wohlstand löse ihre entscheidenden Lebensprobleme. Dass das Unsinn ist, habe ich erst später verstanden. Die

entscheidenden Dinge im Leben spielen sich nämlich auf der Beziehungsebene ab – und auf der ist Geld nie der entscheidende Faktor. Doch so grundsätzliche Gedanken beschäftigten mich nicht, als ich mit Billy im Flieger saß, der uns über den Atlantik brachte.

In New York erwartete uns ein gewaltiger Schneesturm. Straßen in Manhattan waren gesperrt, am Central Park sahen wir Langläufer auf selbst gespurten Loipen. Unser erster Abend in unserer neuen Helmat hätte nicht schöner sein können, wenn wir an jenem Tag geheiratet hätten. Ich hatte uns im *Grand Hotel* eingebucht. Es war fast wie ein Honeymoon: Bei Kerzenschein im romantischen Hotelrestaurant ließ ich Kaviar und Champagner auffahren. Wir turtelten wie Teenager, während sich draußen dicke Schneeflocken auf Straßen, Autos und Menschen legten. Vermummte Gestalten huschten zu Fuß oder auf Skiern vor unserem Fenster vorbei. Ich hatte eine richtige Jubelstimmung in mir und dachte: *Endlich hast du es geschafft, besitzt genügend Geld für alle Zeiten, hast eine junge, hübsche Frau an deiner Seite, die mitzieht und vor Abenteuerlust sprüht. Was kann das Leben mehr bieten?*

Doch man soll die Nacht nicht vor dem Morgen loben. In mein Glücksgefühl hinein platzten völlig unangekündigt furchtbare Zahnschmerzen. Dieser Stimmungskiller setzte mir besonders zu, weil ich in Sachen Zahnarzt ein jämmerlicher Felgling bin. Schampus und Kaviar sah ich plötzlich nur noch durch einen grauen Schleier. Wir zogen uns aufs Zimmer zurück, doch ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Billy lag ratlos neben mir, sie konnte mir nicht helfen.

Am nächsten Morgen rief ich meinen New Yorker Freund Mark Horowitz an, mit dem ich Jahre zuvor in Paris studiert hatte. Ich erhoffte mir von ihm einen Tipp, an wen ich mich in dieser fremden Stadt mit meinem maladen Gebiss wenden sollte. „Du musst zu einem jüdischen Zahnarzt", sagte er, und ich meinte, etwas Genüssliches in seiner Stimme zu hören. War das etwa Schadenfreude?

„Bist du sicher?", fragte ich. Als Deutscher zu einem Juden, der womöglich aus verständlichen Gründen Ressentiments gegen meine Nationalität pflegte – da würden Bohrer, Spritzen und Haken gleich noch brutaler wirken.

Mark lachte und sagte: „Tja, da musst du durch!"

Er gab mir schließlich die Adresse von Dr. Eiserman, einem deutschstämmigen Juden, der wie so viele Juden seine Familie im Dritten Reich verloren hatte. Der Mann ging über die Maßen barmherzig mit mir um, verpasste mir eine Vollnarkose und zog dann den Plagegeist aus meinem Kiefer. Ich spürte nichts und war total erleichtert, als alles vorüber war. Dr. Eiserman wünschte mir „Masseltov" (jiddisch für „Viel Glück") und entließ mich sichtlich zufrieden mit seiner Operationsleistung.

Während ich mit starken Schmerzmitteln drei Tage lang den Heilungsprozess erduldete, nahm Billy mit immer größerem Entsetzen wahr, wo sie eigentlich gelandet war. Denn dass es in dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" auch sehr viele Probleme gab, war ihr vor der Abreise nicht bewusst gewesen. Sie vertrieb sich die Zeit mit Fernsehen und empfing auf diese Weise jeden Tag Hiobsbotschaften über die Zustände in der Stadt: erfrorene Obdachlose, im Elend lebende Arme in Harlem, Morde und das andauernde schlechte Wetter. Und neben ihr ein Mann, der sich in erster Linie mit den Folgen seiner Zahnoperation beschäftigte. Es war zum Depressivwerden; in der Summe ein Kulturschock, den sie erst einmal verkraften musste.

Ich spürte, dass die Stimmung kippte und unser gemeinsamer Start in den USA zu Dauerschäden führen könnte, wenn ich nichts unternahm. Deshalb entschied ich, dass wir nach Aspen im Bundesstaat Colorado reisen würden. Ich wollte mir dort endlich meinen Jugendtraum erfüllen und in den Rocky Mountains Ski laufen.

Wir nahmen die Linienmaschine nach Denver und ließen uns von dort mit einer Cessna über die Berge setzen. Blauer

Himmel, Sonnenschein, traumhafte Ausblicke auf eine winterliche Natur.

Als Student hatte ich schon einmal für ein paar Tage die Silberstadt Aspen besucht. Daher kannte ich das *Jérôme-Hotel* – ein alter Schuppen, der schon deutlich bessere Tage gesehen hatte. Aber ich liebte diese von Althippies betriebene Absteige, die irgendwie an den Wilden Westen erinnerte. Hier gab es abends Squaredance, es floss reichlich Whiskey und ein süßlicher Dunst von Marihuana und Haschisch zog durch die Stube. Es herrschte immer eine friedliche Atmosphäre. Billy und ich hatten mit Drogen jedoch nie etwas am Hut.

Mit dem Skifahren lief es anfangs nicht ganz so, wie ich es gedacht hatte: Wir nahmen die Sessellifte, die uns in drei Etappen auf den Ajax Mountain, den höchsten Berg der Rockies, trugen. Oben angekommen, konnte ich es kaum abwarten, in den nächstbesten Steilhang einzutauchen, und ich begann gleich meine Abfahrt. Ich liebte es einfach, jenseits platt gewalzter Pisten Ski zu fahren. Als ich nach ein paar großen Schwüngen auf einem Absatz wartete und nach oben blickte, sah ich, wie meine Freundin verkrampft ihre Ski in V-Form hielt – die typische Anfängerposition. In dem Moment fiel mir auf, dass ich sie nie gefragt hatte, ob sie überhaupt Skifahren konnte. Als ich sie den Hang hinunterschleichen sah, konnte ich nur noch ihren Mut bewundern, dass sie sich überhaupt mit mir auf eine solche Piste begeben hatte.

Sie hatte vermutlich eine Heidenangst, doch mit großer Geduld und der nötigen Beharrlichkeit schafften wir die gigantische Abfahrt gemeinsam innerhalb der „rekordverdächtigen" Zeit von fünf Stunden. Es war schon dunkel, als wir in der Silberstadt ankamen und uns todmüde ins Bett fallen ließen. Am nächsten Tag fuhr ich mit meiner „Kleinen" dann lieber in ein Anfängergebiet. An einem flachen Hang (im Schwäbischen nennt man so eine Piste einen „Idiotenhügel") starteten wir mit ihrem Training.

Erinnerungen an meine erste Zeit in Nordamerika wurden

wach, in der ich als „American Professional Ski Instructor"* gearbeitet hatte. Meine Ausbildungslizenz hatte ich in meiner Zeit als Fußballprofi im Winter in North Convey (Bundesstaat New Hampshire) in der Skischule von Otmar Schneider erworben. Schneiders Vater war einst vor Hitlers Schergen geflüchtet, als die braunen Bosse gehört hatten, dass sich dieser Erfinder des modernen Skilaufs von der Herrenrassentheorie der Nazis nicht überzeugen ließ. Schneider, der aus St. Anton am Arlberg stammte, war damals so populär, dass selbst der Kaiser aus Japan ihm bei einer Begegnung die Hand gab – ein absolutes Novum für diesen vermeintlichen „Gott Nippons".

Nun waren meine Ausbildungskünste also bei einer jungen Hamburgerin gefragt. Ich brauchte mein ganzes psychologisches Geschick, um sie davon zu überzeugen, dass es mit dem Skilaufen genauso ist wie mit dem Fahrradfahren: Wenn man es einmal kann, wird man es nie wieder verlernen. Zum Glück entwickelte Billy einen gewaltigen Ehrgeiz. Zu meiner großen Überraschung wollte sie bald wieder zum Ajax Mountain, an dem sie am ersten Tag vor Angst fast gestorben wäre. Und siehe da: Sie hatte zwar immer noch Mühe, schaffte den Abhang aber in zwei Stunden und ohne großes Schwitzen. Selbst meine Tiefschneeleidenschaft, die im Pulverschnee von Colorado aufs Genüsslichste befriedigt wurde (nur in Utah gab es trockeneren Pulverschnee), teilte diese fantastische Frau. Wir hatten in Aspen eine tolle Zeit miteinander und nach den schwierigen ersten Tagen auch einen wundervollen Beginn in den USA.

---

* Amerikanischer Profiskilehrer

Katzenmusik

Die Wochen vergingen wie in einem Rausch, aus dem ich allerdings eines Morgens mit einem Kater aufwachte. Mein Finanzpolster hatte mich ins Schlaraffenland befördert, doch ich merkte: Das Schlaraffenland langweilt. Ich brauchte keine gebratenen Tauben, die mir in den Mund flogen – ich brauchte eine neue Herausforderung. Plötzlich ödeten mich Abfahrten und Reisen nur noch an.

Die Hübsche an meiner Seite sah das wohl ähnlich. Sie hatte früher ebenfalls als Brokerin gearbeitet und schlug nun vor, nach London zu ziehen und dort eine Firma zu gründen. Sie wollte am Liffe-Market*, der gerade eröffnet hatte, mit Währungshandel Geld verdienen. Zugegeben: Eigentlich hatte ich auf dieses Business keine besondere Lust mehr. Mit dem Handel hatte ich meine Erfahrungen, und ich wusste auch, wie man dabei erfolgreich ist, aber es fehlte der richtige Reiz, Geld und Lebensenergie in dieses Geschäft zu investieren. Wenn nicht ein englischer Freund uns ebenfalls dazu geraten hätte, ein Büro zu eröffnen – vielleicht hätte ich die Finger davon gelassen. Es ist unabsehbar, wie sich mein Leben dann entwickelt hätte. Denn ohne diesen Freund, Michael Sidney-Smith, wäre ich mit dem Musical-Geschäft nie auch nur in Kontakt gekommen.

Wie so oft im Leben ist das die Geschichte von einem, der

* London International Foreign Future Exchange Market

einen anderen kennt und damit eine Verbindung herstellt, mit der sich Weichen völlig neu stellen lassen. Unser englischer Freund war gerade bei dem Musical-Komponisten Andrew Lloyd Webber eingestiegen, und zwar als Finanzchef seiner *Really Useful Group* (RUG). Über meine Begegnungen mit dem Großmeister der Musicals werde ich später mehr erzählen. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich nur, dass Lloyd Webber gerade *Cats* auf die Bühne gebracht hatte. Es lief im Londoner Westend und sollte nun auch an den New Yorker Broadway kommen. Kurz: Der angloamerikanische Sprachraum erlebte gerade einen neuen Musical-Boom, von dem der deutschsprachige Raum bis zu diesem Zeitpunkt gänzlich unberührt geblieben war.

Das wollte ich ändern. Mich faszinierte Lloyd Webbers Kunst. Seine Musik: eingängig, ansprechend, geeignet für ein Massenpublikum. Seine Stoffe: faszinierend.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er unter anderem schon *Jesus Christ Superstar* und das Argentinien-Epos *Evita* auf die Bühne gebracht gehabt. Der Globus begann, seine Melodien zu summen.

Die singenden Katzen waren allerdings eine Provokation. Dass sich Lyrikinteressierte mit den Katzengedichten des Amerikaners Thomas Stearns Eliot (1888–1965) beschäftigen, geht ja noch an. Daraus ein Musical zu stricken und dann zu erwarten, dass es nicht nur für ein paar Wochen, sondern dauerhaft Zuschauer anlockt – darin lag ein Wagnis. Die Behauptung, der Erfolg von *Cats* sei damals schon absehbar gewesen, wäre vermessen, aber ich hatte das unbestechliche Gefühl, dass auch die Deutschen das Stück mögen würden. Also fragte ich Lloyd Webber, ob er mir die Rechte für Deutschland abtreten wolle.

Seine Reaktion? Er lachte! Der Starkomponist war sich sicher, dass in Deutschland für Musicals überhaupt kein Markt existierte. Ein paar Tourneen ließen sich vielleicht verkaufen – aber auch nur dann, wenn sie billig genug wären. Aber ein

Musical-Haus wie am Broadway oder am Westend? Undenkbar! Ich widersprach vehement. Ja, ich war überzeugt davon, dass das in Deutschland klappen würde. Mein Feuer für die Idee entzündete zwar nicht den Rechteinhaber, aber es erwärmte ihn immerhin.

Lloyd Webber ließ sich schließlich auf folgenden Deal ein: Ich konnte die Rechte haben – und zwar ohne Vorauszahlungen –, wenn ich im Gegenzug das volle finanzielle Risiko für die Produktion in Deutschland alleine trüge. Aus heutiger Sicht war das die genialste Abmachung, die ich unterschreiben konnte. Meine einzige Bedingung an Lloyd Webber war die, dass er zur Premiere erscheinen müsse. Er sagte zu.

Der Erfolg sollte mir später recht geben. Doch man darf die Widrigkeiten der frühen 80er-Jahre bei diesem Wagnis nicht unterschätzen. Deutschland war im Blick auf Musicals Niemandsland. Der Kulturbetrieb kaprizierte sich im Wesentlichen auf hoch subventionierte Häuser in den größeren Städten (und das tut er bis heute). Elitäre Inszenierungen für das Bildungsbürgertum, finanziert vom Steuerzahler. Deshalb sollte ich mit meinem Ansinnen in meinem Heimatland zunächst auf Unverständnis stoßen. Aber wieder liefen die Fäden auf günstigste Weise zusammen.

Ich brauchte ein Theater, ein Haus. Da las ich in derselben Woche, in der ich mit Lloyd Webber einig geworden war, im „Spiegel" einen Artikel über das Hamburger Operettenhaus. Ich konnte kaum glauben, was da stand: Dieser Kulturtempel sollte abgerissen werden. Das schien mir umso unglaublicher, als das Haus gerade erst für viel Geld renoviert worden war. Sollte das Operettenhaus, das viele nach der Pleite mit Freddy Quinn nur noch als „Skandalbunker" bezeichneten, Ort der Deutschlandpremiere von *Cats* werden? Ich kramte in meiner Geldbörse nach Münzen, um von einer Londoner Telefonzelle aus im Hamburger Rathaus anzurufen. Dieses Telefonat sollte eines der wichtigsten meines Lebens werden.

Ich sprach mit der Hamburger Kultursenatorin Helga Schu-

chardt, signalisierte mein Interesse am Operettenhaus und lud sie nach London ein, um ihr *Cats* zu zeigen.

Sie nahm die Einladung an.

Das Musical zog sie sofort in ihren Bann. Ja, dieses Stück hätte sie gerne an der Elbe. Sie fragte mich, wie viel Geld ich von der Stadt Hamburg benötigen würde, um dieses Musical zu produzieren. Ihre Verblüffung war unverkennbar, als ich antwortete, ich bräuchte kein Geld für den Betrieb, sondern nur das Theater für den Start. Das konnte sie zuerst nicht glauben. „Wie rechnet sich denn so eine Show?", wollte sie wissen.

„Wie alle Theater im Westend von London seit Shakespeares Zeiten", erklärte ich ihr. „Vom Eintrittsgeld der Besucher!"

Ihr überraschter Einwurf klingt mir heute noch in den Ohren: „Was? Das geht? Wenn das so aussieht, Herr Kurz, dann können Sie das Operettenhaus gerne mietfrei haben."

Es folgte der konspirative Teil unserer Zusammenarbeit. Als wir uns verabschiedeten, warnte mich Frau Schuchardt, ich dürfe niemandem im Rathaus über den Weg trauen, da gäbe es viele „falsche Fuffziger". Unsere Korrespondenz sollte über das Faxgerät eines Mitarbeiters im Keller der Behörde abgewickelt werden. Daran hielt ich mich. Kurz darauf unterzeichnete ich den schönsten Vertrag meines Lebens mit Stempel und Siegel der Hansestadt.

Dann berief die Kultursenatorin eine Handvoll Journalisten zur Pressekonferenz ein, von denen die meisten sich als überkritische Geister herausstellten, in deren Horizont ein Musical (noch) keinen Platz hatte. Für sie war ich ein unbeschriebenes Blatt (was ich verstehen konnte), dem man doch nicht einfach das ehrwürdige Kulturgebäude überlassen dürfe.

Schuchardts Replik kam ziemlich forsch: Wenn der große englische Komponist Andrew Lloyd Webber Herrn Kurz vertraue, dann könne sie ihm auch vertrauen.

Der im Februar 2009 verstorbene NDR-Kulturjournalist

Friedhelm Mönter fragte mich damals süffisant, wie ich dazu käme zu glauben, dass ein Musical über Katzen an der Reeperbahn länger als sechs Wochen laufen könne.

Ich entgegnete: „Ich glaube sogar an sechs Jahre!"

Am nächsten Tag waren die Hamburger Zeitungen voll von dem Thema und an Häme und Spott gab es keinen Mangel. Formulieren wir es vorsichtig: Visionär war das nicht, was die Journalisten über meine Pläne zu Papier brachten.

Cats wurde ein Megahit und bedeutete den Durchbruch für kommerzielle Musicals in Deutschland. Hamburg wurde zur Musical-Hauptstadt mit einer neuen Touristenattraktion. Damals hatte die Stadt dank der Werftenkrise 13,5 Prozent Arbeitslose – rund 200.000 Menschen setzten sich in den Süden der Republik auf der Suche nach Arbeit ab. Just in dieser Zeit gründete ich die Firma *Stella* als alleiniger Gesellschafter (damals mit 10.000 D-Mark Kapital) – und sie erwies sich als ein gigantischer Segen für Hamburg, wo ich über die Jahre rund 1,8 Milliarden Mark umsetzte.

Ohne fremde Hilfe hätte ich das allerdings nie geschafft. Dank der Kultursenatorin Helga Schuchardt, die über den Tellerrand des subventionierten Kulturbetriebes hinausdenken konnte, erhielt *Cats* eine Chance. Plötzlich waren die Hotels, die üblicherweise an den Wochenenden leer standen, mit *Cats*-Besuchern ausgelastet. Es dauerte nicht lange, da konstatierte die Bild-Zeitung, *Cats* gehöre zu Hamburg wie der Hafen – und das Musical habe mehr Besucher als der HSV.

Doch ich greife vor. Denn nachdem der Deal mit dem Operettenhaus unter Dach und Fach war, ging die Produktion ja erst richtig los. Sänger, Tänzer, Techniker, Choreografen, Regisseur, Werber und viele, viele mehr bereiteten den großen Tag vor: den 18. April 1986, die Premiere von *Cats*. Wir hatten ein Eröffnungsfeuerwerk von feinster Qualität angekündigt, und rund eine halbe Million Menschen machten sich auf den Weg zu den Hamburger Landungsbrücken, um die pyrotechnische Sensation zu sehen. Im Anschluss an die Premierenaufführung

sollte es 30 Minuten Musik aus *Cats* im Hafen geben, begleitet von „tanzenden Schiffen".

Es war ein unvergesslicher Abend. Andrew Lloyd Webber sah mich mit respektvollem Blick an und sagte: „Danke für das großartigste Feuerwerk, das ich je gesehen habe." Kultursenatorin Schuchardt fiel mir in die Arme und beteuerte, eine solche Begeisterung habe es in Hamburg noch nie gegeben. Stehende Ovationen, und das 45 Minuten lang, für die *Cats*-Darsteller im Operettenhaus.

Mein innovatives Verkaufskonzept für die Musical-Karten ging auf. Ich hatte die Firma *teleticket* gegründet – zu einer Zeit, in der man in Deutschland keine Karten über Computer oder Telefon kaufen konnte. Außerdem organisierte ich Besuchergruppen mithilfe von Reiseunternehmen. Zwei Drittel der Zuschauer kamen über eine organisierte Busreise nach Hamburg. Die Unternehmer mit den großen Reisebussen in Deutschland und in Nachbarländern wurden zu meinen wichtigsten Partnern.

Die Stadt Hamburg begann zu realisieren, dass das pfiffige Logo von *Cats* nach den Logos von Coca-Cola und Nivea weltweit den höchsten Wiedererkennungswert hatte. Das nutzte natürlich dem Stück selbst, aber auch der Stadt, da es ein ideales Mittel der Werbung für den Tourismus darstellte. *Cats* und Hamburg – das konnte im deutschsprachigen Europa nur als Einheit gedacht werden. Kurioserweise war der Tourismuschef der Hansestadt ein Urbayer. Der Mann hatte Ideen. Zum Beispiel den Slogan „Mit *Cats* fängt man Mäuse".

Erst als die Besucher Busladung für Busladung in Hamburg ankamen, begriffen die Stadtbewohner, was für einen dicken Trumpf sie mit *Cats* gezogen hatten. Karten vorbestellen für eine Theaterveranstaltung? Das war für die Hamburger früher praktisch nie nötig gewesen. Nun mussten sie ihre Gewohnheiten umstellen. Denn egal, wann sie sich in Abendgarderobe auf den Weg zum Operettenhaus machten, vor Ort mussten sie zu ihrem Erstaunen jedes Mal hören: Vorstellung ausver-

kauft! Irgendwann begriffen sie dann aber, dass sich die Regeln in der Stadt geändert hatten. Alle drei Monate öffnete ich die Vorverkaufskasse für ein weiteres Vierteljahr – und in diesem Zeitfenster mussten die Leute dann den Bedarf für sich und ihre Verwandten und Freunde decken. Das klappte sehr gut. Ich weiß, dass nicht wenige Menschen das Stück in Hamburg im Laufe der Jahre fünf- bis zehnmal gesehen haben.

Und es gab eine weitere kleine Sensation: Wir waren das einzige Theater, das kein Sommerloch hatte und auch in den Ferienmonaten spielte. Alle Staatstheater hatten im Juli und August geschlossen – bei uns hingegen klingelte die Kasse. Kamen die Leute früher nach Hamburg, um die Stadt zu sehen und vielleicht darüber hinaus auch mal ins Theater zu gehen, so kamen sie nun ins Musical, um anschließend vielleicht auch noch Hamburg anzuschauen. Für den Tourismus war *Cats* ein riesiges Geschenk. Wir tüftelten ständig daran, wie wir die Erfolgsmaschine am Laufen halten konnten. Ich rief Heinz Dürr, den Chef der Deutschen Bahn an, und erklärte ihm, dass wir eigentlich ähnliche Interessen verfolgten: Ich hatte ein Stück, das Menschen in ganz Deutschland sehen wollten – und er hatte ein Interesse, dass sie auf dem Weg dorthin die Bahn benutzten. Also machten wir einen Deal. Die Bahn bekam von mir das Logo von *Cats* – unter der Bedingung, dass es an allen Bahnhöfen von Städten mit mindestens 30.000 Einwohnern aufgehängt wurde, denn dort versprach ich mir die größte Aufmerksamkeit. Wir schnürten Pakete: Eintrittskarte plus Bahnfahrkarte plus Hotelreservierung. Das klappte wundervoll und war eine Win-win-Situation für alle Beteiligten. Zudem gewannen wir mit solchen Aktionen weitere Publicity, was wiederum den Ticketverkauf anheizte. Meine Kosten dabei waren praktisch null und die Bahn profitierte von einer ausufernden Nachfrage. Wieder einmal funktionierte eine einfache Idee unternehmerischen Handelns, wie es sie in einem Staatsbetrieb zumindest zur damaligen Zeit nie gegeben hätte.

Eine Abrechnung mit Deutschlands Kulturbetrieb

Ich denke, dies ist der richtige Zeitpunkt für eine Abrechnung. Für eine Abrechnung mit dem deutschen Kulturbetrieb. Genauer: mit seiner Finanzierung. Denn in Deutschland herrscht immer noch ein großes Missverständnis vor, das offenbar aus den Köpfen nicht rauszukriegen ist. Dieses Missverständnis besagt, dass erst eine staatliche Finanzierung der Garant dafür ist, dass die Kultur nicht zum Erlahmen kommt. Die Erfahrung zeigt das Gegenteil.

Die übersteigerten Subventionen in Deutschland haben das Theater zu einem abstrusen Faulheitswettbewerb von überbezahlten Intendanten und Dramaturgen verkommen lassen. Eine Nomenklatura staatlicher Gehaltsempfänger hat sich im Kulturbetrieb herausgebildet. Wer drin ist, sitzt auf einer Insel der Seligen. Der darf dann in seinen Inszenierungen auch gerne mal den Mächtigen ans Bein pinkeln. Die lächeln, klatschen Beifall und machen danach genauso weiter wie bisher. Und alle sind zufrieden.

Deutschland hat andere Zeiten gesehen, und ich sage: kulturell bessere. Vor dem Zweiten Weltkrieg war Berlin eine Theatermetropole. Weit über 100 private Theater (manche schätzen sogar 200) hat es gegeben. Man muss dazu sagen, dass in der Stadt damals rund 180.000 Juden lebten. Das Kulturleben wurde wesentlich von einer jüdischen Mittelschicht getragen. Max Reinhardt war damals der bedeutendste Theatermacher Europas. Er lebte in Berlin, besaß fünf Theater (Theater am

Kurfürstendamm, Deutsches Theater etc.). Dazu gab es die UFA-Filmstudios. Dann Kurt Weill, der 1929 zusammen mit Bertolt Brecht die *Dreigroschenoper* auf die Bühne (und zum Erfolg) brachte.

Als die Juden fliehen mussten, machten Weill und Erwin Piscator in den Vereinigten Staaten Karriere. Weills Oper *Mahagonny* wurde mit höchstem Lob honoriert. Piscator, der einst das *Metropol-Theater* am Nollendorf leitete, erfand in New York den sogenannten Workshop des Theaters und hat damit das US-System verändert. Piscator sollte später wieder in Deutschland wirken und beispielsweise Rolf Hochhuths Stück *Der Stellvertreter* 1963 an der Freien Volksbühne uraufführen.

Was ich damit sagen will: Das angelsächsische Theater- und Filmbusiness ist höchst erfolgreich, extrem einflussreich und stellt eine wesentliche Säule der Kultur dar. Umso seltsamer ist, wie der Nationalsozialismus das Kulturverständnis in Deutschland verändern konnte. Die Nazis zerstörten die von Juden aufgebaute Kultur und erfanden den Kampfbegriff „entartete Kunst". Hitler, der selbst kein überaus begabter Maler war, bestimmte nun also, was Kultur und gut für den „Herrenmenschen" ist.

Seltsam finde ich daran, dass man nach dem Krieg den staatlichen Stellen die Oberhoheit über die Kultur nicht gleich wieder entrissen hat. Unser hoch subventioniertes Kultursystem bindet sich in der Demokratie an die Obhut der Innenminister der Länder (die gleichzeitig für die Innere Sicherheit zuständig sind). Das spricht der Freiheit von Kunst und Kultur doch Hohn. Ist das nicht eine perverse Weiterentwicklung eines in der Diktatur geborenen Systems, wenn auch nun unter demokratischen Vorzeichen?

Und was ist die größte Sünde in diesem abgehobenen, elitären, in Elfenbeintürme eingesperrten Kulturbetrieb? Popularität. Nur nicht zu sehr den Publikumsgeschmack treffen, lautet die Devise, nur nicht zu sehr im Mainstream verankert sein. Lieber vor leeren Rängen theatralische Selbstbefriedigung be-

treiben als der Frage nachgehen, wie man ein Publikum in den Saal bekommt. Solange die Steuergelder fließen, funktioniert das ja auch.

Ich habe meinen Musical-Kulturbetrieb ohne Steuergelder aufgebaut, und das machte mich für so viele aus dem Kulturestablishment zum Feindbild Nummer eins. Denn von mir ging ja letztlich auch eine Gefahr aus. Wenn einer es schaffte, Kultur anzubieten und dabei auch noch Geld zu verdienen, ließen sich die Investitionen von Abermillionen in erfolglose Produktionen nicht mehr rechtfertigen.

Mit dem deutschen Antiamerikanismus wollte man auch mir ans Leder. Ich weiß nicht, wie oft ich den Vorwurf hörte, ich sei Repräsentant der „Coca-Cola-Kultur". Freimuth Duve, Publizist und SPD-Bundestagsabgeordneter, nannte mich den „Totengräber des deutschen Theaters". Wenn ich das Bild kritisch aufgreife, neige ich sogar dazu, ihm recht zu geben. Denn getötet haben das Theater verständnislose Politiker und das System ausnutzende Angestellte. Diesem Theater, das ohnehin schon tot ist, würde ich gerne noch das Grab schaufeln.

Meine Meinung hierzu speist sich nicht nur aus der Vorkriegsgeschichte Berlins. Auch meine Erfahrungen in Großbritannien und den USA verstärken diesen Eindruck – denn dort wird durch eine Vielfalt an Künstlern und Machern, die sich am Markt (also am Publikum!) messen lassen müssen, weit mehr geleistet. Ein System, das wenig oder gar nicht subventioniert wird, kann hervorragende Künstlerpersönlichkeiten hervorbringen. Beispiele aus dem angelsächsischen Raum gefällig? Andrew Lloyd Webber, Rogers & Hammerstein *(Oklahoma, South Pacific)*, Leonard Bernstein *(West Side Story)*, George Gershwin *(Showboat, Porgy and Bess)*, Steven Sondheim *(Company, Into the Woods, Sunday in the Parc With George)*, Cameron Mackintosh (Produzent von *Les Misérables*), Harold Prince (Regisseur und Produzent), um nur einige zu nennen.

Dasselbe Bild zeigt sich im Filmgeschäft, wo die USA den Markt beherrschen: Sidney Pollack, Robert Redford, Daniel

Melnick, Cecil B. De Mille, Steven Spielberg, Joel Schumacher, Alfred Hitchcock, Charly Chaplin, Sam Fuller, Francis Coppola, Marlon Brando, Paul Newman, Roland Emmerich, Michael Mann, Michael Douglas, David Selznick. Ich befürchte, alle diese Talente wären in den Mühlen deutscher Subventionspolitik hoffnungslos zerrieben worden. Ebenso die *Royal Shakespeare Company*, die größte Theatergesellschaft der Welt, die mit wenig staatlichen Mitteln sechs Theater führt und viele großartige Darsteller, Regisseure, Choreografen, Bühnenbildner, Kostümdesigner und andere Künstler hervorgebracht hat. Und das Beste daran: Diese Company spielt bis heute, weil sie ihr Ohr immer am Markt hat.

Was mich an den bundesrepublikanischen Kritikern eines freiheitlichen Systems so ärgert, ist die Arroganz der Intellektuellen, gepaart mit einer Denkfaulheit, die in unerträglichem Widerspruch zu ihrem Selbstanspruch steht. Und mit ihren aggressiven Attacken gegen mich leisteten sie Brandstifterdienste, die von marxistischen Staatsfeinden auf der Elbchaussee gerne angenommen wurden. Man erklärte mich in den 80er-Jahren zu einem Vertreter des Kapitalismus, der eliminiert werden müsse. Bei den Auseinandersetzungen um die Alte und die Neue Flora wurde mein Name unter den von Edzard Reuter (damals Chef von Daimler-Benz) und den Mercedes-Stern gesetzt. An vielen Hochhäusern Hamburgs sah man das Motiv, garniert mit einer Kalaschnikow und dem Spruch: „Macht Kurz lang."

Diese Zeilen schreibt einer, der mit marktgesteuerter Kultur nicht nur Erfolge hatte. Wahrscheinlich wäre mein Leben recht bequem geworden, hätten mir die Hamburger damals nicht nur das Operettenhaus, sondern auch irgendeinen Intendantenposten gegeben. Aus diesem warmen Bett, das mit Steuergeldern gepolstert wird, wäre ich dann auch nie wieder herausgefallen. Stattdessen musste ich mich am Markt messen – mit allen Chancen, mit allen Risiken. *Cats* ein gewaltiger Erfolg, *Carrie* ein gigantischer Flop. Anstatt meine Schäfchen

ins Trockene zu bringen und dort zu hätscheln, bereitete ich in dieser Achterbahn mein nächstes Projekt vor: ein Musical, bei dem die Akteure Rollschuhe tragen.

Sensationserfolg auf Rollschuhen

Die Gesetze des Musicals sind unergründlich. Sie sind mir manchmal in die Quere gekommen, haben mir aber an mehreren Stellen meines Lebens in die Hände gespielt. Am melsten wohl bei *Starlight Express*. Es ist das Sensationsstück in der Welt der Musicals. Über zwölf Millionen Menschen sind nach Bochum gereist, um sich das Spektakel anzuschauen – das sind mehr Besucher, als jedes andere Musical der Welt aufzuweisen hat. Das Stück selbst und die Umstände seiner Produktion bieten Rekord nach Rekord.

Wer versucht, jemandem den Inhalt von *Starlight Express* zu erzählen, erntet bestenfalls einen kritischen Blick seines Gegenübers. Die Handlung als solche ist – zurückhaltend formuliert – kein Stoff für Intellektuelle. Diesen Anspruch erhebt das Genre des Musicals ohnehin nicht immer, aber in diesem Stück von Andrew Lloyd Webber liegt das Handlungsniveau doch ein bisschen tief: Ein Junge, fasziniert von seiner Modelleisenbahn, erlebt in einem langen Traum die „Weltmeisterschaft der Lokomotiven". Hochgeschwindigkeitszüge aus aller Welt kämpfen um den Titel. Die Loks sind männlich, ihre angedockten Waggons weiblich. Der Kampf beginnt, und ein verzweifelter weiblicher Waggon hat Liebeskummer, weil die Dame nicht weiß, für welche Lokomotive sie sich entscheiden soll. Überraschend mischt die alte, abgetakelte Dampflok „Rusty" in diesem Wettstreit mit und erreicht durch einen erneuerten Glauben an sich selbst ungeahnte Leistungskraft.

Das wirkt zunächst nicht wie ein packender Stoff, der Menschen nicht mehr loslässt. Wie konnte eine solche Story aber trotzdem zum erfolgreichsten Musical aller Zeiten werden? Es war die geniale Produktion in Bochum mit den kreativsten Leuten – Architekten, Darsteller, Choreografen, Bühnenbildner. Sie haben aus einer vergleichsweise dürren Handlung ein Erlebnismusical gezaubert, das bis heute Millionen in seinen Bann zieht. Selbst kritische Geister können sich dem temporeichen Feuerwerk an Ideen kaum entziehen.

Außergewöhnlich die Innenarchitektur des Musical-Hauses: Statt der traditionellen Bühne und einem Publikum, das in Reih und Glied dasitzt und nach vorne starrt, haben wir damals den ganzen Zuschauerraum mit Rollschuhbahnen durchzogen. Dadurch können die Lokomotiven – dargestellt von Künstlern auf Rollschuhen – auf mehreren Ebenen durch die Ränge rasen. Es gibt Momente in *Starlight Express*, in denen man nicht mehr weiß, wohin man schauen soll, weil überall etwas los ist.

An die Sängerinnen und Sänger stellt das Stück extremste Ansprüche: eine nahezu olympiareife Perfektion auf den rollenden Schuhen und eine präzise Stimme auch dann, wenn man von den Wettfahrten aus der Puste ist. Ich bewundere bis heute, zu welchen Spitzenleistungen diese Leute in der Lage sind.

Angefangen hatte alles mit einem Besuch des Bochumer Oberstadtdirektors Herbert Jahofer bei mir in London. Er hatte einen klar formulierten Wunsch: Ich sollte *Starlight Express* nach Bochum bringen. Zu jener Zeit war ja *Cats* in Hamburg bereits in vollem Gange und hatte der Elbmetropole einen deutlichen Zuwachs an Touristen beschert. Das wünschte sich der leitende Stadtbeamte auch für den krisengeschüttelten Ruhrpott.

Wir tranken Tee im *Savoy-Hotel*, mein Bühnenbildner und ein Vertreter der „Really Useful Company" von Andrew Lloyd Webber saßen mit am Tisch. Zunächst war ich unsicher, ob ich

das Projekt in Bochum machen sollte. Ich sprach bei Lloyd Webbers Partner Brian Brolly vor. Eines hatte ich nämlich erkannt: So wie das Stück in London und New York gespielt wurde, hatte es hier keine große Zukunft. Am *Gershwin-Theater* am Broadway mussten sie bereits nach einem Jahr die Brocken hinschmeißen, im Londoner *Victoria* reichten manche der Künstler nicht an die unglaublich hohen Ansprüche heran. Vor meinem inneren Auge wurde mir immer klarer, dass wir die Begrenzungen der herkömmlichen Bühne sprengen mussten. Die Wucht und die Kraft dieses einmaligen, auf Bewegung setzenden Musicals brauchte eine ganz andere Innenarchitektur.

Also ging ich mit dem Gedanken, ein völlig neu konzipiertes Haus aus dem Bochumer Boden zu stampfen, zu Brian Brolly. Der erkannte die Chance gleich – vielleicht auch, weil er in Mönchengladbach bei der „Rhine Army" gedient hatte und mit der Mentalität dieser Region bereits vertraut war. Letztlich ist es Brian auch zu verdanken, dass Lloyd Webber mit ins Boot kam. Der neigte, wie üblich, erst einmal zu Pessimismus, betrachtete das ganze Konzept mit dunkelgrauer Brille, obwohl ihn der Erfolg von *Cats* in Hamburg mutiger hätte machen müssen.

Schließlich hatte ich aber doch grünes Licht. Der Deal sah folgendermaßen aus: Die Stadt Bochum und das Land Nordrhein-Westfalen würden die Halle finanzieren und dafür geschätzte 22 Millionen D-Mark auf den Tisch legen. Ich sollte Investoren für die Produktionskosten von rund 16 Millionen Mark sammeln. Mit meinem Businessplan in der Tasche hatte ich Investoren aus England und ein paar Freunde aus den USA und Deutschland schnell auf meiner Seite, die das Geld zusammenlegten – eine Investition, die keiner von ihnen bereuen musste.

Was dann ab Frühjahr 1987 folgte, ging als Spitzenleistung in die Baugeschichte ein. Der Bauunternehmer Ferdi Probst, den ich noch von seiner Zeit kannte, als er Bobfahrer in der

deutschen Olympiamannschaft gewesen war, stellte sich für den Auftrag zur Verfügung. Der Vertrag, den er damals unterzeichnete, war extrem kniffilg. Nicht zuletzt wegen der immens kurz angesetzten Bauzeit von nur 14 Monaten. Was Arbeiter, Poliere, Architekten, Statiker, Bauaufsicht und Handwerker in dieser Sensationszelt geleistet haben, kann man sich kaum vorstellen. Immerhin kam das Projekt als schnellster Bau eines Musical-Theaters ins Guinnessbuch der Rekorde. Bauunternehmer Probst, vom Bobfahren extreme Geschwindigkeiten gewohnt, zeigte auch auf diesem Sektor ein atemberaubendes Tempo.

Kaum konnten die Proben in dem Haus beginnen, in dem an vielen Stellen noch die Handwerker schufteten, entdeckten wir ein riesiges Problem: Die Rollschuhbahn, die sich auf mehreren Ebenen durchs Theater zog, war an einigen Stellen zu steil. Die Konsequenz war, dass uns die Darsteller reihenweise abstürzten. Unser Zeitplan drohte aus den Fugen zu geraten. Was sollten wir tun?

Ich sah keine andere Möglichkeit, als mir den zu schnappen, der für diesen Teil des Konzepts verantwortlich war: den Bühnenbildner. Nur saß der begnadete Mann gerade in Las Vegas, wo er für Siegfried und Roy eine neue Show installierte. Ich musste ihm die Daumenschrauben ansetzen, um unser Problem zu lösen. Also drohte ich ihm mit einer Schadensersatzklage auf zwölf Millionen Mark, falls er nicht am nächsten Tag mit mir nach Bochum kommen würde. Das Schreckgespenst einer juristischen Auseinandersetzung zeigte Wirkung. Mit der Concorde flogen wir gemeinsam nach Paris, von dort nach Düsseldorf, dann ging's mit dem Taxi zur *Starlight*-Halle.

In kürzester Zeit hatte er erkannt, wie man die zu steilen Bahnen wegbekam. *Bavaria München*, die die Arbeiten ausführten, mussten einen Teil der Strecken herausreißen und tiefer legen. Leider hatte das Geld für diese zusätzliche Arbeit niemand in der Portokasse – ich musste noch einmal zwei Milli-

onen Mark drauflegen. Die Premiere verzögerte sich um rund drei Wochen.

Vorher kam es zur Übergabe des Hauses, der Oberbürgermeister überreichte mir in einem kleinen Festakt den Schlüssel. Ich lobte die Glanzleistung von Bauunternehmer Probst, genauso aber die Weitsichtigkeit des Oberstadtdirektors Jahofer. Er hatte eine Vision, von der Bochum bis heute profitiert. Und wie er mir einmal privat mitteilte, musste er damals in der Stadt zum Teil gegen erheblichen politischen Widerstand kämpfen.

Die Parallele zu Hamburg drängt sich auf. Dort war es die Kultursenatorin Schuchardt, die *Cats* durchsetzte; hier war es nun Herr Jahofer, der Bochum zur *Starlight*-Stadt machte. Mehrere Hotels wurden für die Musical-Besucher gebaut; das Stück machte die Stadt zu einem Magneten und brachte ihr viel Geld. Solche Beamte sind es, die eine Kommune voranbringen. Der etablierte Kulturbetrieb schoss dagegen scharf gegen mich. Ein Wiener Intendant nannte mich wegen der Pläne für ein Musical-Haus in Bochum einen „Größenwahnsinnigen". Der Intendant des Bochumer Stadttheaters ließ sich in einem Radiointerview sogar zu der Aussage hinreißen, einen wie mich müsse man „erschießen". Die Arroganz der aus Steuermitteln Hochsubventionierten hat mich immer wieder erschüttert – bis zum heutigen Tag.

Die Premiere von *Starlight Express* am 12. Juni 1988 wurde zu einem Riesenerfolg. Auch Ministerpräsident Johannes Rau und seine Frau Christina waren da – und offenbarten an jenem Tag, wie schwer sie Zugang zu *Starlight Express* finden konnten. Rau dirigierte vor der Aufführung noch außerhalb der Halle eine Bergarbeiterkapelle – ein bisschen volkstümliches Lokalkolorit musste offenbar sein. Doch das sah ganz stilecht aus, denn man hatte die Musiker vor einer Dampflok mit ein paar Waggons platziert, die übrigens heute noch dastehen. Dann setzten seine Frau und er sich neben mich und die Show begann.

Mit einem Schmunzeln erinnere ich mich an die Reaktionen des damaligen Landesvaters und seiner Gemahlin nach dem Stück. Rau gab einem Radiosender zu Protokoll, es habe ihm gut gefallen, auch wenn es „etwas laut" gewesen sei. Deutlich distanzierter seine 25 Jahre jüngere Frau. Sie bekannte, Richard Wagner in Bayreuth sei ihr lieber. Ein wundersamer Vergleich, an den ich noch oft denken musste, wenn ich sie in der Rolle der First Lady neben dem späteren Bundespräsidenten Johannes Rau sah.

Komponist Andrew Lloyd Webber konnte nicht zur Premiere kommen, weil zeitgleich sein *Requiem* in St. Petersburg aufgeführt wurde. Dafür kam die US-Rockband *Fleetwood Mac* dazu. Die Erfolgsmusiker waren mir in dem Düsseldorfer Hotel begegnet, in dem ich abgestiegen war, und ich hatte sie spontan zu diesem für mich so wichtigen Tag eingeladen. Auch der Filmemacher Roland Emmerich war zur Stelle. Er haute mich am Rande der Veranstaltung um Geld für ein Filmprojekt an. Leider gab ich ihm damals keines – ein riesiger Fehler, wie sich herausstellen sollte. Sein Streifen *Independence Day* spielte mehr Geld ein als Steven Spielbergs *E. T.*

Einem hervorragenden Spielstart in Bochum folgte ein mich irritierender schleppender Ticketverkauf. Zunächst konnte ich mir das nicht erklären, da die Öffentlichkeit doch so euphorisch reagiert hatte, bis ich merkte, dass mein Manager meine Anweisung, alles wie bei *Cats* in Hamburg zu machen, allzu wörtlich genommen hatte. Praktisch bedeutete das: Er ließ auf die Bochumer Stadtbusse Werbung für *Starlight Express* pinseln – und gab für den telefonischen Ticketkauf eine Hamburger Nummer an! Als ich einen dieser Busse zum ersten Mal in der Stadt sah, traf mich fast der Schlag. Ich hatte ein Theater ohne Kasse gebaut! Alles war auf den Telefonverkauf ausgerichtet – doch natürlich stand im Bochumer Telefonbuch keine entsprechende Nummer!

Ich bestellte den Mann ein und fragte ihn, ob er allen Ernstes annehme, dass die Menschen im Revier in Hamburg anru-

fen, um eine Karte für Bochum zu erstehen. Seine Entgegnung gellt mir noch heute in den Ohren: „Ich werde sie dazu zwingen", sagte er. Ich begriff, dass vor mir kein kundenorientierter Geschäftsmann, sondern ein früherer Staatstheaterleiter stand, der auch aus dem Erfolg von *Cats* nichts lernte. Diese Personalentscheidung schien mir ein großer Fehler gewesen zu sein, den ich nun dadurch korrigieren musste, dass ich den Mann entließ.

Als Ersatz für diesen „Kulturbeamten" engagierte ich meinen Bruder Bernhard. Gemeinsame Geschäfte unter Verwandten sind zwar nicht immer unproblematisch und Bernhard und ich waren auch nicht in jeder Phase unseres Lebens ein Herz und eine Seele, aber ich konnte ihm vertrauen und hatte die Gewissheit, dass er *für* mich arbeiten würde und nicht *gegen* mich.

Als Nächstes ließ ich in Bochum 30 Telefonleitungen legen. Dazu muss man wissen, dass es Ende der 80er-Jahre in Deutschland noch keine Call-Center gab. Wir gehörten mit unserem Teleticketsystem zu den Pionieren – und zu den erfolgreichsten. Als die Kartenbestellungen über eine Bochumer Vorwahl liefen, prasselten die Anfragen nur so auf uns ein.

In dieser Anfangszeit – ich hatte ja parallel den niederschmetternden Flop mit *Carrie* am Broadway zu verkraften – sah ich in Bochum den Sportstudiomoderator Bernd Heller an der Kasse stehen. Ob er an Musicals interessiert sei, fragte ich ihn. Er winkte ab und sagte, er sei an diesem Sonntagnachmittag nur als Begleiter seiner Frau gekommen. Nach der Show wartete ich auf ihn und fragte, wie ihm *Starlight Express* denn nun gefallen habe. Er zeigte sich begeistert und rühmte die Leistung der Darsteller. Er selbst sei ehemaliger Weitspringer und könne ebenfalls auf Rollschuhen fahren – allerdings nicht gleichzeitig singen. Aus einer Laune heraus schlug ich ihm vor, er solle doch eine der nächsten Ausgaben des *Aktuellen Sportstudios* von der *Starlight*-Halle aus moderieren – auf Rollschuhen. Er ging tatsächlich darauf ein. Meine einzige Bedin-

gung war, dass die Telefonnummer unseres Ticketverkaufs eingeblendet wurde.

Die Reaktionen übertrafen meine Erwartungen. Die 30 Leitungen glühten und bescherten uns einen Umsatz, den niemand hätte prognostizieren können. Auch diese besondere Sportsendung war ein Beitrag zum Erfolg von *Starlight Express*.

Dass es für den Erfolg eines Musicals mehr braucht als gute Musik und große Künstler, erlebten wir in Japan. Mit Andrew Lloyd Webber flog ich nach Tokyo, wo *Starlight Express* in einem Schwimmstadion aufgeführt wurde, das für die Wettkämpfe der Olympischen Spiele gedient hatte. Der Bühnendesigner hatte das Schwimmbecken durchaus kreativ in den amerikanischen Kontinent verwandelt, durch den die Züge – also Schauspieler auf Rollschuhen – rasten. Doch trotz hervorragender Akrobatik der japanischen Artisten auf ihren rollenden Untersätzen blieb das Stück irgendwie blass. Irgendetwas stimmte nicht. Offenbar fehlte das Bühnenerlebnis, das die tief liegende Landschaft nicht bieten konnte. 10.000 Zuschauer klatschten brav, aber begeisterungslos. Das von Lloyd Webber erwartete Feuer blieb aus. Das hatte der erfolgsverwöhnte Komponist nicht erwartet. Die Stimmung enttäuschte ihn so sehr, dass er sich weigerte, im Anschluss an die Show zur Premierenfeier zu kommen.

Damit bekamen wir allerdings für unsere internationale Zusammenarbeit ein Riesenproblem. Hilflos standen wir, das Kreativteam und Andrew Lloyd Webbers Sekretärin Biddy Hayword, herum. Nach einer Stunde beunruhigenden Wartens kam Martin Starger, ein Hollywood-Produzent, der das Musical verfilmen wollte. Mit warnender Stimme raunte er uns zu, dass es zu diplomatischen Verwicklungen führen würde, wenn der ehrenwerte Komponist aus Großbritannien nicht bald auf dieser Party erscheinen werde. Sekretärin Biddy eilte zu Lloyd Webber aufs Zimmer. Der hatte seinen Smoking bereits ausgezogen. Unter Anwendung aller Überredungskünste gelang es

Biddy schließlich, den eingeschnappten Komponisten aus seiner Höhle herauszulocken. Immerhin: Korrekt gekleidet erschien er wenige Minuten später im Saal. Die Feier, die eigens für ihn auf die Beine gestellt worden war, konnte beginnen.

Am nächsten Morgen bat Lloyd Webber mich in seine Suite und erklärte mir, die Show in Tokyo müsse in dieser grässlichen Darbietungsform sofort gestoppt werden.

Das kam mir nun doch reichlich überzogen vor. Ich erwiderte, dass er als Theatermann doch hätte wissen müssen, dass man ein rundes Schwimmstadion niemals in eine prickelnde Theaterbühne verwandeln könne. Er sollte es doch einfach von den Besucherzahlen abhängig machen – wenn es den Japanern in dieser Variante gefiel, warum dann nach europäischen Geschmackskriterien über das Wohl und Wehe dieser Show richten?

Ich lud Andrew ein, mit mir nach Bochum zu fliegen. Er sollte diese ganz andere Art der Präsentation mit eigenen Augen sehen, die Akteure auf weiträumig gezogenen Rollschuhbahnen mitten im Publikum. Wir hatten die moderne Form einer griechischen Arena geschaffen, die dem Zuschauer ein besonders intensives Theatererlebnis vermittelte.

Wir verbrachten zunächst aber noch drei eher langweilige Tage in Tokyo. Weder ihm noch mir gefiel die Stadt besonders gut, außerdem machte es uns die Zeitverschiebung sehr schwer, unsere Büros in Europa per Telefon zu steuern. Deshalb reisten wir recht schnell wieder ab.

Überhaupt war das eine intensive Zeit mit meinem britischen Partner. Wir profitierten ungemein voneinander. Er gab mir die Produktionsrechte für seine begeisternden Musicals zu absolut fairen Konditionen, und ich setzte alles in Bewegung, um seinen Stücken in Deutschland den größtmöglichen Erfolg zu bescheren. Wir wussten, was wir aneinander hatten.

Kurz nach unserer Japan-Visite sollte ich Lloyd Webber in Hamburg treffen. Wir schauten uns im Schanzenviertel die Alte Flora an – das gelbe Monstergebäude, das zuletzt als Ver-

kaufshaus „1.000 Töpfe" gedient hatte. Mein englischer Freund stieß sich interessanterweise überhaupt nicht an dem etwas heruntergekommenen Ambiente. Er war begeistert von den Graffiti und der Atmosphäre dieses Viertels. Wir sprachen darüber, hier dem *Phantom der Oper* eine Bühne zu errichten. Damals konnte ich noch nicht ahnen, dass die „Hafenstraße" auch diesen Stadtteil besetzen und tyrannisieren würde.

Andrew fand das Haus jedenfalls toll. Nach der Ortsbesichtigung flogen wir mit seinem Privatjet nach Düsseldorf und fuhren von dort nach Bochum. Vorher hatte ich ihm noch einen ganz anderen Vorschlag gemacht: Ich wollte mit dem Logo des *Phantoms* eine neue Champagnermarke kreieren und vermarkten. Champagner und Musical – das gehört auf geheimnisvolle Weise untrennbar zusammen. Wir machten später in den 20 Minuten Pause bei *Cats* und *Starlight Express* mehr Umsatz mit Champagner als sämtliche Restaurants in der Bundesrepublik. Hier gab es also auch noch jenseits der Musical-Halls einen riesigen Markt. Durch einen englischen Investor erwarb ich eine Option auf einen Weinberg im französischen Reims. Mein Gaumen hatte dort einen Tropfen geschmeckt, der dem edlen Geschmack eines Dom Perignon sehr nahe kam. Die Champagnerproduktion bei Reims würde mich allerdings nur einen Bruchteil kosten.

Von diesem Konzept wollte ich Lloyd Webber über den Wolken Norddeutschlands überzeugen. Um absolut sicher zu sein, was die Güte des Geschmacks anging, nippten wir allzu großzügig an den Champagnerproben. Angeheitert hingen wir in unseren Sitzen, als uns der Pilot mit einer unangenehmen Nachricht überraschte: Er konnte für Düsseldorf mit dem Privatjet keine Landeerlaubnis erhalten.

So alkoholisiert war ich dann doch nicht, dass ich keinen Krisenplan hätte basteln können. Über das Ministerpräsidentenbüro ließ ich Johannes Rau informieren, dass der berühmte Andrew Lloyd Webber keine Möglichkeit bekomme, am gewünschten Flughafen in Nordrhein-Westfalen aufzusetzen.

Das Argument zog. Die Landeerlaubnis wurde umgehend erteilt. Am Flugzeug stand dann sogar eine Karosse der Staatsregierung, die uns über die Autobahn nach Bochum zur *Starlight*-Halle brachte.

Dann bekamen wir ein ganz dickes Problem: Vor der Halle stand ein Kamerateam des Südwestfunks. Die wollten eine Geschichte über mich drehen. Nur war ich und noch viel weniger Andrew Lloyd Webber angesichts unseres klitzekleinen Champagnerexzesses in der Lage, das gewinnende Bild von uns abzugeben, das wir in der Öffentlichkeit gerne von uns gezeigt hätten. Andrew brüllte, er steige nicht aus, wenn das Kamerateam nicht verschwinde. Ich bin heute noch dankbar, dass der Redakteur mit sich verhandeln ließ und schließlich seine Kameraleute zurückpfiff. Denn er hätte geniale Bilder für eine Story gewonnen: der Produzent und sein Komponist, wie sie angeheitert durch das halb fertige Theater schwanken. Lloyd Webber wirkte am Ende meiner kleinen Führung allerdings ernüchtert – im positiven Sinn. Er konnte kaum glauben, was ich in Bochum in Bewegung gesetzt hatte, um *Starlight Express* zum perfekten Publikumserlebnis zu machen. Ich glaube, er bekam sogar Angst vor meiner Courage. „Das alles für *Starlight Express*?", fragte er mich und seine ohnehin großen Augen wirkten noch größer. Ich erwiderte: „Andrew, nur so können wir garantieren, dass das Stück auch langfristig erfolgreich wird."

Wir fuhren wieder nach Düsseldorf zu seinem Privatjet. Dort offenbarte er mir, dass wir nun nach Stuttgart fliegen würden, denn er müsse nach Baden-Baden. Er sollte dort den Bambi bekommen. Das hatte mir niemand gesagt, aber da ich keinen anderen Termin hatte, spazierte ich in Stuttgart an den Schalter von „Hertz" und mietete einen Wagen. Wir waren gerade ins Auto gestiegen, als meine Fahrertür von außen wieder geöffnet wurde. Ein Mann in Uniform schaute mir ernst in die Augen. Es war ein Polizist. „Wenn Sie den Schlüssel jetzt nicht umdrehen, lasse ich Sie gehen", sagte er mit warnendem

Unterton in der Stimme. Vielleicht hatte ich unseren Restalkohol unterschätzt. Andrew, dem der Champagner noch mehr zugesetzt hatte, flüsterte: „Fahr nicht, der macht Ernst." Ich dankte dem Beamten, der letztlich eine Art Schutzengel für mich wurde. Ich setzte Lloyd Webber in ein Taxi zum *Grand Hotel* in Baden-Baden und machte mich selbst auf den Weg ins Haus meines Vaters in Nürtingen bei Stuttgart.

Am nächsten Abend sah ich dann im Fernsehen, wie Andrew den populären Preis entgegennahm. Ausgezeichnet wurde er für *Cats*. Es tat mir ein bisschen weh, dass Peter Weck aus Wien die Trophäe überreichte. Dort lief *Cats* zur selben Zeit wie in Hamburg, allerdings mit staatlicher Hilfe, und wie ich darüber denke, habe ich ja im letzten Kapitel dargelegt. Weck hatte später jedenfalls viel Ärger, als publik wurde, dass *Cats* in Hamburg enorme Gewinne für die Investoren und die Stadt Hamburg einfuhr, während Wien mit dem Stück riesige Verluste machte. Hier wurde nun meiner Ansicht nach einmal öffentlich, wie schlecht organisiert und wenig profitorientiert Teile der Theaterlandschaft im deutschsprachigen Raum sind.

Weck war wenig später nicht mehr intendant. Persönlich getroffen haben wir uns nie, aber er hatte in der Planungsphase von *Cats* unzählige Lügenmärchen über mich verbreitet – zum Beispiel, dass ich arbeitslose Tänzer von der Straße wegengagieren würde. Ich hatte mich jedoch daran gewöhnt, dass mit wachsender Prominenz auch wuchernder Unsinn über mich getratscht, gedruckt und gesendet wurde. Irritiert hat mich nur manchmal (und es irritiert mich bis heute), wie wenig Interesse viele Mediennutzer und Medienmacher an der Wahrheit haben.

Ute Lemper sang an diesem Abend bei der Preisverleihung das legendäre „Memory" aus *Cats*. Sie war als 19-jähriges Talent für das Musical in Wien entdeckt worden. Später klagte sie, was für ein unmenschliches System das gewesen sei. Sie habe unglaublich hart arbeiten müssen – achtmal in der Woche auf der Bühne stehen, singen und tanzen. Mein Mitleid

hielt sich in Grenzen. Ute Lemper hatte offenbar niemals gehört, dass eine Barbara Streisand neunmal in der Woche am Broadway auftrat, und das bei *Funny Girl* zwei Jahre lang. Ihre Mühen wurden belohnt, sie wurde ein Star. Und auch Ute Lempers Engagement brachte ihr Karrierefrüchte ein, über die sie gewiss nicht zu klagen hat.

Robert Redford

Zu den Aktivitäten, die mein Leben entscheidend geprägt haben, gehört das Skifahren. Und zwar nicht deshalb, weil es eine begeisternde Freizeitbetätigung ist – das ist es selbstverständlich auch. In jungen Jahren hat mir dieser Sport geholfen, Geld als Skilehrer zu verdienen. Und in den Jahrzehnten danach hat er mich immer wieder mit den unterschiedlichsten Menschen zusammengebracht. Oft war das ein Segen für mich, manchmal vielleicht auch ein Fluch.

Meinem Regisseur David Taylor, der in Hamburg *Cats* inszenierte, versprach ich aus einer Laune heraus, ihn zu einem Skifahrer zu machen. Das war so eine Art Prämie, falls er durch herausragende Leistungen *Cats* zum Erfolg bringen sollte. Und Taylor hat eine super Arbeit gemacht. Eigentlich war er gar nicht so erpicht auf diesen Brettersport. Viel interessierter zeigte sich seine Frau, eine englische Tänzerin. Sie wollte es unbedingt lernen und drängte auf diese Unternehmung. Also lud ich die beiden nach St. Moritz ein. Dort hatte ich ein Haus gemietet, in dem ich mit meiner Freundin Billy lebte.

Die Tage auf der Piste sollten David Taylor umkrempeln. Obwohl er nicht mit übermäßigem Talent auf die Bretter stieg, entwickelte er sich zum Ski-Maniac. Skilaufen wurde zu seiner Leidenschaft. Ich bekam in den folgenden Jahren ständig Postkarten von ihm aus Skigebieten rund um den Globus – mit Pistenbeschreibungen und Angaben über die Schneeverhältnisse.

Ich hatte David bei irgendeiner Gelegenheit einmal erzählt, dass der beste Schnee der Welt im US-Bundesstaat Utah fällt. Das liegt offenbar daran, dass der Schnee über der Wüste Moravia Flüssigkeitsanteile verliert und sozusagen trocken wird. Über den Bergen des Mormonenstaates Utah fällt er dann leicht und locker herunter und beschert Skifahrern den feinsten Pulverschnee, den man sich überhaupt vorstellen kann.

Eines Tages erhielt ich von David einen euphorischen Anruf aus der Stadt Sundance in Utah. Mit grenzenloser Begeisterung in der Stimme teilte er mir mit, hier läge zwei Meter Neuschnee vom Feinsten, die Bedingungen seien ideal; und wer etwas Leidenschaft mit dem Skifahren verbinde, der müsse jetzt eigentlich in Utah sein und die Pisten runterwedeln. Ich ließ alles stehen und liegen und flog mit der nächsten Maschine nach Salt Lake City, Billy an meiner Seite. Wir nahmen uns einen Mietwagen und fuhren den Provo-Canyon hinauf nach Sundance, wo wir in einem von David angemieteten Blockhaus wohnten.

Schon am nächsten Tag standen Billy und ich auf der zugeschneiten Piste. Es machte unglaublich viel Spaß, und an diesem Tag war ich der Letzte, der den Berg verließ. Ich traf David, seine Frau Jenny und meine Freundin Billy am Feuerplatz des *Tree Rooms*, also der *Baum-Stube*. Das war ein Restaurant, das Robert Redford und Sidney Pollack – beides hochbegabte Schauspieler und erfolgreiche Regisseure – mit Freunden um einen Baum herum gebaut hatten. David erzählte an diesem angenehmen Ort, dass einer seiner besten Freunde, Immanuel Azenberg („Manny"), gleichzeitig einer der besten Freunde von Robert Redford sei. Die beiden hatten gemeinsam in einem Theater in New York begonnen. Manny war Stagemanager und produzierte später sämtliche Stücke des legendären Comedyautoren Neill Simon.

Manny und Redford waren dann beide nach Utah gekommen. Redford heiratete eine Mormonin namens Lola. Er baute sich eine Hütte in dem Tal, dem er später den Namen Sundance

geben sollte. In jener Zeit drehten Redford und Pollack den 1972 veröffentlichten Film *Jeremiah Johnson*, in dem es um einen Trapper, einen Indianer und einen dressierten Grizzlybären ging. Der Zweistundenfilm bietet nicht viel Text, aber ein echtes Naturerlebnis im Kino. Während der Dreharbeiten entschied sich Robert „Bob" Redford, das Tal einer schottischen Schafsfarmerfamilie abzukaufen, die dort im 19. Jahrhundert aufgezogen war, das Areal erworben und eine Existenz aufgebaut hatte.

So redeten wir am Feuerplatz über die Promis, die Schönheit der Natur, die Faszination der Region.

Ein paar Tage später war ich als Einziger auf meinen Brettern unterwegs auf dem Berg. Es hatte wieder einmal heftig geschneit, und ein weiterer Schneesturm brauste über die Hänge, als ich Richtung Tal fuhr. Die Schneeflocken kamen so massiv, dass ich sie immer wieder von der Skibrille wischen musste, um überhaupt etwas sehen zu können. Sonst hätte ich mich in dieser Gegend leicht verirren können. Ich stoppte mehrfach, um mich neu zu orientieren. Auf einmal fuhr jemand an mich heran und hielt neben mir, als ich wieder mal die „Scheiben" wischte.

„Woher sind Sie?", fragte mich der unbekannte Amerikaner, der, wie ich, voller Schnee war. Es war so wenig zu erkennen, dass ich nur aufgrund der Stimme sicher auf einen Vertreter des männlichen Geschlechts tippen konnte.

Höflich antwortete ich: „Ich bin aus Deutschland, man hat mich hierher zum Skifahren eingeladen."

Der Fremde fragte weiter, wer mich denn eingeladen habe. Ich erwiderte, ich sei Musical-Produzent und mein Regisseur David Taylor aus New York habe mich hierhergeholt. Er kannte David nicht, fragte aber sofort, ob der ein Freund von Immanuel Azenberg sei. „Ja, das ist er", antwortete ich in Erinnerung an unser Kamingespräch. Da zog der Unbekannte den Handschuh von seiner rechten Hand und sagte: „Willkommen in Sundance, ich bin Robert Redford."

Er hätte sich in dieser Situation auch als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika oder als Papst vorstellen können – an der schneeverklebten, dick vermummten Person hätte ich den Wahrheitsgehalt ohnehin nicht überprüfen können. Bevor ich nachhaken konnte, hatte er den Handschuh auch schon wieder an und setzte mit einem Schwung zur Weiterfahrt an. „Wir sehen uns im Tal!", rief er mir noch zu. Mit einem Sprung setzte ich hinterher und schoss im Tiefschnee hinab, so schnell es ging, vorbei an meinem neuen Bekannten hin zur Talstation.

In der „Baum-Stube" wärmte ich mich am Feuer. Ich war schon bei meiner zweiten Tasse Tee, als ein verschneiter Skifahrer hereinkam und sich ebenfalls einen Tee – allerdings mit Rum – bestellte. Er setzte sich zu mir, riss sich Mütze und Skibrille vom Kopf – und nun erkannte ich das berühmte Gesicht des „großen Gatsby" und des „Sundance Kid": Robert Redford. Er sah doch schon ein bisschen älter aus, als ich ihn aus den Filmen in Erinnerung hatte. Sein Gesicht wirkte wettergegerbt, aber vielleicht hatte er auch zu lange unter den aggressiven Lampen der Filmstudios gearbeitet. Jedenfalls zogen sich einige tiefe Furchen durch dieses interessante Gesicht.

Der alternde Hollywoodstar, Jahrgang 1936, reichte mir ein zweites Mal die Hand. Ich stellte mich vor: „Fritz Kurz (für die Amis spreche Ich das immer „Kööörtz" aus), Musical-Produzent."

„Ach", antwortete er lächelnd, „und ich dachte, Sie sind *Skirennfahrer – so wie Sie vorhin an mir vorbeigerast sind.* Aber in Deutschland habt Ihr ja auch hohe Berge."

Innerlich seufzte ich. Wahrscheinlich dachte dieser Mann wie die meisten Amerikaner, dass die Deutschen alle mit Lederhosen rumspazieren und dass uns das Sauerkraut aus den Ohren wächst.

Ich lobte das hiesige Skigebiet. „Normalerweise fahre ich in St. Moritz in der Schweiz Ski, aber der Pulverschnee hier ist um Klassen besser als in den Alpen."

Diese Hymne auf die Sundance-Pisten schien ihm zu gefallen. Wir kamen ins Gespräch, tauschten Erfahrungen übers Leben aus, sprachen auch ein wenig über unsere Pläne für die nähere Zukunft. Ich erzählte ihm von meiner Beziehung zu Andrew Lloyd Webber und dass ich seine Stücke in Deutschland produzierte. Zu dieser Zeit befand sich die Neue Flora in Hamburg im Werden. Redford war überrascht, dass ich bereits mit dem Bau eines zweiten Musical-Theaters beschäftigt war. Das hätte er mir in meinem Alter nicht zugetraut – ich war ja noch nicht einmal 40.

Kurz darauf kam meine Freundin Billy ins Lokal, mit ihr David und Jenny. Wir nahmen noch ein paar Drinks mit „Bob", und er hieß uns wiederholt herzlich willkommen in „seinem Königreich", wie er augenzwinkernd sagte. Jene erste Begegnung mit diesem Superstar des Kinos war überaus angenehm – und ich hätte mir damals nicht träumen lassen, wie unangenehm dieser Mensch noch für mich werden sollte.

Völlig überraschend erreichte mich am nächsten Tag sein Anruf. Redford hatte wohl Gefallen an unserer kleinen Gesellschaft gefunden und lud uns in sein Haus ein, das mit einer bescheidenen Hütte nichts mehr gemein hatte. Es handelte sich um ein stattliches Anwesen. Redford wollte mir ein Haus am Berg zeigen, das er an mich verkaufen würde, falls ich interessiert sei.

Dafür konnte er mich damals sehr schnell begeistern. Die Villa hatte eine herrliche Lage, bot einen fantastischen Blick auf das Gebirgsland und war bestens ausgestattet. Wir quatschten ein wenig, und Redford sprach in warmen Worten von einem Leben, das man unter Freunden teilt – mit gemeinsamen Ausritten und anderen Aktivitäten in der Natur, mit dem Spinnen künstlerischer Ideen. Er pries mir den Ort gleichsam als Tankstelle für meine kreativen Zellen an. Seine Vision überzeugte mich sofort.

Allerdings musste ich dem Mann, der 1998 als der „Pferdeflüsterer" in die Filmgeschichte eingehen sollte, eingestehen,

dass es mit meinen Reitkünsten nicht sonderlich weit her war. Spontan bot er mir an, mir auf einem seiner 20 Quarterpferde das Reiten beizubringen, wenn ich ihm dafür im Gegenzug helfen würde, seine Fertigkeiten auf den Skiern zu verbessern.

„Wie viel soll das Haus kosten?", fragte ich.

Ohne Umschweife und blumige Erklärungen nannte er die Zahl: „350.000 Dollar – für dich."

Verhandeln war meine Leidenschaft – ich zahlte nie den zuerst genannten Preis. Ohnehin schoss mir die Frage durch den Kopf, ob das jetzt ein besonders gutes Angebot war, aber es stimmte einfach alles: die Lage, die Ausstattung und natürlich auch der Verkäufer.

Ich erwiderte: „Für 300.000 hast du den Deal."

Er musterte mich mit einer Mischung aus Überraschung und Anerkennung und dann streckte er mir seine Hand entgegen. So kurz nach unserer ersten Begegnung hatte ich von Robert Redford ein Haus in traumhafter Lage am Waldrand mit herrlichem Talblick gekauft! So kam es, dass ich mit meiner Freundin Billy ein Haus bezog, in dem ich sie dann viel zu oft alleine ließ, wie ich noch bemerken sollte.

Als ich Redford 1988 kennenlernte, war er 50 Jahre alt. Ich erinnere mich, wie er zu mir sagte: „Niemals hätte ich gedacht, dass ich an meinem 50. Geburtstag alleine aufwachen würde." Das hätte mich vielleicht stutzig machen sollen. Aber konnte ich ernsthaft damit rechnen, dass sich dieser Mann für meine Billy interessieren würde? Selbst wenn ich es gewusst hätte, wäre ich damals davon ausgegangen, dass Billy diesem Werben nicht nachgeben würde. Aber auch da hatte ich mich offenbar getäuscht. Als die Affäre später durch die Klatschpresse ging, ließ Redford anfänglich über seine Sprecherin mitteilen, dass er „so etwas" niemals machen würde. Aber da habe ich ihn anders kennengelernt.

In der Zeit, als wir noch gut miteinander konnten, fragte mich „Bob" einmal, ob ich glaube, dass er Präsident der USA werden könnte. Ob das ein Scherz war, wie ich zunächst dach-

te, oder ob ihn das allen Ernstes beschäftigte? Ich war platt, gab aber unvermittelt eine ehrliche Antwort: „Unmöglich, Bob, du bist das *Sundance Kid*, damit bist du berühmt geworden – die Leute würden dich niemals als politischen Führer akzeptieren und deshalb auch nicht zum Präsidenten wählen."

Das Argument überzeugte ihn nicht. „Aber Ronald Reagan war doch auch Schauspieler", insistierte er. Nun musste ich schmunzeln und konnte das, was er sagte, kaum mehr ernst nehmen. Ich erklärte ihm, dass Reagan immer schon politisch tätig gewesen sei; er sei Gewerkschaftsführer gewesen und konnte sich das auch gut leisten, weil er als Schauspieler der zweiten Garnitur dafür Zeit hatte. Eigentlich schockierte mich die Möglichkeit auch ein wenig, dass dieser Hollywoodtyp tatsächlich so naiv an das Thema heranging, vielleicht weil er auf der Leinwand nicht mehr den jungen Helden geben durfte. Er suchte womöglich einen neuen Spielplatz für sich und testete diese Idee mal an mir aus. Meine unverblümte, entzaubernde Antwort schien ihn damals allerdings zu nerven – unserer Beziehung hat dieser Dialog nicht gutgetan ...

Bühnenschacher in Hamburg

Was war das für eine atemlose Zeit Ende der 80er-Jahre, als ich zwischen New York, London und Deutschland pendelte, tausend Projekte gleichzeitig vorantrieb. Überall hatte ich gute Leute, die mir zuarbeiteten, die mich informierten. Und natürlich war ich in Deutschland durch *Cats* zum Ansprechpartner Nummer eins geworden, wenn es um ein neues Musical ging. So lief alles gleichzeitig. *Carrie* wurde durch eine fiese Presse in den Sand gesetzt, aber Zeit zum Nachdenken hatte ich nicht, denn parallel lief die Entwicklung von *Starlight Express* in Bochum. Und just in jenen Wochen unterschrieb ich auch den Vertrag für das *Phantom der Oper*.

Es sollte ebenfalls in Hamburg laufen, obwohl zunächst München mein Favorit gewesen war. Das Klima der bayerischen Landeshauptstadt hätte zu einem Musical-Haus gepasst, die verkehrstechnische Lage sowieso. Und außerdem hätte man mit einem neuen Standort im Süden der Republik die bundesdeutsche Musical-Landschaft etwas entzerrt. Die Ernüchterung folgte bei den Vor-Ort-Terminen. Das Theater, das mir die Stadt zur Verfügung stellen wollte, schien mir reichlich kümmerlich – es war mehr eine Klitsche als ein glamouröses Musical-Haus. Der Clou bestand aber in einer typisch bajuwarischen Auflage: Zum Fasching hätten wir das Haus der Stadt zur Verfügung stellen müssen. Büttenreden statt Musical-Blockbuster – das ging mir doch zu sehr gegen den Strich, zu-

mal an solchen Ferientagen in der Regel kein Theaterplatz frei bleibt, weil die Leute einen Musical-Besuch gerne mit einem Kurzurlaub verbinden.

Also musste ich mich wieder einnorden und landete beim Ersten Bürgermeister der Freien Hansestadt Hamburg, Klaus von Dohnanyi. Ich fragte ihn, ob man die frühere Alte Flora wieder zu einem Theatergebäude umfunktionieren könnte. Bis 1987 hatte das Warenhaus „1.000 Töpfe" dort seinen Handel getrieben.

Dohnanyi war begeistert von dem Nutzungsvorschlag und öffnete mir die Türen. Ich rief meinen Freund Ferdi Probst an, der in Bochum mit dem Musical-Haus für *Starlight Express* eine so fantastische Arbeit abgeliefert hatte. Gemeinsam legten wir los, und vor meinem inneren Auge sah ich schon Besuchermassen in Abendgarderobe in die Alte Flora strömen, wo sie sich mit dem traurig-rührenden Stück des *Phantoms der Oper* zwei unbeschwerte Stunden gönnten. 1989 sollte die Show starten.

Doch ich hatte die Rechnung ohne die Chaoten von der Hafenstraße gemacht. In ihren Augen verkörperte ich alles, was sie hassten: Erfolg, Privateigentum und eine Liebe zum angloamerikanischen Kulturkreis. Und natürlich hätte ein gut laufendes Theaterhaus das Hamburger Schanzenviertel erheblich aufgewertet. Die Leute hatten Angst, dass die Mietpreise für Wohnungen, Läden und Firmen steigen würden. Die örtliche Propaganda erkor mich zum Feindbild ersten Ranges. Am liebsten hätten mich die Leute von der Hafenstraße und die Intellektuellen des etablierten Theaterbetriebes massakriert.

Während wir also schon einen Großteil des maroden Gebäudes abreißen ließen – nur der historische Eingang sollte in seiner alten Form erhalten bleiben –, formierte sich der Widerstand. Das wäre ja noch in Ordnung gewesen, aber der Protest blieb nicht friedlich. Es gab mehrere Anschläge auf die Baustelle, sodass unsere Mitarbeiter phasenweise um Leib und Leben fürchten mussten.

Mich machten diese Vorgänge wütend. Von dem Gedanken, in einem Rechtsstaat zu leben, musste ich mich angesichts der auftrumpfenden Macht der Chaoten verabschieden. Unsere Baupläne waren genehmigt, der Start des Musicals ebenso – und dann konnten ein paar menschenverachtende Krawallmacher diese Pläne über den Haufen werfen. Am schlimmsten aber war aus meiner Sicht die Tatenlosigkeit der Behörden. Ein paar Polizisten, die die Bausteile sichern sollten – das war alles. Mein Zorn stieg Tag für Tag. Unter diesen Umständen ließ sich der Standort Alte Flora nicht halten.

Dass die Stadt hier nicht mehr getan hat, bleibt mir bis heute rätselhaft. Ich hatte ihr zu diesem Zeitpunkt bereits Hunderte Millionen D-Mark Umsatz gebracht, über die Musicals wurden Tausende von Arbeitsplätzen geschaffen, Hamburg bekam eine zusätzliche touristische Attraktion. Und dann ließ man zu, dass man mich in dieser unsäglichen Art beschimpfte. Feiges, ignorantes Verhalten einiger weniger verhinderte einen wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt. In den Köpfen einer Kulturelite herrschte das Vorurteil, dass etwas nicht stimmen kann, wenn man mit Musicals Geld verdient – als ob der Subventionstropf, an dem die staatlichen Bühnen hängen, der Königsweg zur Freiheit wäre ...

Dohnanyi zeigte sich jedenfalls wenig entscheidungsfreudig. Sein Umgang mit den Besetzern der Hafenstraße und der Streit um die Einkesselung von Atomkraftgegnern bei einer Demonstration führten schließlich im Juni 1988 zu seinem Rücktritt. In dieser Übergangsphase traf sein Stellvertreter, ein ohnmächtiger kleiner Professor von der FDP, die Entscheidung, den Umbau der Alten Flora zu stoppen. Der Pöbel der Straße hatte gesiegt.

In meiner Reaktion war ich nicht gerade zimperlich. Ich beraumte eine Pressekonferenz im *Hotel Atlantic* an und sprach vor den Journalisten Klartext. Der Stadtregierung warf ich vor, dem Mob die Macht gelassen zu haben und damit einen eklatanten Rechtsbruch zu akzeptieren. Ich verglich die Zustände

mit der Zeit der Machtergreifung im Dritten Reich. Die Tagesschau griff das Thema gierig auf und bat mich für Aufnahmen an die Alster. Die zuständigen Redakteure hatten sofort das richtige Thema gefunden: Schadensersatz. Ich würde doch sicherlich den Schaden, der mir und meinen Investoren durch den Baustopp entstehen würde, von der Stadt einklagen. Da konnte ich nur nicken, und als der Reporter die Zahl von 50 Millionen Mark nannte, fand auch das meine Zustimmung.

Den Bossen im Rathaus der Freien Hansestadt muss an jenem Abend das Blut in den Adern gefroren sein, als sie die Nachrichten sahen. Jedenfalls stand am nächsten Tag vor meiner Hotelsuite „Kokoschka" ein Mann, der sich als der Nachfolger Klaus von Dohnanyis präsentierte: Henning Voscherau, neuer Erster Bürgermeister der Stadt. Ich bat ihn herein und fragte, womit ich dienen könne.

Voscherau wirkte sehr nervös. Er hatte offenbar meine gepackten Koffer erspäht. Dass ich so schnell nach dem Baustopp die Stadt, die ihre Freiheit an die Hafenstraßen-Chaoten verschenkt hatte, verlassen wollte, berührte ihn unangenehm. „Sie müssen Schaden von dieser Stadt abwenden, Herr Kurz", sagte er.

Aha, dachte ich, *jetzt dreht er den Spieß um und will mich in die Verantwortung für die weitere Entwicklung nehmen.* „Nein", antwortete ich, „das müssen *Sie* tun. Ich bin ein kleiner Musical-Produzent, und ich habe Ihnen mit *Cats* einen beispiellosen Tourismus in Ihre Stadt gebracht. Und da lassen Sie es zu, dass meine Mitarbeiter von ein paar Halbstarken in einem rechtsfreien Raum bedroht, angegriffen und beschimpft werden?"

Meine Wutrede war noch nicht zu Ende. Denn ich hatte kurz zuvor Dohnanyi ebenfalls im Hotel entdeckt. „Ich soll Schaden von der Stadt abwenden", sagte ich zu Voscherau, „während Ihr vom Volk gewählter Bürgermeister einfach zurücktritt und sich dann eine schöne Zeit macht?" Dohnanyi

hatte mir selbst gesagt, dass er keine Lust mehr habe, mit den Chaoten zu verhandeln. Nun bekam sein Nachfolger eben noch eine satte Portion meiner Wut ab. „Ihr Bürgermeister hat seine oberste Pflicht verletzt und zugelassen, dass diese Stadt in ein Chaos stürzt. Nein, ich gehe jetzt zurück nach London und wünsche Ihnen noch alles Gute."

Voscherau schien mir den Tränen nahe. Er wusste wohl, dass ich recht hatte. Er wusste aber auch, welcher zusätzliche Schaden durch meinen Weggang für die Stadt entstehen würde. Das Musical würde nicht kommen, und meine Anwälte würden bei der Stadt holen, was an Ersatz zu holen war. Mein Besucher bat mich, doch mit ihm ins Rathaus zu kommen. Ein bisschen überraschte es mich, wie viel Gefühl Voscherau in dieser Situation zeigte. Ich brachte es letztendlich auch nicht fertig, ihn vor die Tür zu setzen. Also begleitete ich ihn zu seiner neuen Wirkungsstätte.

Es folgte ein verblüffendes Angebot. Innensenator Werner Hackmann stieß zu uns und präsentierte einen neuen Standort für das *Phantom der Oper*. Der Clou: Dieser Standort war gerade einmal 200 Meter von der Alten Flora entfernt. Dass mich das nicht sofort überzeugte, musste den beiden klar sein. Was könnte die Chaoten davon abhalten, diese paar Meter weiterzuziehen, um ihr zerstörerisches Werk fortzusetzen? Hackmann erwiderte darauf, man könne das Theater notfalls durch Panzersperren absichern.

Nun wollte ich den Saal doch verlassen. Hatten diese Leute eine Vorstellung, welche Konsequenzen ihre Vorschläge hätten? Ich stellte mir vor, wie sich Damen in glitzernden Kleidern vorbei an Panzersperren aus Beton und am besten auch noch an mit Maschinenpistolen bewaffneten Sicherheitsleuten einen Weg ins Theater bahnten. Ein unvergesslicher Abend. Aber dann hätten wir statt das *Phantom der Oper* besser den Kriegsroman *Im Westen nichts Neues* als Musical produziert.

Voscherau hinderte mich daran zu gehen. Er wusste offenbar sehr genau, was alles an meinem Bleiben hing. Die Szene

war auf einmal so grotesk, dass ich lachen musste. Ich, ein schwäbischer Bub aus Nürtingen, der in London zum Musical-Produzenten geworden war, galt plötzlich als eine Ikone, die Hamburg retten sollte. Das war alles so irre, dass ich nur noch lachen konnte und schließlich zu Voscherau sagte: „Rufen Sie Andrew Lloyd Webber an, und erklären Sie ihm, was Ihr Innensenator und Sie mir vorschlagen. Ich gebe Ihnen seine Privatnummer. Bitte stellen Sie auf Lautsprecher, damit ich mithören kann, bevor ich mich von hier verabschiede."

Doch ich hatte Vosceraus Zähigkeit und Überzeugungskraft unterschätzt. Er warb stundenlang, redete, argumentierte und pries die Vorzüge des neuen Standorts so gewinnend, dass ich doch allmählich ins Nachdenken kam. Immerhin konnte ich hoffen, dass sich Hamburg einen zweiten Flop von dem Kaliber, wie ich ihn bei der Alten Flora erlebt hatte, nicht leisten würde. Das Rathaus stand hinter mir. Und mein Herz hing doch sehr an diesem Projekt, in das ich schon so viel Mühe und auch Geld investiert hatte.

Es sollte also statt der Alten Flora eine Neue Flora geben. Die Investitionssumme verdreifachte sich dabei – statt 45 Millionen Mark ging es nun um 150 Millionen. Ein Hamburger Bankier und ein Stuttgarter Immobilienspekulant sollten meine Partner werden – eine unheilige Allianz, wie sich später herausstellte. In der Wahl meiner Geschäftspartner habe ich nie einen größeren Fehler gemacht als in diesem Jahr. Doch davon später mehr.

Phantom des Pöbels

Das dritte Andrew-Lloyd-Webber-Stück, das ich nach *Cats* und *Starlight Express* als Produzent auf eine deutsche Bühne brachte, war also das *Phantom der Oper*. Der Stoff, der auf einen gruseligen Roman des Franzosen Gaston Leroux aus dem Jahr 1910 zurückgeht und erst 1968 auf Deutsch erschien, bietet alles, was gute Unterhaltung braucht: Liebe, Intrige, Gefahr, dazu als interessanten Handlungsort die Pariser Oper.

In den Katakomben des Gebäudes vegetiert das Phantom und greift immer wieder in den Opernbetrieb ein. Es hat sich in die hoch talentierte Sängerin Christine Daaé verliebt, kann sich wegen seines entstellten Gesichts jedoch nicht offenbaren. So treibt es sein Unwesen und lässt beispielsweise den schweren Kronleuchter von der Decke herabstürzen. Zum Schluss zieht das Phantom seine Verfolger in die Gänge und zu einem unterirdischen See, doch sein Plan, die Pariser Oper in die Luft zu sprengen, wird im letzten Moment vereitelt.

Andrew Lloyd Webber und Richard Stilgoe haben aus der Vorlage ein ansehnliches Musical entwickelt, das im Oktober 1986 in London Premiere feierte. Andrew hatte inzwischen durch *Cats* gesehen, was in Deutschland in Sachen Musical möglich war – deshalb war es nicht schwer, eine Übereinkunft zu finden, dass auch das *Phantom* auf einer deutschen Bühne produziert werden würde. Ich hatte auch bei diesem Stück den Ehrgeiz, nur mit den Besten zusammenzuarbeiten.

Zu den ungewöhnlichsten Ereignissen gehört dabei die Verpflichtung von Peter Hofmann, der die Titelrolle übernehmen sollte. Wir hatten uns bei einem Fest in Essen getroffen und das Thema schon mal angerissen. Gleichzeitig hatten wir beide zu jener Zeit unseren Lebensschwerpunkt in den USA. Hofmann spielte in der Hauptstadt Washington Richard Wagners Sigmund. Eigentlich hatte ich überhaupt keine Lust, mein Domizil in Sundance (Utah) zu verlassen. Deshalb lud ich ihn dorthin ein, wissend, dass er ein Pferdenarr war. Selbstverständlich gehörte es für mich zum Service, dass ich ihn selbst vom Flughafen in Salt Lake City abholte. Ich brachte ihn direkt zur Ranch von Margarete, einer befreundeten Pferdezüchterin.

Bei einem Schnelldurchgang durch die Stallungen erfuhr Hofmann, dass hier ein Pferd stand, das jeder Cowboy mied, weil es einfach zu wild war. Hofmann reagierte darauf wie ein Pawlow'scher Hund. Als die Rancherin zum Einkaufen losgezogen war, ging er mit mir zu diesem Pferd und sagte: „Ich zeige dir, wie man mit Pferden umgeht. Bestimmt ist das Tier von Menschen malträtiert worden und deshalb nun geschädigt. Monty Roberts hat mir mal gezeigt, wie man mit so einem Tier umgeht." Mich beunruhigte das, was er sagte – zumal ich den Namen des legendären Pferdeflüsterers Monty Roberts bis dahin noch nie gehört hatte. Für mich war auf jeden Fall klar, dass Peter Hofmann hier seine Grenzen überschreiten wollte.

Er schnappte den Hengst am Halfter, was dem Tier gar nicht gefiel – es zeigte schon beim Hinausführen eine beängstigende Unruhe. Meine Sorge, dass er seine Fähigkeiten überschätzte, wuchs. Er bat mich, ihm aus gebührendem Abstand zuzusehen. Ich wurde Augenzeuge, wie ein richtiger Pferdeflüsterer vorging. Rund eine halbe Stunde redete er in leisen, gewinnenden Worten auf den Hengst ein. Dann führte er das Tier in den „Round Pen", einen runden Platz, auf dem Pferde in einer Kreisbahn geführt werden, und genau das tat er auch mit die-

sem Tier. Er hörte dabei aber nicht auf, mit dem Hengst zu reden – und auf einmal ging das Pferd hinter ihm her, vorwärts und rückwärts, eben so, wie er es haben wollte. Diesem begnadeten Sänger gelang das, was anderen in Monaten nicht gelungen war. Die Experten nennen das einen „Join up": Hofmann hatte in 45 Minuten das Vertrauen zu diesem Pferd herstellen können.

Später erzählte er mir, wie er Monty Roberts auf seinen Reisen durch das Pferdeland von Kansas in Texas kennengelernt hatte. Er hatte dort an der Seite des Meisters eine richtige Ausbildung gemacht, bei den Pferden im Heu geschlafen und Ställe ausgemistet und war den Tieren buchstäblich ganz nahe gekommen. Er hatte Roberts' Philosophie und Weisheit gelernt. Der Erfolg gab dem Meister und seinem Schüler recht. Ich war höchstpersönlich Zeuge geworden, wie er einen Problemfall behandelt hatte.

Peter stieg nun auf den in weniger als einer Stunde „gezähmten" Hengst und ritt auf ihm. Davon sollten später noch Fotos im „Stern" erscheinen. Ich stand währenddessen nur daneben und staunte, wie er das Tier in den Griff bekommen hatte. Nach einer Weile stieg er ab und bat mich in den Ring. Er forderte mich auf aufzusteigen. Zögernd folgte ich seiner Einladung. Das Riesenvieh unter mir setzte sich in Bewegung und es ging auch ein paar Schritte gut. Doch plötzlich scheute der Hengst und ging mit den Vorderbeinen hoch. Wie durch ein Wunder gelang es mir, im Sattel zu bleiben. Das Tier fing sich wieder, ging friedlich weiter und blieb vor Peter stehen.

Die Geschichte mit dem Hengst war eigentlich die Geschichte zwischen zwei Männern. Ohne Worte machten wir einander deutlich, dass wir ein gutes Team waren und uns ganz aufeinander verlassen konnten. Peter demonstrierte mir, dass er sein Leistungsvermögen und seine Grenzen präzise einschätzen konnte. Und ich demonstrierte ihm, dass ich die Bereitschaft mitbrachte, ihm zu vertrauen – auch wenn es für mich gefährlich aussah. Peter schüttelte mir die Hand und er-

klärte: „Ich arbeite für dich, Fritz. Ich nehme die Rolle des Phantoms in deinem Musical in Hamburg an."

Das sollte ein guter Deal werden. Peter sang über ein Jahr lang sechsmal in der Woche das *Phantom der Oper*. In dieser Zeit war er mein bester Freund und Partner. Voller Dankbarkeit blicke ich auf diese Zusammenarbeit zurück. Es ist unendlich schade, dass wir uns später aus den Augen verloren haben und er, dessen großartige Begabung mich immer begeistert hat, aufgrund seiner Parkinsonkrankheit das private Exil in der Oberpfalz wählen musste.

Am Broadway lief das *Phantom* seit Januar 1988, im Oktober 1986 hatte es die Uraufführung in London gegeben – ein riesiger Erfolg. Und nun sollte es in Deutschland starten. Ich freute mich auf diesen nächsten Coup. Die Abläufe waren eingespielt, der Erfolg programmiert. Mein größtes Problem waren weder Finanzen noch die Künstler, sondern die Chaoten in Hamburg.

Eine Masse von Demonstranten erwartete die Ehrengäste und mich, als wir am 29. Juni 1990 vorfuhren. An meiner Seite: Komponist Andrew Lloyd Webber (der zwei Jahre später von Königin Elisabeth zum Ritter geschlagen wurde und sogar einen Sitz im „House of Lords" bekam), außerdem Joel Schumacher, der aus Hollywood angereist war, mit Lloyd Webbers damaliger Ehefrau Sara Brightman. Auch meine Freundin Billy Szaggars, die mich verlassen und später Robert Redfords Frau werden sollte, war dabei.

Mir war dieser pöbelnde Menschenauflauf nicht geheuer. Ich schlug vor, das Theater durch den Hintereingang zu betreten. Lloyd Webber schaute mich mit großen Augen an und zog mich am Arm: „Fritz, du hast dieses Theater gebaut und wir werden es durch den Haupteingang betreten!" Er marschierte los in einem Schritt, der die Unumstößlichkeit seiner Entscheidung deutlich machte. Joel Schumacher bat mich, ihn aufzuhalten. Doch nun nahm Lloyd Webber meine Hand und zerrte mich mit sich. Ich war damals nämlich nicht gut zu Fuß, da

Ich mir bei einem Fußballspiel mit meiner *Cats*-Mannschaft die Achillessehne gerissen hatte. Ein Gehgips quoll unter meinem Smoking hervor.

Ich humpelte also meinem Komponisten hinterher in Richtung Hausecke des Theaters. So nahe am Mob schien es mir wichtig, es doch noch einmal mit einer Umkehr zu versuchen. „Andrew", sagte ich, „hinter dieser Ecke stehen Tausende von Demonstranten, die uns wirklich gefährlich werden könnten. Die Situation ist ernst!" Lloyd Webber zeigte sich von meiner Warnung gänzlich unbeeindruckt und antwortete: „Ich bin ein englischer Komponist – die müssen mich schon erschießen!" Dabei legte er seine Hand ans Herz und ging los.

Ich konnte nicht anders und ging mit ihm um die Ecke, direkt durch die Menge hindurch. Es folgten unsere Frauen und Joel, der mit seinen zwei Metern Körpergröße nicht zu übersehen war. Wir alle blickten in hasserfüllte Gesichter, die uns anstarrten. Aber gleichzeitig schienen sie überrascht und verwirrt, dass sich der hoch angesehene englische Komponist und sein deutscher Produzent in Smoking und Fliege in diesen Spießrutenlauf hineinwagten. Das Grölen und Jaulen wurde leiser, als wir auf den Theatereingang zugingen. Es gab übrigens sogar eine kleine Gegendemonstration, angezettelt von einem mutigen und tapferen englischen Komponisten, der sich vor den jungen Krakeelern nicht fürchtete. Ein Lichtblick für uns im Angesicht unserer Gegner, die uns als „imperialistische Kriegsverbrecher" bezeichneten.

Unbeschadet gelangten wir nach wenigen Schritten zum Treppenaufgang der Neuen Flora. Dort prangten eine Riesenmaske des Phantoms und eine Rose – das Logo des Musicals. Uns empfing eine Wand von Medienvertretern. Kameras und Mikrofone zielten auf uns. Den Journalisten war klar, dass wir gerade extrem unangenehme Sekunden hinter uns hatten. Andrew Lloyd Webber machte seinem Unmut ungeschützt Luft und schnaubte: „Jetzt verstehe ich, wie das im Dritten Reich gewesen sein muss und wie das überhaupt passieren konnte."

Dem Redakteur der *Tagesschau* blieb der Mund offen stehen angesichts der Chuzpe dieses englischen Weltstars. Sprachlos starrte er mich an, erschrocken, auch vorwurfsvoll, aber ich meinte, daneben so etwas wie Beschämung bei ihm zu erkennen. Er erwartete von mir offensichtlich auch eine Reaktion. „Kein Kommentar", brummte ich nur und zog Lloyd Webber ins Foyer des Theaters und von dort zu unseren Plätzen.

Wir kamen als Letzte an. Das Haus war bis auf den allerletzten Platz besetzt. Ehrengäste aus aller Welt und Besucher aus ganz Deutschland – auch aus dem eben demokratisch gewordenen Osten – hatten sich durch die Pöbeleien nicht entmutigen lassen. Dabei hatte es vor dem Theater gewaltige Übergriffe gegeben. Viele Besucher waren mit Farbbeuteln beworfen worden. Für die Ehrengäste hatte BMW rund 100 Fahrzeuge zur Verfügung gestellt – sie alle waren von geworfenen Steinen und anderen Attacken verbeult und zerkratzt. Schon vor dem Instrumentestimmen des Orchesters war dies also für jeden Gast ein unvergesslicher Abend – bis dahin allerdings im negativen Sinn. Jeder Besucher hat hier seine eigene Geschichte zu erzählen, die Tageszeitungen quollen in den Tagen darauf von Erlebnisberichten über diesen Premiereabend über.

Ein Graf von Bismarck, Nachfahre des berühmten Reichskanzlers, verletzte sich am kleinen Finger, als die Windschutzscheibe seines Jaguars eingeschlagen wurde. Sein Foto ging aufgrund seines prominenten Namens um die Welt und war überall in den Medien zu sehen. Die englische Presse zeigte Andrew Lloyd Webber und titelte: „Englischer Komponist trotzt deutschen Terroristen!" Das hat dem Künstler so gutgetan, dass er das Zeitungsblatt lange Zeit in seinem Büro an der Wardour Street hängen hatte.

Auch Hardy Krüger sen. wurde am Eingang des Theaters angepöbelt. Das machte ihn ziemlich aggressiv. Nur durch den umsichtigen Eingriff eines Hamburger Polizisten blieb ein junger Demonstrant von der harten Faust des Schauspielers und Autors bewahrt. Krüger wütete: „Ich komme extra aus Los An-

geles in meine Heimatstadt, um mir dieses Musical anzusehen, und ich lasse mir nicht von ein paar wild gewordenen Affen diesen Abend vermiesen." Heidi Kabel, die große Volksschauspielerin, rief dem Mob zu: „Ihr solltet euch was schämen! Geht nach Hause!" Auch sie wurde mit Steinen und Farbbeuteln beworfen. Ihr Begleiter, der Milliardär und Kunstmäzen Körber, nahm sie beiseite und verhinderte dadurch Schlimmeres.

Kaum hatten wir also in unseren bequemen Sitzen Platz genommen, flüsterte mir jemand zu, der Dirigent habe es nicht bis ins Theater geschafft. Ratlos blickte ich zu Andrew Lloyd Webber hinüber. Dem Blitzen in seinen Augen konnte ich entnehmen, dass er furchtbar gerne Feuerwehr gespielt hätte und eingesprungen wäre. Er kannte sein Stück besser als jeder andere, es hätte ihm keine Mühe bereitet, selbst zu dirigieren. *Warum nicht*, dachte ich. Er hätte nicht nur den Abend gerettet, sondern noch eine pfiffige zusätzliche Schlagzeile geliefert. Lloyd Webber stand auf und wollte mir gerade die Jacke seines Smokings zur Verwahrung geben, um ans Pult zu gehen – da tauchte unser Dirigent auf, und die Show konnte losgehen.

Es lief von Anfang an prächtig. Der Zauber des *Phantoms* stand in völligem Gegensatz zum destruktiven Chaos draußen auf der Straße. In der Pause erfuhr ich, dass auch die Schwiegermutter eines Darstellers, die mit ihrer Tochter aus Birmingham angereist war, um den Schwiegersohn zu überraschen, Opfer des Pöbels geworden war. Die englische Lady trug eine Perücke, weil sie sich zu dieser Zeit einer Chemotherapie unterziehen musste und dabei ihr Haupthaar verlor. Eine junge Demonstrantin, die wohl gerade erst volljährig geworden war, erkannte die Haarpracht als unecht. Es gelang ihr, der Dame die Perücke vom Kopf zu reißen und in die johlende Menge zu werfen. Auch das wurde fotografiert. Das Bild ging um die Welt. Es illustrierte auf eindrücklichste Weise die Menschenverachtung, die von diesen Chaoten ausging. Die Schwiegermutter unseres Darstellers, die diese Schmach über sich erge-

hen lassen musste, sprach mich in der Pause an und bat mich, ihrem Schwiegersohn nichts von dem Vorfall zu sagen. Sie würde in jedem Fall nach der Aufführung zur Premierenfeier kommen und sich nichts anmerken lassen. Ihre Tapferkeit und Zivilcourage berührten mich zutiefst.

Trotz der ärgerlichen Rahmengeschehnisse war die Show ein gigantischer Erfolg. Wahrscheinlich war es diese Kombination einer hervorragenden Leistung unserer Crew und der Trotz gegenüber dem Pöbel auf der Straße, die die Zuschauer in eine geradezu euphorische Stimmung katapultierte. Die Ovationen wollten kein Ende nehmen. Da traf eine weitere Hiobsbotschaft ein. Die Chaoten hatten in mehreren Teilen der Stadt Autos angezündet. Der Verkehr war dadurch massiv gestört, an eine Durchfahrt zur Premierenfeier am Hamburger Hafen war gar nicht mehr zu denken.

Zum Glück hatte mein Geschäftsführer blitzschnell geschaltet. Für unsere Ehrengäste waren bereits Busse bestellt worden. Die Polizei sperrte nun die Autobahn Hamburg–Bremen ab, um den Besuchern freie Bahn für den Weg zum Hafen zu bereiten. Der Plan ging auf. Unsere Feinde konnten eine gelungene Premierenfeier nicht verhindern.

Dennoch darf man nicht unterschätzen, welche Verunsicherung die Demonstranten und Gewalttäter ausgelöst hatten. Hal Prince, mein Regisseur, flog am nächsten Tag mit seiner Frau nach Warschau. Von dort aus rief er mich an und fragte besorgt: „Hast du die Show schon zugemacht?" Er befürchtete, der Mob würde potenzielle Zuschauer verprellen. Ich konnte ihn beruhigen: „Mach dir keine Sorgen, diese Show wird mindestens zehn Jahre laufen." Ich sollte recht behalten – wie bei *Cats* und bei *Starlight Express*.

Eine schwäbische Hassliebe

Wenn ein Mensch an vielen Hebeln zieht und dabei eine Menge Geld bewegt, fangen auch Leute an, sich für einen zu interessieren, die man sich besser vom Leib hält. Das war meine Situation nach 1986. *Cats* entpuppte sich als absolute Erfolgsgeschichte mit Millionenumsätzen, an denen viele verdienten – nicht zuletzt ich.

Reiche Menschen bekommen allerlei Post. Nicht nur Bettelbriefe von karitativen Organisationen oder solchen, die sich dafür ausgeben, sondern auch von anderen Geschäftsleuten. So landeten auch immer wieder Schreiben im Büro meines Geschäftsführers in London, die von einem Deutschen stammten, der den Titel eines Generalkonsuls von Somalia auf dem Briefkopf trug. Wohlgemerkt: Generalkonsul, nicht etwa Honorarkonsul. Mir war das damals schon suspekt. Somalia hat zwar in jüngster Zeit mehr Schlagzeilen mit Piraterie am Horn von Afrika gemacht, doch es war schon damals ein Land, das höchst zweifelhaften Gestalten Heimat gab und außerdem Mitte der 80er-Jahre ein wichtiger Drogenumschlagplatz gewesen sein soll. Kurzum: Wer für diese Bananenrepublik den Konsul machte, war von vorneherein verdächtig. Der Name des Generalkonsuls: Rolf Deyhle aus Stuttgart.

Parallel dazu bekam ich hin und wieder einen Anruf von der Bayerischen Hypobank. Deren Chef bezirzte mich, doch mal mit einem ihrer Bankkunden in Kontakt zu treten. Dieser interessiere sich fürs Filmgeschäft, und da ich auf diesem Sek-

tor bekanntermaßen auch noch Pläne hätte, sei ein Gespräch mit dem Kunden sicher von beiderseitigem Interesse. Der Name des Kontaktsuchenden: Rolf Deyhle aus Stuttgart.

Während ich am Anfang sehr ablehnend war, weil mir der Hintergrund des Mannes etwas fragwürdig erschien und ich mir auch wenig Nutzen von einer Verbindung zu ihm versprach, stellte sich die Situation 1988 etwas anders dar. Ich hatte zwei finanzielle Rückschläge zu verkraften: zum einen den Flop mit *Carrie*, der sieben Millionen Dollar kostete, zum anderen verzögerte sich der Start von *Starlight Express* in Bochum, weil die Rollschuhbahnen zu steil konstruiert waren und noch einmal umgebaut werden mussten. Ich stand zwar finanziell nicht am Abgrund – dazu lief *Cats* einfach zu gut –, doch schien mir der Einstieg eines weiteren potenten Investors nun recht nützlich, um erst gar nicht in eine gefährliche Situation zu geraten. Viel wichtiger aber: Deyhle interessierte sich fürs Filmgeschäft. Und das war seit meinem Studium und dem geschelterten Matterhorn-Filmprojekt eine offene Wunde in meinem Herzen. Ich sah mich eben nicht nur als Friedrich Kurz, den Musical-Produzenten, sondern auch als Friedrich Kurz, den Filmproduzenten. Dafür Investoren zu finden, war jedoch angesichts der Krise des deutschen Films ungleich schwieriger als für den Bereich Musical.

Das Phänomen Rolf Deyhle ist nicht leicht zu beschreiben. Er ist ein Mensch, dem in seinem öffentlichen Auftreten zunächst einmal wenig Charisma gegeben scheint. Seine Sprache durchzieht ein breites Schwäbisch, was sich geradezu lustig anhört – besonders wenn er Englisch spricht. Sein manchmal etwas plumpes Auftreten führt aber auch leicht dazu, dass man diesen Menschen unterschätzt. Er wirkt nicht wie einer, der die Millionen verschiebt, gigantische Projekte durchzieht und dabei noch ein Faible für süddeutsche Maler hat. Aber auf diesen Sektoren hat sich der Bauunternehmer Deyhle profiliert.

Als ich 1988 erstmals sein Büro betrat, musste ich schmunzeln. Im Vorzimmer prangte ein Foto: Rolf Deyhle spielt Ten-

nis mit dem damaligen baden-württembergischen CDU-Ministerpräsidenten Lothar Späth. Sind Kontakte zu hochrangigen Politikern dazu da, dass man in seinen Geschäftsräumen damit prahlt? Mir schien das eher peinlich. Als ich dann ins Büro trat, saß der für alle Stuttgarter Theater zuständige Generalintendant Wolfgang Gönnenwein da – ich weiß bis heute nicht, warum. Während Deyhle noch einmal hinausging, hielten Gönnenwein und ich ein bisschen Small Talk.

Der Hausherr kam schließlich wieder rein und sagte sinngemäß: „Sie haben den Späth draußen auf dem Foto gesehen. Soll ich ihn holen?"

Ich stutzte und fragte: „Warum sollten Sie das?"

Seine Antwort: „Ich kann sie alle holen."

Ich weiß nicht, ob mir dieser Satz damals nur überheblich oder dreist vorkam – ich befürchte nur, dass sich Deyhle tatsächlich in einer Position befand, die ihm die Tür zu allen Spitzen der Gesellschaft öffnete. Aber das war mir an diesem Tag ziemlich schnuppe.

„Ich bin wegen den Filmen da. Sie interessieren sich fürs Filmgeschäft?"

Deyhle nickte. Er erzählte, dass ihm das Baugewerbe alleine zu langweilig sei und er auch ein wenig in Kunst mache. Wir hielten uns nicht mit Kleinigkeiten auf. Es ging nicht um die Frage, ob Deyhle sich mal an den Produktionskosten eines Films beteiligen wolle. Es ging um ein ganz großes Ding: den Aufbau einer kommerziellen Filmindustrie in Deutschland. Mein Stuttgarter Gastgeber erweckte den Eindruck, dass er für ein solches Projekt auf nahezu unbegrenzte Ressourcen zurückgreifen könne. In breitestem Schwäbisch fragte er mich: „Wie viel Geld braucht man da?" Ich hatte das natürlich noch nicht detailliert ausgerechnet, aber eine Hausnummer konnte ich ihm nennen: „100 Millionen Mark."

Seine Reaktion raubte mir den Atem. „Dann gebe ich Ihnen 200 Millionen."

Obwohl ich im Geschäftsleben bei zahllosen Verhandlun-

gen gelernt habe, das Pokerface zu bewahren, will ich im Rückblick nicht ausschließen, dass mir in diesem Moment die Kinnlade runterklappte. Hatte der Mann gerade gesagt, er wolle 200 Millionen Mark in den Aufbau einer deutschen Filmindustrie investieren? Anders gefragt: Waren tatsächlich Weihnachten, Ostern, Pfingsten und mein Geburtstag auf denselben Tag gefallen?

Natürlich regten sich in mir auch kritische Gedanken. Es schien alles glattzugehen – zu glatt. Aber nun griffen eben auch die anderen Beobachtungen: Die Empfehlung durch eine renommierte bayerische Bank und die Tennisbekanntschaften dieses Mannes warfen ein durchaus seriöses Licht auf ihn. Im Nachhinein kann ich nur sagen: Deyhle hatte geschickt einen Köder ausgeworfen – und ich biss an.

Selbstverständlich war das nur ein erstes und damit letztlich auch unverbindliches Gespräch. Sollte es wirklich eine Partnerschaft geben, musste man sich auch informell ein bisschen näherkommen. Deyhle wolle *Starlight Express* in Bochum sehen. Also lud ich ihn ein. Ich erzählte ihm ein bisschen von den Problemen der Startphase – von der verzögerten Premiere wegen des notwendigen Umbaus der Rollschuhbahnen, aber auch von dem schleppenden Ticketverkauf durch das anfangs misslungene Telemarketing.

Deyhle kam recht bald mit dem Vorschlag, sich in die Finanzierung einzuklinken. Er schlug sogar vor, alle bisherigen Investoren auszubezahlen, aber das lehnte ich ab. Stattdessen bot ich ihm an, mit zwei Millionen Mark ins Boot zu kommen, was er gerne annahm.

Das alles war für mich ergänzendes Business am Rande. Die Beziehung zu Rolf Deyhle hatte in meinen Augen einen entscheidenden Aufhänger: das Filmgeschäft. Klar war allerdings, dass ich Pläne auf diesem Gebiet erst noch entwickeln musste, denn nach *Cats* und *Starlight Express* bereitete ich ja schon in Hamburg das *Phantom der Oper* vor. Hier waren dicke Investitionen für den Bau der Musical Hall erforderlich. Vier Parteien

gingen mit jeweils neun Millionen Mark in dieses Projekt hinein – einer davon war Deyhle.

Was in den nächsten Monaten passierte, lässt sich hier leider nicht beschreiben. Es sei denn, ich wollte eine neue Prozessflut riskieren, mit der mich Rolf Deyhle schon damals überzog. Es kristallisierte sich im Laufe der Zeit immer deutlicher heraus, dass mein Kompagnon vor allem sein eigenes Spiel trieb. Und das hatte primär zum Ziel, mich aus meinen Firmen rauszukicken. Die Machtkämpfe schaukelten sich langsam in die Höhe, und ich gebe zu, dass mich die Aussicht auf den großen Einstieg ins Filmbusiness zu einem guten Stück meiner Kritikfähigkeit beraubt hatte.

Deyhle schuf immer mehr Fakten, platzierte seine eigenen Leute im Unternehmen, sperrte mir sogar irgendwann die Konten. Wir führten auf einmal Prozesse gegeneinander, wobei Deyhle auf der Klaviatur deutscher Jurisprudenz sehr viel souveräner spielte als ich. Als ich merkte, dass ich hier keinen Blumentopf gewinnen konnte, zog ich das Verfahren an meinen ersten Wohnsitz London. Dort sah die Situation ganz anders aus. Der Richter kam zu dem Ergebnis: „Mister Deyhle is a legal criminal" – also „kriminell, aber doch legal". Die feindliche Übernahme war für den Moment abgewendet.

Der schwäbische Bauunternehmer mit der hübschen Kunstsammlung und dem wohl nur vorgegebenen Interesse am Filmgeschäft zog wirklich alle Register, um meine Firmen in seine Hand zu bekommen. Nachdem er vor dem Londoner Gericht gescheitert war, bat er um ein Treffen im Hamburger *Hotel Atlantic*. Ich sagte zögernd zu. Dort versuchte er es wieder auf die kameradschaftliche Tour: „Mensch, Friedrich, wir sind doch Schwaben."

Meine Antwort war sinngemäß: „Rolf, du bist keine Zierde für Schwaben."

Da sackte er in sich zusammen.

Der Krieg ging allerdings weiter. Ich bot ihm 50 Millionen Mark für seine Anteile. Nach einer vierwöchigen Bedenkzeit

erklärte er mir bestimmter denn je, dass er dabei bleiben und das gesamte Unternehmen haben wolle.

Meine Stimmung änderte sich. Die Erfahrungen mit diesem Machtmenschen, der mit allen Mitteln arbeitete, und die Enttäuschungen über die Rechtsverfahren in Deutschland nährten in mir das Gefühl, dass ich nicht auf Sieg spielen sollte. Deyhle hatte mehr Armeen hinter sich als ich, daran gab es keinen Zweifel. Dass er weitere und neue Wege finden würde, meine Position zu schwächen, schien mir keine Frage zu sein.

Schließlich hatte er mich 1991 so weit. Ich versprach mir eine bessere Zukunft, wenn er mich ausbezahlte, als wenn ich von einer Schlacht in die nächste ziehen würde. Zwischenzeitig hatten wir uns gegenseitig in über 20 Gerichtsprozesse verstrickt, was natürlich auch ein Vermögen und sehr viel Energie kostete. Allerdings wollte ich mir den Abgang finanziell versüßen lassen. Weiterem Geschacher und zähen Verhandlungen, die von erheblichem Misstrauen geprägt waren, folgte schließlich die Einigung: Für 29,5 Millionen D-Mark trat ich alle meine Anteile ab, Deyhle bekam alle meine Firmen. Vor laufender Kamera des damaligen Süddeutschen Rundfunks (SDR) unterzeichneten wir die Verträge. Ich sicherte mich ab, dass ein gedeckter Scheck in den Händen meines Anwalts war, bevor Deyhle das entscheidende Dokument überreicht bekam.

In Anwesenheit des Fernsehens gaben wir einander die Hand. Ich bat Deyhle, die Unternehmen in meinem Sinne weiterzuführen, und er versprach es. Wir umarmten einander sogar. Aber das war pure Höflichkeit. Denn dieser Mann, der vorgegeben hatte, mich in meinen Träumen zu unterstützen, hatte sich fast wie eine Zecke in meinen Unternehmen festgesaugt und nicht aufgegeben, ehe ihm der letzte Tropfen davon gehörte.

Ja, ich war durch diesen Deal ein reicher Mann, aber ich nahm diese Millionen auch mit etwas Bitterkeit an mich, weil ich mich als Opfer eines aus meiner Sicht alles andere als immer seriösen Geschäftsmannes betrachtete, der mein Vertrau-

en missbraucht hatte. Durch meine spätere Hinwendung zum christlichen Glauben ist es mir gelungen, Rolf Deyhle zu vergeben. Es ist mir heute möglich, ohne Hass- und Rachegedanken über diese Zeit zu sprechen. Aber da er mit seinen Geschäftsmethoden offenbar so weitergemacht hat, würde ich ihm durchaus auch heute noch das Etikett „Keine Zierde für Schwaben" anheften.

Mit *Marlene* in den Konkurs

Die Auseinandersetzung mit Deyhle, die im Verkauf aller meiner Anteile an ihn endete, hatte mir knapp 15 Millionen Euro gebracht, mich aber unendlich viel Kraft gekostet. Was ich aufgebaut und vorangetrieben hatte, befand sich nun im Besitz eines Menschen, dem ich einmal vertraut hatte. Ich hätte allen Grund gehabt, in Depressionen zu versinken. Und ich bekenne, dass es in dieser Phase Wochen und Monate gab, in denen ich voll Bitterkeit steckte.

Andererseits hatte (und habe) ich noch so viele Ideen, die auf ihre Verwirklichung warteten. *Cats*, *Starlight Express* und *Phantom der Oper* waren ja eindrucksvolle Beweise, dass kommerzielle Musicals in Deutschland funktionieren. Hervorragende Stoffe und Stücke gibt es viele – es war also für mich die Zeit und die Chance für einen Neuanfang.

Nach der deutschen Vereinigung 1990 richtete sich mein Blick auf Berlin. Es zeichnete sich ab, dass die ehemalige Reichshauptstadt auch die Hauptstadt des demokratischen Deutschlands sein würde. Für mich viel interessanter sind die kulturellen Spuren, die sich durch die Stadt ziehen, insbesondere in der Bühnenkunst. Berlin war einmal die Theaterhauptstadt Deutschlands, wenn nicht Europas. Über 100 private Bühnen, die meisten in der Hand jüdischer Künstler und Mäzene, brachten vor der Zeit des Nationalsozialismus eine einmalige kulturelle Vielfalt hervor.

In Berlin befleißigten sich nach 1990 allerdings andere

Kräfte – die alles dominierende Wirtschaft setzte sich ihre Denkmäler. Das wurde für mich nirgends sinnfälliger als am Potsdamer Platz. Meiner Meinung nach hätte dieses historische Areal die Chance gehabt, das größte Kulturzentrum der Welt zu werden. Dafür wollte ich mich engagieren.

Doch was passierte? Daimler-Benz winkte mit Geldscheinen und legte mehr als 50 Millionen Euro auf den Tisch. Wie absurd: Daimler ist ja nicht nur schwäbischer Autobauer, sondern einer der größten Rüstungskonzerne Europas, und macht nun im Herzen der Bundeshauptstadt ein bisschen auf Shopping und Prestige. Der Potsdamer Platz ist eine der vielen vertanen Chancen nach dem Fall der Mauer.

Die Jahre nach der Wende brachten in meinen Augen aber auch einen dramatischen Rechtsruck mit sich, bei dem ich mich fragte, ob man dem künstlerisch etwas entgegenhalten konnte. Es gab die Hatz auf Ausländer in Hoyerswerda und Rostock, den Brandanschlag auf türkische Familien in Mölln im November 1992. Die rechtsradikalen Republikaner holten bei der Landtagswahl 1992 in meiner früheren Heimat Baden-Württemberg aus dem Stand fast 11 Prozent der Stimmen. Schlechte Zeiten für ein ausländerfreundliches, integratives, kulturell offenes Deutschland.

Der Stoff, der mir in dieser Atmosphäre in die Hände fiel, bestand in einem Musical über Marlene Dietrich. Diese Frau war nicht nur durch Geburt und Begräbnis mit Berlin verbunden. Die Künstlerin hatte auch meine Sympathie, weil sie den Nazigrößen die Stirn geboten und vor der autoritären braunen Clique nicht gekuscht hatte. Von solchen Leuten kann eine Gesellschaft eigentlich nie genug haben. Mir lag das englische Stück *Falling in Love again* von Laurence Roman vor, der seinerseits Martin Flossmanns Werk *Marlene – Ein Mythos mit Musik* als Grundlage hatte. Zweifellos würde Marlene Dietrich schon aufgrund ihrer legendären Lieder ein Publikum faszinieren können.

Allerdings hatte erst wenige Monate zuvor in Berlin Ute

Lemper als Lola im Stück *Der Blaue Engel* unter der Regie von Peter Zadek Schiffbruch erlitten. Wir brauchten also für ein Dietrich-Musical auf jeden Fall einen kreativen Umgang mit der Historie, etwas Frisches. Der verfremdende Kniff unserer Inszenierung lag darin, dass wir Theater auf dem Theater spielten: Eine junge Schauspieltruppe des Jahres 1993 wagt sich an Lebensstationen und Lieder von Marlene Dietrich heran und bringt nebenbei auch Marlenes berühmte Weggefährten Gary Cooper, Orson Welles und Charlie Chaplin auf die Bühne. Die Gespräche, Überlegungen, Proben der Schauspieler sind hinterlegt mit den Ereignissen der frühen 90er-Jahre, etwa mit der Gewalt auf der Straße. Hier hatte die Aufführung starke politische Akzente.

Die heißeste Frage war natürlich: Wer sollte die Marlene spielen? Es gab eigentlich nur zwei Möglichkeiten: entweder eine Art Dietrich-Kopie oder ein völlig anderer Typ. Die Kopie würde es zweifellos sehr schwer haben, weil sie radikal mit dem Original verglichen würde. Also entschieden wir uns für den anderen Typ und fanden ihn in Frederike von Stechow. Die Ironie unserer aufwendigen Kandidatensuche zeigte sich daran, dass unsere Erstbesetzung nie zum Einsatz kam. Kurz vor der Premiere meldete sich Frederike hochfiebrig ab. Die Zweitbesetzung Jutta Habicht musste ran, und die machte ihren Job besser, als man das hätte erwarten können. Weil die Aufführungen mit ihr gut liefen und es zwischen Frederike von Stechow und der Produktionsleitung nicht so richtig harmonierte, trennten wir uns von der ursprünglichen Erstbesetzung und machten unsere Nummer zwei zur Nummer eins.

Für die Regie konnte ich meinen alten Weggefährten Terry Hands, ehemals fünf Jahre Direktor der *Royal Shakespeare Company*, gewinnen. Er sollte im *Theater am Kurfürstendamm* mit seinen 800 Sitzplätzen die richtige Atmosphäre schaffen. Am Gelingen des Stücks hatte ich keine nennenswerten Zweifel – sicher auch beflügelt durch meine früheren Erfolge. Mit Jürgen Wölffer, dem Theaterbesitzer, schloss ich einen Mietvertrag bis

zum Jahr 2000. Das gehörte zu den vielen Investitionen, die mir nachher Mühe machten. Eine Jahresmiete von rund einer Million Euro, Produktionskosten für *Marlene* von zwei Millionen – das ging doch deutlich über meine Portokasse hinaus.

Die Kontakte mit der Tourismusbranche ließen sich indes zunächst sehr gut an. Die Vermarktung über eine zentrale Telefonnummer war bereits Routineangelegenheit, und die Reiseunternehmer schnürten fleißig kleine Pakete mit Busfahrt, Hotelübernachtung und Eintritt ins Musical. Es schien also mal wieder alles zu passen: Unterhaltung, Kooperationspartner sowie ein Musical-Stoff, der ein bisschen tiefer ging als meine zurückliegenden Stoffe und deshalb vielleicht sogar im hochintellektuellen deutschen Feuilleton etwas mehr Gnade finden könnte. Das *Manager Magazin* nannte mich am 1. April 1993 einen „Stehaufmann" und traf damit durchaus meine Selbstbefindlichkeit.

Doch sollte sich mal wieder zeigen, dass mich meine Auslandsjahre im Blick auf die Kritik der Tageszeitungen zu optimistisch gemacht hatten. Am Anfang hagelte es erst einmal ein paar recht schmerzhafte Verrisse für *Marlene – Sag mir, wo die Blumen sind.* Die Süddeutsche Zeitung nannte das Stück ein „Armenbegräbnis für Marlene", die Frankfurter Rundschau sprach von „tödlicher Einfalt" und die Frankfurter Allgemeine warf uns ein Niveau unterhalb der Zweitklassigkeit vor.

Wie so oft korrespondierten die Verrisse überhaupt nicht mit der Reaktion des Publikums. Am Premiereabend am 7. April 1993 herrschte eine geradezu enthusiastische Atmosphäre – minutenlanger Beifall im Stehen, nicht enden wollende Bravorufe. Hildegard Knef und Caterina Valente waren anwesend und sprühten vor Begeisterung für unsere Zweitbesetzung Jutta Hablcht. Auch von anderen Vertretern der Prominentenriege – Inge Meysel, Treuhandchefin Birgit Breuel, Tagesthemen-Star Hanns Joachim Friedrichs und Intendant August Everdlng – gab es nur Komplimente. Die „Welt am Sonntag" sprach denn auch von einem großen Erfolg, äußerte damit

aber in der bundesdeutschen Medienlandschaft eine Minderheitenmeinung.

Die niederschmetternden Kritiken hatten eine äußerst schädigende Wirkung auf unser Marketing. Denn eigentlich lagen wir trotz hoher Investitionen schon absehbar im Bereich schwarzer Zahlen. Wir hatten schon vor dem Premiereabend über 100.000 Eintrittskarten verkauft, teilweise ins Jahr 1994 hinein. Bei Preisen zwischen 60 und 175 D-Mark schien das ganze Unternehmen betriebswirtschaftlich bereits in trockenen Tüchern, bevor es richtig gestartet war.

Doch bekamen unsere Tourismuspartner angesichts der schlechten Stimmung, die in den meisten Medien gegen uns gemacht wurde, kalte Füße. Reisen und Buchungen wurden stomiert, wir bekamen auf diese Weise 40.000 Karten zurück. Als Einnahme kalkuliertes Geld würde wider Erwarten doch nicht kommen. In den folgenden Wochen erreichten wir eine Auslastungsquote des Theaters von 55 bis 60 Prozent – im Vergleich zum staatlich subventionierten Theater eine erstklassige Quote, für unsere Kalkulation aber deutlich zu niedrig. Vor allem mit einem Vermieter im Genick, der ganz unabhängig von den Besucherzahlen seine Miete haben wollte. Ich sehnte mich einen Augenblick nach Hamburg zurück, wo mir die Stadt ja die Miete fürs Operettenhaus erlassen hatte.

Was mich in jener Zeit neben dem wirtschaftlichen Misserfolg beunruhigte, war die seltsame Stimmung in Deutschland. Internationale Gäste delektierten sich über die Maßen an *Marlene,* etwa Amerikaner oder Italiener. Nur die deutschen Medienvertreter übten sich in publizistischen Hinrichtungen. Mein Gefühl sagte mir, dass es dabei auch um eine Weigerung ging, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Hatte man mir bei früheren Stücken der ganz leichten Unterhaltung vorgeworfen, ich wollte die McDonaldisierung des Kulturbetriebes vorantreiben, so trat man nun hier ein Stück in die Tonne, dessen gesellschaftskritische Farbe sich nicht übersehen ließ. Ich konnte mich nur wundern ...

Es zeichnete sich ab, dass aus der von mir anvisierten mindestens siebenjährigen Laufzeit nicht einmal sieben Monate würden, wenn wir nicht handelten. Um den Kritikern entgegenzukommen, strickten wir das Werk ein bisschen um. Die Rahmenhandlung stutzten wir zugunsten von mehr Musik – wissend, dass es die Lieder waren, die Marlene Dietrich zur Sympathieträgerin gemacht hatten. Anfang Juni brachten wir die überarbeitete Fassung auf die Bühne – und die Leute waren begeistert. Ich habe das wenige Tage später unmittelbar überprüfen lassen und die Besucher im Theater nach der Aufführung gefragt, ob sie dafür sind, dass das Stück weiterläuft. Daraufhin stimmten 94,5 Prozent der Gäste mit Ja – eine Zustimmungsquote, die ich in einer Pressemitteilung verarbeitete.

Es bestand also die Hoffnung, dass das Stück in einem zweiten Anlauf durchstarten könnte. Mein Vermieter hatte diese Hoffnung aber offenbar nicht mehr. In der Nacht zum 1. Juli ließ er am Theater die Schlösser austauschen – und wir standen vor verschlossenen Türen. Da wir mit den Zahlungen im Rückstand waren, konnte ich sein Verhalten zumindest in Ansätzen verstehen. Die Chancen, dass er sein Geld sehen würde, senkte er damit allerdings von einem Moment auf den anderen auf null. Nach drei Monaten wurde die Show sozusagen zwangsgeschlossen. Typisch deutsch: Manche Zeitungen verspotteten mich als „Kon-Kurz", weil wir mit *Marlene* pleitegingen. Hier besteht ein trauriger Unterschied zur angelsächsischen Kultur. Dort ist es nicht ehrenrührig, mit seinem Geschäft Schiffbruch zu erleiden – im Gegenteil, das gehört geradezu zu einer gereiften Unternehmerpersönlichkeit. In Deutschland wird einem eine Pleite als Schwäche, wenn nicht als charakterliche Minderwertigkeit ausgelegt. Das prägt die Kulturen bis heute: Amerikas Mütter träumen, dass ihr Kind einmal eine eigene Firma hat, Deutschlands Mütter, dass ihr Kind einmal eine gute Anstellung findet.

Ein Shakespeare, der rockt

Das Kapitel über *Marlene* könnte den Eindruck erwecken, als sei ich über Monate nur mit diesem Stück beschäftigt gewesen und hätte wie ein besorgter Buchhalter jeden Abend Kassensturz gemacht, um aus den Zahlen zu lesen, ob mein Leben als Produzent Zukunft hat. Dem war überhaupt nicht so. *Marlene* wurde mit Volldampf betrieben, aber gleichzeitig bereitete ich schon das nächste Pferdchen aufs Rennen vor. *Shakespeare & Rock 'n' Roll* sollte es heißen. Völlig anders gestrickt als die Dietrich-Story, eher im Stil ganz leichter Unterhaltung, ließ es große Rock-'n'-Roll-Erfolge der 50er- und 60er-Jahre auferstehen – zusammengebunden durch eine Handlung, die man gerne als abstrus bezeichnen kann.

Grundanklänge stammen aus William Shakespeares letztem Bühnenstück *Der Sturm*, das vom Zauberer Prospero und seiner Tochter Miranda handelt, die auf einer einsamen Insel stranden. Bob Carlton hatte daraus ein dünnes Science-Fiction-Süppchen namens *Return to the Forbidden Planet* (Rückkehr zum verbotenen Planeten) gekocht, das Prospero und seine Tochter im Jahr 2024 auf einem vergessenen Planeten hausen lässt, bis ein Raumüberwachungsflug dort ankommt und mit den beiden Kontakt aufnimmt. Das Musical wurde sogar verfilmt, das Ganze ging allerdings als B-Movie in die Kinogeschichte ein.

Nichts an der Handlung verdient es, hier vertieft zu werden – doch knüpft sie ein loses Band um die Präsentation 23

grandioser Musiktitel. *Good Vibrations, Pretty Woman* und *Hey, Mr. Spaceman* wurden intoniert, alles als Livemusik, nichts aus der Konserve. Wenn auch der Film ein B-Movie war, so sollte unsere Inszenierung spitzenklasse werden. Dafür gab es einige begünstigende Faktoren. Zum Beispiel die Tatsache, dass ich meinen alten Freund Rick Belzer erneut für die Lichteffekte verpflichten konnte. In der ehemaligen *Freien Volksbühne* fanden wir im Keller eine überdimensionierte Beleuchtungsanlage, die damals zwei Million Mark gekostet haben soll. Rick holte aus diesem komplizierten Arrangement von Lampen, Leuchten und Elektronik heraus, was herauszuholen war. Darüber hinaus entwickelte er eine spezielle Lasershow, die zusätzliche Überraschungen fürs Auge bot.

Meine Truppe bestand überwiegend aus Akteuren englischer Muttersprache. Für die Dialoge war das nicht so günstig, für die Präsentation der Lieder dafür umso mehr. Einen netten Coup landeten wir mit Einspielungen von Hanns Joachim Friedrichs, damals Anchorman für die ARD-Tagesthemen. Er ließ sich auch zu der Frechheit überreden, das Publikum nach der Pause mit folgendem Satz einzustimmen: „Verwirrt? Verstört? Nein, jetzt wird's geil. Denn nun beginnen wir den zweiten Teil." Dass das über den Niederungen schwebende Feuilleton daran Anstoß nehmen würde, erwartete ich – aber es war mir egal.

Shakespeare & Rock 'n' Roll hatte seine Feuertaufe bereits in Großbritannien erlebt. In London ging es 1989 an den Start und lief immerhin bis Januar 1993. Das ermutigte mich, parallel zu *Marlene* an diesem Musical zu basteln. Freimütig räumte ich damals in aller Öffentlichkeit ein, dass ich damit – anders als mit *Marlene* – keinerlei politische Inhalte verfolgte, dass es mir um Unterhaltung pur ging, um professionelles Entertainment ohne tiefer gehende Ambitionen. Als wohltuend empfand ich es auch, dass wir hier ein weiteres Mal eine Show präsentierten, die nicht von Andrew Lloyd Webber stammte. Bei allem Respekt für dessen grandiose Leistung

schien mir sein Stern bereits am Sinken zu sein – und ich wollte auf der Bühne etwas gegen die Musical-Monokultur tun, die sich inzwischen ausgebreitet hatte.

Außerdem hatte ich für das Rock-'n'-Roll-Stück eine bessere Kalkulation erreicht. Zwar bot mir auch der Trägerverein der ehemaligen *Freien Volksbühne* keinen Schleuderpreis an, was die Miete anbelangt – rund eine Million Euro pro Jahr sollte ich für das 1.000-Sitzplätze-Theater abdrücken –, dennoch sagte mir unser Businessplan, dass wir selbst bei nur halber Auslastung schwarze Zahlen schreiben würden.

Nach der Premiere am 24. September 1993 – drei Monate nachdem bei *Marlene* die Lampen ausgegangen waren – konnte ich mich über die Presse nicht beklagen. Natürlich war den Edelfedern in den intellektuellen Tageszeitungen alles ein bisschen zu primitiv (man fragt sich, warum sie überhaupt über Musicals schreiben), aber die meisten Kritiker erkannten *Shakespeare & Rock 'n' Roll* als das, was es ist: hervorragend inszenierte Unterhaltung, die generationenübergreifend Spaß macht. Das Musical hatte einen verheißungsvollen Start.

In Berlin machte sich allerdings ein anderes Problem bemerkbar, das ich verschiedentlich schon gegeißelt habe: horrende Subventionen für die öffentlichen Schauspielhäuser. Man muss sich vorstellen, dass damals der Steuerzahler für jede Karte, die an der *Deutschen Oper* in Berlin verkauft wurde, noch einmal fast 90 Euro an Subventionen drauflegte! Die öffentlichen Einrichtungen konnten eigentlich präsentieren, was sie wollten: hervorragende Inszenierungen (was selten genug vorkam) oder schwachsinnige, das Publikum verprellende Bühnenwerke. Das Geld musste nicht erarbeitet, sondern per politischer Lobbyarbeit in die eigene Institution gelenkt werden. Das Nachrichtenmagazin *Spiegel* rechnete vor, dass 1993 fast 750.000 Menschen in Hamburg das *Phantom der Oper* sahen – doppelt so viele Besucher wie in allen deutschen Aufführungen der beliebten *Zauberflöte* von Mozart zusammen! Auch daran lässt sich indirekt ablesen, wie viel im subventionierten

Kulturbetrieb an den Gästen vorbeiproduziert wird. Denn wie viele Stücke stehen wochenlang auf den Spielplänen, ohne auch nur einen Bruchteil des Niveaus der *Zauberflöte* zu haben.

Die den Wettbewerb extrem verzerrende Subventionspolitik hatte für uns Konsequenzen: In einem Konglomerat künstlich niedrig gehaltener Kartenpreise wie in Berlin konnten wir als Privatunternehmer die Karten fürs Musical nicht beliebig erhöhen. Sonst wären Stadtbewohner und Touristen schnell auf andere Kulturanbieter ausgewichen. Dieser Faktor war mir bewusst, und doch hatte ich ihn in seiner Dramatik letztlich unterschätzt. In Zahlen bedeutetet das: Die Karte hätte im Durchschnitt mindestens 35 Euro kosten müssen, tatsächlich erzielten wir lediglich etwas über 22 Euro.

Shakespeare & Rock 'n' Roll erwies sich zwar als wirtschaftlich deutlich stabiler als *Marlene*, aber für einen gesunden Profit floss einfach zu wenig Geld. Also gerieten wir als Unternehmen wieder in Mietrückstände und mussten auch bei den Gehältern kürzen. In einem Plauderkessel wie Berlin konnte das nicht lange unter Ausschluss der Öffentlichkeit verhandelt werden. Im Sommer 1994 bekam ich die befürchteten Negativschlagzeilen präsentiert. Mit „Fritz the Cat' in Turbulenzen" *(Berliner Zeitung)* und „Berliner Pleiten-Musical" *(Der Tagesspiegel)* waren die Nettigkeiten überschrieben, die die Lokalpresse über mich und das Projekt verbreitete.

Dennoch war das alles noch nicht dramatisch. Mit einem Investor floss frisches Geld in die Kasse. Wir waren beide sicher, dass der finanzielle Durchbruch nur noch eine Frage von Wochen, maximal von Monaten sein würde. Allerdings kam es im Sommer 1994 auch zu Streitigkeiten mit meinem Bruder Bernhard, der die Geschäftsführung für die Produktion übernommen hatte. Wir trennten uns, wie das unter Geschäftsleuten häufig und unter Brüdern manchmal vorkommt. Aber auch das stand bald in der Presse. Es war mir unangenehm, dass ich mit der Aussage zitiert wurde, Bernhards Arbeit sei

„für dieses Theater von Nachteil" gewesen. Natürlich hatte die Trennung ihre Gründe, aber dieses Zitat war offenbar nur mit der Absicht kolportiert worden, mir in der Öffentlichkeit zu schaden und noch mehr Sand ins Produktionsgetriebe zu streuen. Ich dementierte postwendend.

Trotz aller unerwarteten Schwierigkeiten, denen ich in dieser Zeit gegenüberstand, betrachtete ich Berlin als die kommende Musical-Hauptstadt – und ich wollte Teil von ihr sein. Ständig hielt ich die Nase in den Wind, um neue Projekte und lohnende Locations zu wittern. So erfuhr ich 1994 zum Beispiel, dass das renommierte *Schiller-Theater* in der Stadt neu vergeben werden sollte. Diese Bühne eignete sich meiner Einschätzung nach besonders gut für ein weiteres Musical. Nur war bei der Vergabe eine ziemliche Mauschelei im Gang, die darin mündete, dass die Stadt offiziell nur mit der *Stella Musical AG* und Peter Schwenkow – also meinen Konkurrenten – verhandelte, und das zu unglaublichen Konditionen. Der Senat wollte das Theater für einen Betrag von rund 400.000 DM im Jahr vermieten – und davon sollte fast alles erlassen werden, wenn der Mieter in den nächsten vier Jahren 5 Millionen DM in die Renovierung steckte.

Diese Regelung wäre noch angegangen, wenn Schwenkow nicht ein Sonderkündigungsrecht eingeräumt bekommen hätte, das ihn im Bedarfsfall auch ohne die Investitionen in die Renovierung aus dem Vertrag herausbrachte. Auf mein Angebot, ein Drittel mehr als *Stella* zu bezahlen, ließen sich die Verantwortlichen dagegen überhaupt nicht ein. Ich beantragte eine einstweilige Verfügung gegen diese skurrile Vergabepraxis der öffentlichen Hand, hatte aber keinen Erfolg. Ob ich das *Schiller-Theater* finanziell hätte stemmen können, lässt sich im Nachhinein schwer sagen. Aber das Entgegenkommen der Stadt Berlin mir gegenüber hielt sich im Vergleich zu Hamburg und Bochum in allerengsten Grenzen.

Manchmal fragte ich mich, ob die subventionierten Kulturmacher bei Ämtern und Behörden gegen uns intrigierten. Im

März 1995 gab es plötzlich Hausdurchsuchungen bei uns – unter dem Vorwurf, wir hätten bei *Marlene* Konkursverschleppung betrieben. Die Staatsanwaltschaft witterte nun auch bei dem Shakespeare-Stück Kreditbetrug und nahm mein Unternehmen genau unter die Lupe. Das alles war ärgerlich, sorgte für schlechte Stimmung und für eine negative Presse. Ich hatte das Gefühl, an der Spree von Feinden umzingelt zu sein.

Positive Schlagzeilen machten wir bei *Shakespeare & Rock 'n' Roll* noch einmal, als sich meine damalige Lebensgefährtin Gitte Haenning für die Rolle der Gloria – Prosperos Ehefrau – verpflichten ließ. Gitte wird in der breiten Öffentlichkeit ja leicht unterschätzt, weil sie ihre größten Erfolge mit leichtgewichtiger Schlagermusik feierte. Doch sie ist eine exzellente Sängerin, deren Gaben erst in der Jazzmusik und eben bei den gloriosen Rock-'n'-Roll-Titeln zur vollen Entfaltung kamen.

Fürs Musical musste Gitte richtig ran. Dass sie die Lieder in den Griff bekommen würde, stand außer Zweifel. Anstrengender waren da Tanz und Choreografie für sie. Zwei Wochen lang musste sie jeden Tag über acht Stunden proben. Der Stress schien ihr aber auch Spaß zu machen. Die Sache war für sie eine neue Herausforderung, in der sie sich beweisen konnte und eine mehr als überzeugende Performance bot. Zwei Monate lang stützte sie unser Ensemble im Sommer 1995 und hielt die Show am Laufen.

Daran schloss sich im September unsere Zweijahresfeier an. Wir hatten kurz vor dem Jahrestag den beliebten Sänger Taco *(Puttin' on the Ritz)* gewinnen können und boten inzwischen das erfolgreichste Musical der Stadt. Eine halbe Million Zuschauer in 740 Vorstellungen – das sollte uns erst mal einer nachmachen. Dass die Bilanzen immer noch nicht so positiv waren wie erhofft, wäre kein Grund zum Verzweifeln gewesen. In diesem Gewerbe braucht man bisweilen einen langen Atem.

Eine der größten Unverschämtheiten von amtlicher Seite

eriebte ich dann im November 1995. Die Finanzbehörden teilten den Theaterkassen schriftlich mit, Friedrich Kurz habe Steuerschulden in Höhe von 713.122 D-Mark und 52 Pfennigen. Meine Einnahmen sollten gepfändet werden. Selbst ein Pressesprecher der Oberfinanzdirektion musste nachher gegenüber der *Berliner Zeitung* einräumen, dass es sich um eine klare Verletzung des Steuergeheimnisses handelte. Das nutzte mir nichts mehr, denn nun war ich in der Öffentlichkeit bloßgestellt. Darüber hinaus stimmte die Zahl nicht – meinen Aufzeichnungen zufolge ging es um 450.000 D-Mark. Nun sind Steuerschulden eine unangenehme Sache und der Staat hat natürlich ein Recht auf diese Einnahmen. Aber Ich muss noch einmal auf die Subventionspolitik der öffentlichen Hand zurückkommen: Während sie eigenen Häusern ohne Zaudern die Millionen zuschiebt, treibt sie bei einem kultureilen Wirtschaftsbetrieb ihre Anteile ohne Rücksicht auf Verluste ein. Keine Kompromisse, kelne Zwischenlösungen – in diesem Umfeld steht man als Musical-Produzent mit dem Rücken zur Wand.

Leider trieben die Turbulenzen, Intrigen und öffentlichen Anwürfe im Laufe der Monate auch einen Keil zwischen meinen Investor und mich. Die *Freie Volksbühne* drohte öffentlich mit der Kündigung unseres Mietvertrags, unsere wirtschaftliche Zukunft stand damit auf der Kippe.

Im Februar 1996 ging der Investor plötzlich mit der Mitteilung an die Presse, ich sei nicht mehr Geschäftsführer der Produktion *Shakespeare & Rock 'n' Roll*. Das dementierte ich und verkündete nun meinerseits, der Investor sei als Geschäftsführer abberufen. Das Gerangel war ein gefundenes Fressen für die Berliner Presse, aber dem Stück schadete es nicht. Es lief wie am Schnürchen, im selben Jahr wurde noch die tausendste Vorstellung gefeiert. Doch unser Streit verschärfte sich, wobei ich mich zugegebenermaßen bei aller berechtigten Kritik an ihm bisweilen im Ton vergriff.

Die Wahrheit über meinen Investor, den die Journalisten

bis dahin eher hätschelten, kam erst im Oktober 1997 – nach der Schließung von *Shakespeare & Rock 'n' Roll* – ans Licht. Er wurde an der Grenze zur Schwelz verhaftet, weil man ihm laut *Berliner Zeitung* sage und schreibe 511 Straftaten zur Last legte. In dieser unrühmlichen Liste standen Betrug, Veruntreuung von Löhnen, Täuschung von Gläubigern, betrügerischer Bankrott. Statt auf einen Trip in die Alpen (oder wohl eher zu seinen Schweizer Konten) ging mein damaliger Kompagnon in die Justizvollzugsanstalt Kempten in Untersuchungshaft. Dass mir das in jener Zeit eine gewisse Genugtuung bereitete, will ich gar nicht verschweigen. Hatte er doch Menschen und Gelder mit sich in den Abgrund gerissen – und letztlich auch eines der erfolgreichsten Musicals, die Berlin je gesehen hatte.

Das andere Geschlecht

Ich habe nie geheiratet. Ich habe nie eine Familie gegründet. Das heißt nicht, dass ich in Bezug auf Frauen ein unbeschriebenes Blatt wäre. Es bedeutet auch nicht, dass ich den Lebensentwurf mit Ehefrau und Kindern grundsätzlich abgelehnt hätte. Es hat sich nur einfach nicht ergeben. Anfangs verhinderte meine Auflehnung gegen traditionelle und als spießbürgerlich empfundene Lebensmodelle eine Ehe – und später fand ich irgendwie nicht mehr die Gelegenheit.

Meine Pubertät fiel in die 60er-Jahre, in denen sich bekanntlich die sogenannte sexuelle Befreiung anbahnte. Auf diesem zeitlichen Hintergrund gehörte ich eher nicht zu den Vorreitern der Revolution. Meinen ersten Kuss erlebte ich mit 14 hinter einer Scheune am Ortsrand von Nürtingen. Dass ich das Mädchen viele Jahre später zufällig bei Starfriseur Udo Walz wieder traf, gehört zu den vielen „zufälligen" Begegnungen, über die ich mich in meinem Leben oft gewundert habe.

Meine erste Bettbegegnung mit einer Frau hatte ich mit 18 während eines Urlaubs in den USA. Das schien mir spät, wenn man den Geschichten meiner Alterskollegen glauben konnte, die nicht ungern mit ihrem Erfahrungsschatz prahlten. Die Dame war ein bisschen älter als ich, schien auf diesem Gebiet schon etwas Übung zu haben und lenkte mich gezielt in die von ihr gewünschte Richtung. Angesichts des Milieus, aus dem ich kam, hatte dieses Erlebnis für mich geradezu etwas Befreiendes – vielleicht gerade wegen der Unverbindlichkeit der Be-

ziehung. Auch später am College in Bethany, Virginia, schlief ich nicht jede Nacht alleine.

Die Erste, mit der ich eine dauerhafte Beziehung einging, ist die Frau, die im Juli 2009 in Hamburg Robert Redford geheiratet hat: Sibylle Szaggars, von mir nur Billy genannt. Sie hatte eine verunglückte Teenagerehe hinter sich und war bereits mit 20 geschieden, als wir uns in Hamburg kennenlernten. Ins Restaurant ihres Exmannes, eines Kochs, gingen Billy und Robert Redford an ihrem Hochzeitstag übrigens essen. Getraut wurden sie Berichten der *Bild am Sonntag* zufolge von einem evangelischen Pfarrer in einer Hotelsuite. Dass sich der Pastor dafür hergab, fand ich seltsam genug – angesichts der indischen Gebetsschals, die das Paar während der Zeremonie trug und die mit dem christlichen Glauben etwa so viel zu tun haben wie Eisbären mit dem Südpol, wirkte die Szenerie geradezu grotesk.

Doch zurück zu Billy. Sie begeisterte mich. Sie war hübsch, sie war jung, sie war aufgeschlossen. Sie hatte für die Investmentbank Merrill Lynch gearbeitet und kannte sich in diesem Segment der Wirtschaft schon ein bisschen aus. Gleichzeitig wollte sie mehr sehen, mehr wissen, mehr erfahren. Natürlich genoss ich es auch, sie in Kreise einzuführen, die ihr bislang verschlossen gewesen waren. Auch wenn sie angesichts ihres Alters manchmal etwas naiv wirkte, gab sie doch überall eine gute Figur ab. Es war herrlich, dass sie 1980 in Hamburg in meine Penthousewohnung an der Alster einzog. Und dass sie bereit war, auch etwas zu riskieren, zeigte sich, als ich meine Koffer packte und sie einlud, mit mir in die USA auszureisen.

Unsere schönste Zeit hatten wir in den Monaten zwischen der Rückkehr aus den USA und dem Start in London. Wir lebten einige Monate auf der griechischen Insel Korfu und genossen den ruhigen Lebensrhythmus eines einsamen Bergdorfs unweit des „Weißen Hauses", in dem der Schriftsteller Henry Miller den *Koloss des Maroussi* geschrieben hatte. Die unbeschwerte Existenz weit entfernt von den Wirtschaftsmetropo-

len dieser Welt und ihrer manchmal brutalen Hektik fühlte sich geradezu paradiesisch an.

Meine damalige Lebensgefährtin hat eine Begabung, die mir völlig abgeht: Sie war eine ausgezeichnete Malerin. Das fiel mir früh auf, und als wir gemeinsam nach Sundance im US-Staat Utah zogen, unterstützte ich sie sehr, ihr Talent zu entwickeln.

Eiskalt erwischte sie mich, als ich tatsächlich ans Heiraten dachte. Ich fuhr mit der festen Absicht, ihr einen Heiratsantrag zu machen, nach St. Moritz in der Schweiz, wo sich Billy derzeit aufhielt. Anstatt sich zu freuen, erschrak sie.

Für ein paar Monate lebten wir getrennt. Die parallel laufenden Produktionen von *Carrie* und *Starlight Express* forderten mich extrem heraus. Und doch riss der Faden zwischen uns nicht ab. Wir hatten einfach schon zu viel miteinander erlebt und wussten auch, was wir aneinander hatten. Bei der Premiere von *Carrie* saß sie jedenfalls wieder an meiner Seite – und kurz darauf zog sie in meinen „Palast" in London ein.

Ich selbst hatte ohnehin kein Recht, über Billy den Stab zu brechen. Meine vielen Reisen und vielfältigen Bekanntschaften ermöglichten mir die eine oder andere Affäre. Solche Episoden bewirkten in mir nicht einmal ein besonders schlechtes Gewissen – sie passten zu einem liberalen Lebensstil, der sich immer ein gewisses Maß an Unverbindlichkeit bewahrt. Im Rückblick sehe ich das mit den Augen eines Menschen, der Jesus Christus kennengelernt hat und den Lebensregeln der Bibel vertraut, natürlich sehr kritisch.

Billy und ich blieben also zusammen. Meinen Musical-Plänen mit *Cats* stand sie zwar eine Zeit lang recht skeptisch gegenüber – sie habe „keinen Bock auf Showbusiness", sagte sie und zog sogar für ein paar Monate aus der gemeinsamen Wohnung in London aus –, aber wir fanden wieder einen gemeinsamen Nenner. Sie begleitete mich auf einer Reise nach Australien, wo *Cats* schon gespielt wurde und ich wertvolle Anregungen für die geplante Hamburger Produktion bekam.

Letztlich unterstützte sie mich dann auch sehr, gab mir Rückhalt, war eine verlässliche Größe in einer unverlässlichen und hektischen Welt.

Das sollte stimmen bis zu dem Zeitpunkt, als sich die Beziehung zwischen ihr und Robert Redford anbahnte. Ich war ahnunglos. Ein weiteres Haus, das ich in Sundance gekauft hatte, ließ ich für Billy umbauen. Sie erhielt ein fantastisches Atelier mit einem Kupferdach im Hamburger Stil.

Es war 1994, als in Berlin das Musical *Marlene* bereits geschlossen hatte und *Shakespeare & Rock 'n' Roll* in finanzielle Probleme geraten war. Ich verabschiedete mich vorübergehend aus der Stadt, wollte in den USA in Sundance zur Ruhe kommen und darüber nachdenken, wie es mit meinem Leben weitergehen sollte. Weil mein Flug in Chicago unterbrochen wurde, rief ich Billy in Sundance an und sagte ihr, ich käme einen Tag später. Üblicherweise holte sie mich vom Flughafen ab, aber am nächsten Tag war es ein Angestellter, der mich empfing und zu meinem Haus brachte. Billy war gar nicht da.

Ich ging zur Rezeption in dem Gebäude, in dem ein Teil der Privathäuser in Sundance verwaltet wurde, und fragte nach ihr. Zu meiner Verblüffung teilte man mir mit, ich solle mir eines der neu gebauten Häuschen mieten, bis sie zurückkäme. Das irritierte mich sehr, und natürlich dachte ich nicht daran, etwas anzumieten, wo ich hier doch ein Haus besaß! Der Rezeptionistin sagte ich, ich würde in mein eigenes Haus einbrechen, wenn sie mir keinen Schlüssel brächte. Ich stand sogar schon vor der Tür und grübelte, wie ich beim Eindringen den geringsten Schaden anrichten würde, als mir doch noch ein Hausschlüssel hinterhergetragen wurde.

Aufgrund der Zeitverschiebung legte ich mich erst einmal hin und schlief ein. Am nächsten Morgen unternahm ich im verschneiten Sundance eine kleine Wanderung zum Wasserfall. Als ich zurück war, wollte ich duschen. Ich war gerade dabei, mich zu entkleiden, als ich ein Kratzen an der Tür zur Holzterrasse wahrnahm. „Ist da jemand?", rief ich. Als ich die

Jalousien öffnete, sah ich einen mir unbekannten mittelgroßen Mann. Offenbar hatte ich ihn bei seinem Einbruchsversuch überrascht. Er sprang sofort von der Terrasse und floh. Bis ich Jeans und Stiefel anhatte, war er schon über alle Berge. Ich rief den für Sundance zuständigen Sicherheitsdienst und berichtete von dem Vorfall, doch niemand erschien. Das Ganze wirkte sehr, sehr mysteriös.

Plötzlich entdeckte ich eine Damenhandtasche, die umgefallen dalag. Sie gehörte Billy. Mein Blick heftete sich daran, weil ein Adressbuch herausgefallen war, das ich lange gesucht hatte. Ich nahm es und bemerkte als Nächstes ein Buch. Ich konnte nicht widerstehen und fing an, darin zu blättern. Was ich las, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Schon in den ersten Zeilen dokumentierte dieses Tagebuch eine äußerst intensive Liebesbeziehung zwischen meiner Billy und Robert Redford. Das Ganze wurde durch Briefe angereichert, die das Yin-Yang-Zeichen trugen und von Robert unterschrieben waren. Auch Runen und okkulte Zeichen zierten die Blätter. Das alles zeigte mir schon nach wenigen Augenblicken, dass diese heimliche Zweierbeziehung echt war. In anderen Worten: Ich war der Gehörnte. Während ich in Berlin im Musical-Geschäft um unsere Zukunft kämpfte, verbrachten der große Filmstar und meine Lebensgefährtin viel Zeit miteinander.

Wie gesagt: Das Ganze war eindeutig keine kurze Affäre, über die ich vielleicht hätte hinwegsehen können. Hier war ohne mein Wissen eine neue Beziehung aufgebaut worden. Zu meinem Schock kam eine Wut, die mich auf Rache sinnen ließ. Doch der Kopf kühlte schnell genug ab, um mir eine bessere Idee zu schenken: Ich rief meinen Anwalt Ken Jones in Salt Lake City an. Als er die Story hörte, kam er sofort nach Sundance. Nach stundenlangen Diskussionen fertigten wir eine Fotokopie des Tagebuchs an und ließen das Original zurück. Ken Jones erkannte meinen innerlich zerrütteten Zustand und bot mir an, in seinem Haus in Salt Lake City zu übernachten. Ich folgte ihm.

Am nächsten Tag stand Billy im Büro meines Anwalts. Nun war ich gespannt, was passieren würde. Sie konnte ja nicht wissen, dass wir ihr Tagebuch gesehen hatten. Wie würde sie ihre Abwesenheit erklären? Hatte sie bereits die Szene vorbereitet, wie sie mit mir Schluss machen würde? Würde sie von jenem neuen Mann in ihrem Leben berichten, den alle Welt als den „großen Gatsby" kannte?

Das alles hätte ich erwartet – nicht aber, was wirklich geschah: Billy stellte in einem geradezu geschäftlichen Ton Forderungen an mich, die unglaublich waren. Sie machte deutlich, dass das mit uns keine Zukunft hätte, und wollte sich nun finanziell absichern.

Ihre Kälte und Geschäftsmäßigkeit erstaunten mich nicht nur, sie verletzten mich erneut tief. Aus meiner Sicht war es an diesem Tag noch keineswegs sicher gewesen, dass wir auseinandergehen würden. Sie war oft alleine gewesen, ich selbst hatte kurz zuvor ein Tête-à-Tête mit der dänischen Sängerin Gitte Haenning gehabt. Solche Beziehungen außerhalb der Beziehung lösten nicht automatisch eine Trennung aus. Diesmal war es anders. Billy war wie ausgewechselt. Aus der Frau, die ich geliebt und die mich geliebt hatte, war ein anderes Wesen geworden, das unsere Trennung nun auch aus dem Blickwinkel der Gewinnmaximierung zu betrachten schien.

Das verstärkte auf unerträgliche Weise mein damaliges Lebensgefühl, von aller Welt belogen und betrogen zu werden. Erst die unsägliche Geschichte mit Rolf Deyhle, der mir alle meine Unternehmen in Deutschland abgenommen hatte. Dann die Auseinandersetzungen um das Theater in Berlin, dessen Miete und Mitarbeiter kaum mehr zu bezahlen waren. Und jetzt auch noch diese private Katastrophe. „Meine" Billy! Das Mädchen, das ich seit Jahren unterstützte. Die Frau, der ich ermöglicht hatte, ihr Talent als Malerin zu entwickeln. Sogar Ausstellungen hatte ich für sie organisiert, um sie ins Geschäft zu bringen und ihr eine Existenz als Nischenkünstlerin zu ersparen. Im Umfeld des großen Hollywoodstars war sie

vom „unschuldigen" Mädchen zu jemandem mutiert, die sich nicht scheute, mir finanziellen Schaden zuzufügen.

Billy setzte mit Unterstützung – wenn nicht sogar auf Drängen – ihres neuen Freundes alle Hebel in Bewegung, um aus unserer Trennung ein Geschäft zu machen. Wir sahen uns bald vor einem Gericht wieder.

Der Prozess verlief von Anfang an in merkwürdigen Bahnen. Es fing damit an, dass ich dem Richter beweisen musste, dass ich mit Billy niemals verheiratet gewesen war. Schon das fand ich seltsam, eine Umkehrung der Beweispflicht, denn hätte das Gericht nicht eigentlich ein Heiratsdokument verlangen müssen, um eine angebliche Ehe beweisen zu können? Billy legte plötzlich einen für mich sehr großzügigen Umgang mit der Wahrheit an den Tag. Sie behauptete sogar, sie hätte *Cats* gemeinsam mit mir produziert. Nach meiner Erinnerung hatte sie mich jedoch in der Produktionsphase vorübergehend verlassen und für irgendeine Autofirma gearbeitet. Aber ein solcher Prozess diente ja dem Zweck, finanzielle Ansprüche gegen mich durchzudrücken. Der Richter, der mich an Quasimodo, den Glöckner von Notre Dame, erinnerte, ging auf jede noch so absurde Finte meiner Prozessgegner ein.

Unklar ist für mich bis heute, ob Robert Redford in diesem Schmierentheater die Regie führte. Allerdings waren es seine Anwälte, die die Attacken vor Gericht ritten, denn ich kannte sie aus Redfords Umfeld. Andererseits hatte ich meinen größten Trumpf vor dem Kadi ja noch gar nicht ausgespielt: das Tagebuch. Ich war überzeugt: Damit konnte ich dem Prozess eine Wende geben.

Der Richter nahm das Dokument an sich, doch was dann geschah, verschlug mir die Sprache. Mit der Bemerkung, das Tagebuch sei für diesen Prozess nicht relevant, ließ er es kurzerhand in einen Safe des Gerichts legen. Dort ruhen die womöglich pikanten Aufzeichnungen möglicherweise bis heute. In diesem Moment wusste ich, dass ich keine Chance gegen dieses System hatte und eine Voreingenommenheit im Spiel

war, die mir jede Hoffnung auf einen fairen Prozess rauben musste.

Der Prozess zog sich lange hin, brachte viele peinliche Momente. Es gab Zeugenaufnahmen in London und Hamburg. Frau Schuchardt, Hamburgs frühere Kultursenatorin, sagte aus, sie habe Billy bei *Cats* niemals gesehen – außer bei der Premiere. Auch andere Zeugen eilten mir zur Hilfe. Den Todesstoß bereitete mir ausgerechnet ein riesiges Geldgeschenk, das ich Billy einmal gemacht hatte. Ein entsprechender Kontoauszug wurde bei Gericht vorgelegt. „Mr Kurz, haben Sie dieses Geld Ms Szaggars gegeben?", fragte mich Quasimodo. Ich bejahte. Er schmunzelte: „Sie haben dieses Geld Ihrer Freundin gegeben? Warum? Sie sind Geschäftsmann, da verschenken Sie doch kein Geld?!" Der Richter unterstellte mir also, bei dem Geld handele es sich um eine Gegenleistung für einen angeblichen Beitrag Billys zum Geschäftserfolg. Aber das stimmte nicht. Wütend wollte ich den Gerichtssaal verlassen, doch der Richter befahl mir, mich hinzusetzen – andernfalls würde er mich einsperren lassen.

Das Ergebnis: Ich musste an meine Exfreundin viel Geld bezahlen und verlor darüber hinaus zahlreiche Gemälde und mehrere Pferde. Eine über viele Jahre schöne Beziehung hatte ein deprimierendes Ende gefunden, die bezaubernde Billy hatte sich vor Gericht ganz anders gezeigt und sich so an mir bereichert, dass sie meiner Ansicht nach eigentlich heute noch vor Scham im Boden versinken müsste. Als Millionär war ich nach Utah gekommen, fast wie ein Bettler musste ich den Mormonenstaat verlassen.

Ich muss bekennen, dass sich zu jener Zeit meine Beziehung zu Gitte Haenning schon weiterentwickelt hatte, als das für meine Partnerschaft mit Billy Szaggars gut gewesen wäre – wenn es nicht zu diesem Schlussstrich gekommen wäre. Zu der Zeit, als ich offiziell noch mit Billy zusammen war, hatte ich Gitte auf mein „Schloss" eingeladen – in das feudale Haus in London am Hampton Court Palace, das einst Sitz von Hein-

rich VIII. gewesen war. Dass die Queen das Anwesen mir als Deutschem überlassen hatte, galt als kleines Wunder. Aber vielleicht erinnern sich die Royals ja hin und wieder an die Wurzeln der Windsors im Haus Hannover.

Nun hatte ich natürlich auch mit Billy schon viel Zeit in diesem Palast verbracht. Bei meiner spontanen Einladung an Gitte, in Abwesenheit meiner Freundin dorthin zu kommen, hatte ich eine Kleinigkeit übersehen. Billy hatte ein recht vertrautes Verhältnis zu meinen Angestellten, einem Butler und einer Köchin. So dauerte es nicht lange, bis mein Mädel in den USA von der Liaison mit der dänischen Künstlerin unterrichtet wurde. Billy war erbost, und das zu Recht, und sie verlangte eine Erklärung. Allerdings zu einer Zeit, zu der sie wohl längst eine dauerhafte Beziehung mit dem berühmten Hollywoodstar in Sundance eingegangen war.

Jedenfalls fiel ich nach dem Trennungsschock in die offenen Arme von Gitte und fühlte mich dort sehr wohl. Diese Frau ist in weiten Kreisen stark unterschätzt. Als Schlagersängerin *(Ich will 'nen Cowboy als Mann)* hatte sie in den 60er-Jahren Karriere gemacht und die Hitparaden erstürmt. Der gesungene Kitsch überschattet die eigentlichen künstlerischen Qualitäten dieser Frau. Sie ist eine begnadete Jazzsängerin, die in diesem Genre zur weltweiten Spitze gehört. Auch mit Konzerten auf diesem Gebiet hatte sie durchaus Erfolg, aber der deutsche Mainstream nahm (und nimmt) von Gittes wundervoller Gabe insgesamt zu wenig Notiz.

Gitte liebte ich natürlich nicht nur wegen ihres Singens. Ich mochte ihre Unbeschwertheit und positive Einstellung zum Leben, ihren sehr weiten Horizont, ihre nie zu befriedigende Neugierde auf die Welt und das Leben. Wir hatten eine lustige, unterhaltsame Zeit miteinander, die wir gerne auf Reisen verbrachten. So wurden wir etwa auf ein Kreuzfahrtschiff eingeladen, dessen Passagiere sie durch ihren wundervollen Gesang unterhalten sollte – und ich durch giftige Vorträge zum subventionierten Kulturbetrieb in Deutschland.

Hapag Lloyd schickte uns also Flugtickets von Berlin nach Santiago de Chile über Paris. Beim Umsteigen auf dem Flughafen *Charles de Gaulle* fiel mir auf, dass Gittes Reisepass vor ein paar Monaten abgelaufen war. Ich wollte sie nicht beunruhigen und ging mit den Pässen winkend in der Hand „locker" durch die Kontrolle (das würde heute angesichts der elektronischen Datenerfassung von Pässen nicht mehr funktionieren). Erst als wir in Chile angekommen waren, bat ich Gitte, sich eng an meiner Seite zu halten und immer nur zu lächeln, ich würde „es schon machen".

Und siehe da: Der chilenische Beamte hatte nur Augen für die hübsche Blonde aus Nordeuropa und schaute mehr auf ihre Figur als in die Papiere. Störungsfrei waren wir mit abgelaufenem Pass in Chile eingereist und auch beim Einchecken auf dem Luxusliner unterlief der norwegischen Besatzung beim Blick in den Pass ein „Sehfehler". Die Reise entlang der südamerikanischen Westküste in Richtung Karibik konnte beginnen. Alles lief auch ganz wunderbar und wir verbrachten unterhaltsame Stunden am Tisch des Kapitäns.

Eines frühen Morgens allerdings rief mich der Kapitän an und zitierte mich mit schroffer Stimme an Deck. Mein Bauchgefühl deutete an, was kommen würde. Ein schwer bewaffneter peruanischer Offizier – den Munitionsgürtel wie in einem billigen Film um seinen fetten Bauch geschnallt – herrschte mich auf Spanisch an und fuchtelte mit einem dänischen Pass vor meinen Augen. Ich versuchte es erst einmal mit Kommunikationsverweigerung. „Non habla Español", stammelte ich. Seine vier Bodyguards schienen amüsiert. Dann versuchte ich es auf Englisch und erklärte, dass Gitte Haenning eine außerordentlich populäre dänische Sängerin sei, ein großer Star. Der Offizier schien wenig beeindruckt und brüllte mich an, als hätten hier europäische Eindringlinge sein heiliges Peru entweiht. Er wollte mich in Ketten legen lassen, doch inzwischen hatte der norwegische Kapitän seine Fassung wiedererlangt. Er übernahm das Gespräch und bat mich, schnellstens in meiner Ka-

jüte zu verschwinden. Eine Anweisung, der ich, ohne zu zögern, folgte.

Stundenlang hörte ich nichts mehr; ich hatte keine Ahnung, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war. Dann rief der Kapitän an und erklärte mir, dass Peru gerade einen Militärputsch erlebt hatte, der Präsident sei inhaftiert. Unser Minidiktator im Offiziersrang, der immer noch an Bord weilte, könne das Schiff nach Belieben konfiszieren – wegen des abgelaufenen Passes. Ich meinte verlegen, dass das nicht mein Pass sei, sondern der einer berühmten dänischen Sängerin, die etwas nachlässig mit der Aktualisierung ihrer Dokumente umgegangen sei. Der Kapitän zischte mich an, ich solle Gitte ausrichten, dass sie unter Hausarrest stehe und das Schiff bis Panama nicht verlassen dürfe.

Als wir am Panamakanal angekommen waren, rief der Steward Gitte und mich an Deck – meine Freundin durfte also offensichtlich wieder „herauskommen". Sie wollte zu einer längeren Entschuldigungsrede ansetzen, doch dazu war keine Zeit. Vor unseren Augen wurde eine Strickleiter über die Reling geworfen, die sich am dicken Bauch des Schiffs entlang hinabrollte und bis ins schäumende Wasser des Kanals reichte. Dann sah ich mit hoher Geschwindigkeit ein kleines Militärboot heranrasen. Gitte und ich wurden aufgefordert hinunterzusteigen. Gitte ließ sich geschickt am Seil herab und wurde unten von freundlichen Männerarmen aufgefangen. Würden diese Grobiane mit mir auch so sanft umgehen? Aber zum Nachdenken blieb keine Zeit; der Steward schob mich ein bisschen – und plötzlich hing ich zwischen Bordwand und Schnellboot und blickte in das grünlich schwarze Loch des Panamakanals hinab. Aber dann griffen die Beamten auch nach mir, und ich war sicher an Bord des Schnellboots. Im Eiltempo wurden wir nach Panama City gebracht. Von dort ging's im Taxi nach Norden in eine kleine Hafenstadt, wo ein dänischer Schiffsagent Pässe für seine Landsleute ausstellen konnte. Gittes Reisedokument wurde um zehn Jahre verlängert – und ich konnte nur

ahnen, was ihr angesichts des Ausstellungsorts Panama noch alles an Fragen begegnen würde.

Zurück reisten wir mit denselben Mitteln: Taxi, Schnellboot, Strickleiter. Gitte, die Furchtlose, sprang wie Tarzan vom Schnellboot hinüber zur Strickleiter und hangelte sich unter dem tosenden Beifall unserer Mitreisenden nach oben. Auch ich schaffte es schließlich, gab aber dabei definitiv kein so elegantes Bild ab wie die Sängerin. Interessant war dann an den folgenden Abenden, wie der weißbärtige norwegische Kapitän diese Geschichte jeweils spätestens nach dem dritten Whiskey immer weiter schönte und zu seiner eigenen Heldenstory machte. Er prahlte nicht schlecht damit, wie er dem ungebetenen Gast mit der Diktator-Allüre klargemacht habe, dass dies sein Schiff sei und er nicht daran denke, es einer lateinamerikanischen Rebellion zu überlassen. Ich konnte live beobachten, wie sich immer mehr Seemannsgarn um eine Geschichte hüllte, die auch ohne solche Beigaben für die Beteiligten wahrlich spannend genug gewesen war.

Da wir auch noch stürmische Gewässer hatten, landeten wir schließlich etwas seekrank in Aruba in den holländischen Antillen und flogen von dort über Caracas und Paris nach Berlin – mit Gittes dänischem Pass, der ausgerechnet in Panama verlängert worden war.

Erleuchtung in Schweden

An diesem Punkt möchte ich meine Geschichte mit Gott erzählen. Von dem Tag, an dem der Vorhang aufging und ich Dinge sehen konnte, die mir vorher trotz religiöser Erziehung verborgen waren. Es war nicht der Vorhang meines Kopfes, meines Verstandes. Es war der Vorhang zu meinem Herzen. Für manche ist es unverständlich, dass jemand so scharf zwischen vorher und nachher trennen kann. Ihnen ist der Umgang mit geistlichen Dingen, ja mit Gott, von Kindesbeinen an selbstverständlich. Es gibt Menschen darunter, die ich dafür beneide, weil sie in ihrem Glauben ein viel reicheres Leben geführt haben als ich in meinem Unglauben. Aber mein spätes persönliches Erweckungserlebnis hat auch etwas Gutes: Ich muss mir nicht einreden, mein Glaube sei ein Produkt meiner Erziehung und die Begegnung mit Gott eine psychologische Annäherung an einen Übervater, wie manche Religionskritiker den Glauben missverstehen. Ich bin Gott begegnet. Punkt. Und ich kann das recht genau datieren.

Aber auch dieser Tag hatte eine Vorgeschichte, über die ich zuerst Bericht geben möchte. Eines Tages, es muss im Jahr 1999 gewesen sein, begegnete ich in Berlin bei einer renommierten Bank (die übrigens im Bankenkrisenjahr 2008 besonders gebeutelt wurde) einem Unternehmensberater. Wir hatten eine geschäftliche Unterredung, ich erinnere mich an keine Details, aber es war mein erster Kontakt mit ihm. Nennen wir ihn Gerhard Sonnwaldt.

Ein paar Monate später liefen wir einander wieder über den Weg. Ich spazierte an einem lauen Sommerabend die Tauentzienstraße entlang Richtung Kurfürstendamm. Plötzlich stand er vor mir und grüßte freundlich: „Hallo, Herr Kurz, wohin des Weges?"

„Ich habe kein bestimmtes Ziel", antwortete ich.

Er fragte: „Kann ich Sie auf ein Bier einladen?"

In Berliner Manier sagte ich: „Gerne, immer."

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich ein Gartenrestaurant, in dem wir Weizenbier bestellten.

Gerhard Sonnwaldt hatte an diesem Abend offensichtlich ein Redebedürfnis. Ohne Umschweife erzählte er mir, dass ihm soeben gekündigt worden war. Ich wollte wissen, warum man ihn rausgeschmissen hatte.

„Weil ich diesem korrupten Laden nicht mehr dienen kann", antwortete er in einer Mischung aus Entschlossenheit und Traurigkeit und nahm einen kräftigen Schluck aus seinem überschäumenden Weizenbierglas. Ich tat es ihm nach und war einigermaßen verblüfft, als er mir den tieferen Grund für die Differenzen mit seinem Unternehmen eröffnete: „Ich habe mein Leben Jesus Christus geschenkt und kann nicht mehr zusehen, wie Kunden ausgeraubt werden."

Ich staunte. Das war nicht der Typ religiöser Spinner, eher ein extrem nüchterner Businessman mit Allergie gegen Weihrauch und esoterisches Geschwalle. Bevor ich groß ins Nachdenken darüber kommen konnte, was ich von diesem skurrilen Neuchristen halten sollte, forderte mich meine Bekanntschaft unmittelbar heraus: „Woran glauben Sie, Herr Kurz?"

Die Frage mochte ich nicht. In meinen Kindheitstagen hatten mir andere vermittelt, was man glauben „musste", aber das passte mir nicht. Meine Ablehnung von Autoritäten hatte auch zu einer stillen Ablehnung des christlichen Glaubens geführt. In gewisser Weise war daraus sogar – noch schlimmer – eine Nichtbeachtung geworden. Erfolg, Geld und amüsante

Gesellschaft interessierten mich mehr. Spirituosen kamen bei mir vor Spiritualität.

Seine Frage erwischte mich letztlich eiskalt nach Jahrzehnten der Ignoranz gegenüber religiösen Fragen. Ich stotterte: „... ich glaube an das Leben ..." Da hatte ich Gerhard Sonnwaldt das richtige Stichwort gegeben. „Jesus Christus sagt über sich: ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben – keiner kommt zum Vater denn durch mich.'"

Dann legte er los und erklärte mir das Evangelium, redete und redete ohne Punkt und Komma. Ich will nicht übertreiben, aber ich glaube, er hat über drei Stunden auf mich eingequatscht und mich mit der biblischen Botschaft unter „Dauerbeschuss" gestellt.

Zu anderen Zeiten hätte ich die Szene ziemlich bald beendet, wäre ihm ins Wort gefallen, hätte für das Bier gedankt und das Weite gesucht. Dieser Abend war anders. In diesem Mann schwang so eine authentische Begeisterung, und was er sagte, hatte sehr viel mit meinen vielen über Jahrzehnte nicht ausgesprochenen Fragen nach Sinn und Zweck meiner Existenz zu tun. Am Ende seiner Predigt drückte er mir einen Zettel in die Hand, auf dem die Adresse seiner Gemeinde in Berlin stand. Ich dankte ihm für seinen privaten Vortrag. Das Wort gefiel ihm nicht. „Das war die Wahrheit, kein Vortrag, Herr Kurz!", erklärte er und verschwand im Lichtermeer des Ku'damms.

Ich wanderte gedankenverloren nach Hause in die Wilhelmstraße hinter dem Brandenburger Tor. Damals lebte ich mit Gitte Haenning zusammen. Bewegt erzählte ich ihr von den vergangenen Stunden. Aber sie wollte davon nichts wissen. „Solche Leute sind gefährlich", sagte sie mit Bestimmtheit. Meiner Ansicht nach passte diese Schublade für diesen Mann nicht. Überzeugt war er gewiss, aber gefährlich? Ich konnte nicht einfach darüber hinweggehen, dass der frühere Börsenmakler ganz offenbar Erfahrungen mit Gott gemacht hatte.

Wollte ich auch Erfahrungen mit Gott machen? Jedenfalls

wollte ich kein so oberflächliches Leben mehr führen, wie ich das eigentlich mein ganzes Erwachsenenleben lang getan hatte.

Keine 14 Tage später sollte ich Gerhard wieder treffen. Er stand über sein Fahrrad gelehnt an einem Zaun Ecke Behrenstraße, die nach dem Mauerfall neben dem Brandenburger Tor neu gebaut worden war. Neugierig blickte er in das riesige Loch der Baustelle für das Mahnmal, das seit 2005 an die Vernichtung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten erinnert. Ich wohnte nur ein paar Meter von diesem denkwürdigen Ort entfernt. Er schien in Gedanken versunken, als er mich kommen sah. Sein Gesicht hellte sich auf, er freute sich über unsere erneute zufällige Begegnung. Begeistert äußerte er sich sofort über das Bauprojekt: „Hier wird durch ein Mahnmal am auserwählten Volk Buße getan! Hier wird die Schuld unseres Volkes dargestellt, sodass jeder, der hier vorbeikommt, Buße tun kann."

In diesem Moment kam ein etwas dicklicher, älterer Berliner mit seiner Frau vorbei und meinte zu uns: „Geht das schon wieder los mit den Juden, das hat uns gerade noch gefehlt." Angewidert blickte ich ihn an. Hier schlug mir derselbe Antisemitismus entgegen, den ich auch bei *Marlene* im Theater am Ku'damm erleben musste. Diese unverbesserlichen Naziverseuchten hatten immer noch nicht begriffen, dass es die Juden waren, die die deutsche Kultur geschaffen hatten – und dass die Nazis diese begabten Menschen ausrotten wollten. Gerhard Sonnwaldt blieb gelassen: „Ja, es geht wieder los mit dem auserwählten Volk, es wird Zeit für die Berliner, das zu begreifen." Er meinte damit, dass endlich wieder jüdisches Leben in Berlin eine Heimat finden würde. Der Alte pöbelte noch irgendetwas wie „Saujude", doch wir ignorierten ihn. Mir gefiel, wie Gerhard auf diese unverschämte Berliner Schnauze reagiert hatte.

Er lud mich auf ein Glas Wein in meiner Nachbarschaft ein. Ich nahm meinen ersten Schluck eines feinen Merlot, als Ger-

hard eine kleine Bibel zückte und ein Wort von Jesus Christus vorlas. „Ich bin der Weinstock; ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, wird viel Frucht bringen. Denn getrennt von mir könnt ihr nichts tun."*

Es war mir etwas unangenehm, mit welch lauter Stimme Gerhard hier die Bibel zitierte, immerhin gab es in der kleinen Weinstube noch einige andere Gäste. Er verstand meine Geste richtig und lachte: „Ach, die können ruhig auch die Wahrheit hören." Diese Offenheit und dieser selbstverständliche Umgang mit dem Glauben mitten im Berliner Alltag – das imponierte mir. Wieder predigte er mir, machte kaum eine Pause, und ich muss in aller Demut sagen, dass er in mir einen guten Zuhörer gefunden hatte.

Diesmal gab ich ihm meine Telefonnummer.

Kurz darauf lud er mich zu einem Konzert mit Udo Lindenberg in der *Deutschen Oper* an der Bismarckstraße ein. Gitte begleitete mich. Nach der Show speisten wir in der Pizzeria gegenüber. Es kam, wie es kommen musste – Gerhard begann zu predigen. Gittes Geduld erwies sich bei diesem Thema als deutlich geringer als meine, sodass wir uns bald von unserem Gastgeber verabschiedeten. Sie hielt ihn immer noch für gefährlich. Ich beobachtete, dass ich angefangen hatte, ihn zu verteidigen. Oder waren es schon die Inhalte, die ich verteidigte? Die christliche Botschaft?

Wenige Monate später sollten Gitte und ich uns trennen. Aber ich habe das nie auf unterschiedliche Meinungen in Glaubensfragen zurückgeführt.

Für mich folgte ein Lebensabschnitt in Bali und Thailand. Vor der Abreise hatte ich mir in Berlins Kulturkaufhaus *Dussmann* noch eine Bibel gekauft, und zwar die Elberfelder Bibel, die zwar nicht ganz so sprachgewaltig wie Luthers Übersetzung ist, dafür aber den hebräischen und griechischen Urtext noch präziser ins Deutsche überträgt.

---

* Johannes, Kapitel 15, Vers 5

Innerhalb kürzester Zeit hatte ich das gesamte Neue Testament und das doppelt so umfangreiche Alte Testament gelesen. Ich merkte, wie viel ich daraus schon kannte. Bilder aus Kindheitstagen leuchteten auf, die Erzählungen von „Onkel Hermann" hatten sich in mein Unterbewusstsein gebrannt. Auch unzählige Stellen in Stücken der Weltliteratur kamen mir ins Gedächtnis, und ich merkte, dass man die europäische und Teile der nordamerikanischen Kultur ohne Bibelkenntnisse in ihrer Tiefe überhaupt nicht verstehen kann.

Gerhard traf ich jahrelang nicht mehr, ich sollte ihn erst fünf Jahre später wieder anrufen. Durch meine Dauerferien in Ostasien verlor ich den Kontakt zu Europa. Gitte berichtete mir später, mein Vater habe sie angerufen, um herauszufinden, wo sein Sohn abgeblieben war. Die beiden hatten immer wieder Kontakt, weil Gitte gerne mit ihm über die Schwäbische Alb spazierte und sich dort inspirieren ließ. Sie schlug dem alten Mann vor, er solle doch zum Grab meiner Mutter gehen und dort beten und Gott fragen, wo ich sei. Ein seltsamer Vorschlag mit einer seltsamen Wendung – einen Tag später rief ich ihn aus Thailand an.

Rund ein Jahr lebte ich in der Ferne, dann kehrte ich nach Berlin zurück. Die Stadt kam mir sehr leer und kalt vor, ja, ich empfand einen regelrechten Ekel vor ihr. *Ein toter Ort*, dachte ich. Von dieser Stadt war so viel Verheerendes für die Welt ausgegangen – und nun war sie in Händen von Dilettanten, die nicht das Format hatten, aus ihr wieder die so hochgelobte Kulturhauptstadt zu machen. Statt einer kreativen und vielfältigen Leitkultur machte sich nur noch eine hoch subventionierte deutsche Leidkultur breit. Kein Ort, um wieder heimatliche Gefühle zu entwickeln.

Unruhig bestieg ich einen Zug nach Rostock-Warnemünde, wo ich früher mal nette Zeiten erlebt hatte. Aber auch dort wollte keine Freude aufkommen. In mir stieg ein Gefühl des Widerwillens auf; ich wollte nicht in Deutschland leben. Schließlich nahm ich die Fähre mit der längsten Überfahrt, die

ich an diesem Tag noch kriegen konnte – und setzte nach Schweden über. Auf dem Schiff wollte ich mir den Kopf mit einer Flasche Wodka oder anderen Spirituosen zudröhnen, was ich vorher noch nie gemacht hatte, aber der kleine Duty-free-Shop hatte geschlossen.

Ich wanderte auf dem Deck rastlos im fahlen Licht schmuckloser Neonröhren hin und her und starrte über die Reling auf den schwarzen Abgrund des Meeres. Es hatte etwas Böses an sich und gab mir das Gefühl, es wolle mich verschlingen. Ich verkroch mich in meinen Sitz und schlief ein.

Im schwedischen Trelleborg angekommen, sah ich einen jungen Mann, der sich an sein Fahrrad lehnte. Ich fragte ihn nach einer billigen Unterkunft und er wies mir die Richtung. Das kleine Hotel hatte außen eine Sprechanlage angebracht. Ich läutete und wenig später meldete sich eine Frauenstimme. Wir verständigten uns auf Englisch, und sie erklärte mir, ich solle drinnen Schlüssel 2/4 für mein Zimmer nehmen. Die Tür wurde elektronisch geöffnet und ich nahm mir hinter der Rezeption den Schlüssel von der Wand. *Seltsam*, dachte ich. Die Nummer entsprach genau meiner Wohnung in Berlin in der Wilhelmstraße – 2. Stock, Nr. 4. Nun war ich so viele Kilometer weg und doch über die Zahlenkombination auch wieder zu Hause. Im Zimmer standen ein Bett und kleiner Nachttischschrank, sonst nichts. Ich legte mich sofort hin, ohne mich auszuziehen. Dann passierte das Wunderbare, das mein Leben für immer verändern sollte.

Ich möchte noch vorausschicken, dass das nachfolgende Erlebnis in keinerlei Zusammenhang mit Alkohol- oder Drogenmissbrauch steht und dass ich auch sonst für Erscheinungen und Visionen eigentlich keine besondere Antenne habe. Umso umwerfender war es, was ich in diesem schlichten Hotelzimmer erlebte:

Vor meinen Augen erschien plötzlich eine große Leinwand wie in einem gewaltigen Kinosaal. Gespielt wurde – mein Leben, zumindest ein sehr wichtiger Teil daraus, wie ich sofort

erkannte. Ich sah drei Personen: zwei Menschen, deren Namen ich hier nicht nennen möchte, und zwischen ihnen beiden saß der Satan und grinste mich an. Ein extrem verstörender Anblick, der mir deutlich machte, dass der Teufel zwei Menschen benutzte, um mich zu zerstören. Wirtschaftlich war das ja bereits gelungen, zu diesem Zeitpunkt war ich, der einstige Millionär, ruiniert. Das hatte er, der Diabolos, der Durcheinanderbringer, auf eine Art geschafft, die man sich nach rein menschlichen Kategorien kaum erklären konnte.

Plötzlich verschwand der grinsende Satan und es folgte eine totale Finsternis. Aus der undurchdringlichen Dunkelheit erschienen für Momente Dämonen, hässliche Fratzen, die an meinem Gesicht vorbeihuschten, es mögen acht oder zehn dieser zerstörerischen Wesen gewesen sein. Und mitten in diese furchterregende, lebensbedrohende Finsternis mit den abstoßenden Dämonenköpfen hinein erschien auf einmal ein helles Licht. Ich kann die Stärke des Lichtes kaum beschreiben. Es war viel stärker, als wenn auf einmal jemand im dunklen Keller das Licht anknipst. Es war, als ob hundert Sonnen das Todesdunkel verscheuchten. Gleichzeitig war dieses Licht aber nicht aggressiv grell, sondern voller Schönheit und Sanftheit, es füllte den Raum bis in den letzten Winkel. Ich fühlte mich getragen und eingehüllt in diese positive, lebensfreundliche Kraft, in diese Macht, in der ich Gott erkennen konnte.

Wie lange diese Vision dauerte, kann ich nicht sagen. Irgendwann fand ich mich auf meinem Hotelbett wieder. Auf meiner Brust lag die Hotelbibel, die der weltweit arbeitende Gideonbund auch in diesem Zimmer platziert hatte. Ich kann nicht sagen, ich sei aufgewacht, denn meine Augen schienen die ganze Zeit offen gewesen zu sein. Später sagte man mir, dass es auch Tagträume gebe. Doch ob offene oder geschlossene Augen: Ich weiß, dass ich der Herrlichkeit Gottes, des Schöpfers von Himmel und Erde und auch von Friedrich Kurz, begegnet bin. Er hat mir eindrücklich gezeigt, aus welchem Dunkel er mich herausholen wollte, weil er die Finsternis be-

siegt hat. Wenige Stunden zuvor hätte ich mit Leuten noch akademisch über die Frage diskutieren können, ob es wohl einen Gott gibt. Jetzt war ich ihm begegnet. Oder besser: Er war *mir* begegnet. Sein Licht hatte die Finsternis, in der ich geradezu gefesselt gewesen war, vertrieben. Die Gideon-Bibel lag jetzt aufgeschlagen auf dem Bett und mein Blick fiel auf einen Vers aus dem zweiten Brief des Apostels Paulus an Timotheus: „Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Furcht gegeben, sondern einen Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit."*

Diese Worte über den Heiligen Geist haben mich seitdem besonders intensiv verfolgt. Vier Jahre später sollte ich bei einer nationalen Konferenz des Gideonbundes in Schweden ein Zeugnis von meiner besonderen Begegnung mit Gott geben. Die Leute wollten wissen, was ich erlebt und welche Rolle die von ihnen gestiftete Bibel dabei gespielt hatte. Als ich die Kirche betrat, in der die Konferenz stattfand, stand genau dieser Bibelvers vom Geist der Besonnenheit in großen Lettern an einer Tafel. Es war für mich eine Bestätigung Gottes, dass ich in seinem Namen über meine Erfahrungen mit ihm sprechen sollte.

Zurück zu diesem außergewöhnlichen, mein Leben verändernden Tag in Schweden. Ich stand von meinem Bett auf und ging im Waschraum auf der anderen Seite des Ganges duschen. Bei einer jungen Dame an der Rezeption bezahlte ich und suchte dann das nächste Telefonhäuschen. Ich wählte Gerhard Sonnwaldts Nummer. „Können Sie sich noch an mich erinnern?", fragte ich. „Hier ist Friedrich Kurz."

„Natürlich erinnere ich mich – wie geht es Ihnen", antwortete er mit seiner sonoren Stimme. Das war für mich nicht selbstverständlich nach fünf Jahren Funkstille. Ich stellte ihm eine Frage, auf die ich mich selbst nicht vorbereitet hatte: „Würden Sie mich taufen?"

* 2. Timotheus, Kapitel 1, Vers 7

Hier ist nicht der Rahmen, um über die unter Christen seit Jahrhunderten umstrittene Frage zu diskutieren, ob man schon kleine Kinder taufen darf oder nicht. Ich bin kein Theologe, und ich habe in diesem Sinn auch keine „Mission", andere Menschen in der Frage der Taufe zu etwas zu drängen. Ich kann nur bezeugen, dass ich nach dieser Gottesbegegnung ganz unwillkürlich den Eindruck hatte, dem müsse nun als äußeres Zeichen die Taufe folgen. Dass ich als Säugling in Nürtingen ohne mein Wissen getauft wurde, daran kann ich mich selbstverständlich nicht erinnern – und es hat mir nie etwas bedeutet.

„Würden Sie mich taufen?", fragte ich also Gerhard Sonnwaldt.

Er zögerte nicht lange. „Ja. Kommen Sie nach Berlin."

Ich nahm die nächste Fähre nach Rostock und fuhr dann mit dem Zug zum Bahnhof Zoologischer Garten, der damals noch der Hauptbahnhof der Stadt war. Sonnwaldt holte mich mit seinem Sportwagen ab. Ich wusste gar nicht genau, wo er jetzt mit mir hinfahren wollte. Doch bald überkam mich ein menschliches Bedürfnis. Sonnwaldt hielt an und ich ging in ein kleines Hotel in der Nähe des *Friedrichstadtpalastes*. Als ich zurückkam, tanzte er um seinen Sportwagen herum, lachte und sang. Ich fragte mich natürlich, was ihn so freute. Er deutete auf eine Tafel, auf der stand: „Hier lebte Dietrich Bonhoeffer, der von den Nazis ermordet wurde."

Für Sonnwaldt war das offenbar eine große Ermutigung, ja ein Zeichen Gottes, dass wir an diesem Tag so ganz zufällig die Biografie dieses tapferen Christen Bonhoeffer kreuzten, der in den niederschmetterndsten Stunden Deutschlands seinen Glauben so zuversichtlich und verantwortungsbewusst lebte. „Preist den Herrn", hörte ich Sonnwaldt immer wieder jubeln. Wir fuhren in die Nähe des Schlffbauerdamms und hielten dort an. Dann veranstaltete er etwas, das man in christlichen Kreisen „Lebensübergabe" nennt. Ich sprach vor diesem Zeugen laut aus, dass ich die Sünden meines zurückliegenden Le-

bens bereute, Gott um Vergebung bitte und fortan Jesus Christus nachfolgen wollte. Er betete für mich zum Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Ich habe seine Worte noch im Ohr: „Bitte, Herr, du hast diesen Mann Friedrich Kurz zu deinem Kind gemacht. Er ist gläubig an dich geworden. Und nun schreibe seinen Namen in das Buch des Lebens." Wir sangen beide Halleluja und lobten Gott.

Dann wechselte die Stimmung etwas abrupt. Sonnwaldt sagte: „Nun muss ich aber schnell ins Büro, die Börse in New York hat bereits geöffnet." Er hatte sich seit unserer letzten Begegnung selbstständig gemacht und beriet nun Kunden, die ihr Geld mit guten Renditen anlegen wollten. Später erzählte er mir, er habe in der Zeit, die er an diesem doch so wichtigen Tag im Gespräch und im Gebet mit mir verbracht hatte, ziemlich viel Geld verloren. Das erschreckte mich. Hatte dieser Christ nicht begriffen, dass er an jenem Tag einen Schatz im Himmel geschaffen hatte? Er hatte mich in Verbindung mit Jesus Christus gebracht – dagegen war sein Börsenbusiness doch leeres Geplänkel einer verlorenen Welt! Keine seiner Aktien hat einen ewigen Wert, während er mit seinem christlichen Dienst an mir Werte für die Ewigkeit geschaffen hat (davon bin ich jedenfalls überzeugt). Es zeigte mir, dass man auch als Christ immer in der Versuchung steht, sich allzu sehr ins weltliche Geschäft zu verstricken.

Nach diesem wunderbaren Tag in Berlin wurde mein Leben im „Sauseschritt" verändert. Ich fand mich eines Tages in einer pfingstkirchlichen freien Gemeinde in Berlin wieder. Ein Prediger aus Südafrika erreichte mein Herz mit seiner Ansprache – mir wurde bewusst, dass ich noch vieles in meiner Seele aufzuräumen hatte. Seiner Aufforderung, nach vorne zu kommen, um unter Handauflegung für sich beten zu lassen, folgte ich. Vor der Gemeinde bestätigte ich meine Hinwendung zu Jesus Christus und bekannte mich zu Gott. Später erfuhr ich, dass der Mann am Aufbau eines Hilfswerkes beteiligt gewesen war, das in Afrika 400.000 Kinder am Tag speist.

Kurze Zeit später nahm mich Gerhard Sonnwaldt in eine andere Freikirche mit, in der eine Evangelistin sprach. Ihr Name war Elisabeth Syre. Sie lud zum persönlichen Gebet ein und ich ging zu ihr. Da legte sie ihre Hand auf meine Stirn, salbte mich und sagte mir etwas sehr Persönliches auf den Kopf zu, was ich hier nicht wiederholen möchte. Dabei erwähnte sie – ohne mich zu kennen – meine Adresse in der Wilhelmstraße. Ich war nicht nur verblüfft, sondern schockiert.

Kurz darauf wurde ich in eine andere Gemeinde in Moabit eingeladen, in der Elisabeth Syre noch einmal sprechen sollte. Es waren höchstens 30 Frauen und Männer da. Ich musste diese Frau noch einmal erleben und suchte sie nach ihrer Predigt auf. Eigentlich wollte ich vor allem wissen, woher sie kürzlich gewusst hatte, wo ich wohnte. Sie lachte und sagte: „Ich weiß gar nichts. Ich bin eine Prophetin, durch die Gott spricht. Hat es denn gestimmt, was ich zu dir gesagt habe?"

„Ja, natürlich", antwortete ich, „das ist ja so verwunderlich!"

„Dann freu dich doch", sagte sie.

Dann erzählte ich ihr von meiner Begegnung mit Jesus Christus im schwedischen Trelleborg. Sie schaute mich an und fragte: „Bist du getauft?" Da hatte sie mich an der Stelle, an der ich stehen geblieben war. Nachdem es sich mit Gerhard Sonnwaldt nicht ergeben hatte, hatte ich die Frage der Taufe vorübergehend beiseitegeschoben. „Als Kind wurde ich getauft", antwortete ich ihr. Da schlug sie ihre Bibel auf, las aus dem Johannesevangelium, Kapitel 3, und aus dem Römerbrief, Kapitel 6. Sie verstand es so, dass nur eine aus eigenem Willen bewusst vollzogene Taufe richtig ist – und das leuchtete mir in dieser Situation ein. „Willst du getauft werden?", fragte sie mich. „Ja", antwortete ich.

Sie nahm mich bei der Hand und wir gingen in Richtung Tür. Gerhard Sonnwaldt schien über diesen Dialog und die sich anbahnende Handlung weniger beglückt.

„Nein", rief er, „Friedrich wird in meiner Gemeinde getauft." Elisabeth Syre blickte ihn etwas misstrauisch an. „Ist das dein Freund?", wollte sie von mir wissen, und ich nickte. Sein Ansinnen, die Taufe von der Gemeinde abhängig zu machen, wies sie entrüstet zurück. „Religious rubbish", sagte sie – „religiöser Müll". Das resolute Vorgehen unserer südafrikanischen Glaubensschwester machte auch auf Sonnwaldt gehörigen Eindruck – er kam mit und rund zwanzig Frauen und Männer dieser Gemeinde taten es ihm gleich.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte die Gemeinde ein Apartment. Das Bad darin wurde zum Ort der heiligen Handlung, genauer: die Badewanne. Dort taufte mich Elisabeth Syre. Dann legte sie ihre Hand auf meine Brust und sagte: „Du hast ein jüdisches Herz, du bist Jude." Ich erfuhr dann im weiteren Verlauf, dass sie als junges Mädchen wie Anne Frank vor den Nazis versteckt worden war. Im Gegensatz zu Anne Frank blieb sie bewahrt und konnte später in London eine Schule besuchen. Dort erschien ihr Jesus Christus, als sie noch eine junge Frau war. Daraufhin wurde sie eine Evangelistin. Heute leitet sie ein Missionswerk in Südafrika. Ihr gilt mein ganzer Dank – und dem, der sie sandte.

Begegnungen

Die Glitzerwelt der Schönen und Reichen, zu der ich dank meiner Erfolge einen Zugang erhalten hatte, ermöglicht eine Fülle von Begegnungen mit Menschen, die es auf ganz unterschiedlichen Gebieten zu etwas gebracht haben. Bei Partys und Empfängen, in Flugzeugen und auf Bahnhöfen habe ich sie getroffen, mit manchen auch Skurriles erlebt. Von ein paar besonders hübschen Begegnungen soll in diesem Kapitel die Rede sein.

* * *

Regelmäßig flog ich im schnellsten Passagierflugzeug aller Zeiten, der Concorde. Normalerweise buchte ich Mitte der 80er-Jahre zweimal im Monat die Strecke London–New York. Kaum zu glauben, dass ich von meinem Heim aus oft schneller in meinem Büro an der 57./58. Straße in New York war als an meinem Schreibtisch am Westend von London.

Die Passagierliste war aufgrund der Preise häufig erlesen. Auf einem dieser Trips begegnete ich Mick Jagger, dem legendären Frontmann der *Rolling Stones*. Er erzählte mir, dass er gerade aus Tokyo komme. Seine Augen blitzten stolz auf, als er ergänzte, er sei vor sage und schreibe 80.000 Leuten aufgetreten. „Das ist für euch doch normal", sagte ich. „Ja", erwiderte er, „für die *Rolling Stones* schon. Aber ich bin solo aufgetreten." Es war die Zeit, in der er Stress mit seiner Band hatte und das

Ziel verfolgte, als Einzelkünstler oben auf der Karriereleiter zu verharren – er gab diese Ambitionen aber bald wieder auf, vertrug sich mit den alten Kameraden und schmiss die Alleingängerkarriere hin. Ich erinnerte mich, dass mein Set-Designer für *Starlight Express* auch das Set für eine Solotour von Mick Jagger entworfen hatte. Jagger machte mir Komplimente für die *Starlight*-Halle in Bochum und die Innengestaltung, die ihm der Bühnendesigner persönlich gezeigt hatte.

Die Begegnung mit Jagger konfrontierte mich mit einer interessanten juristischen Facette aus dem Musikgeschäft. Er erklärte mir, er müsse in New York vor Gericht aussagen, weil er verklagt worden sei. Er habe mit einem Song Urheberrechte verletzt, lautete der Vorwurf. „Wie viele Töne in Folge darf man für ein Liedmotiv kopieren?", fragte mich dieser King of Pop. Ich grübelte. „Vielleicht sechs oder acht – ich weiß es nicht." Am nächsten Tag erfuhr ich aus den Medien, dass der Richter im Prozess Mick Jagger gebeten hatte, das umstrittene Lied anzusingen. Der Mann in Robe erkannte den Song und pfiff den Rest der Melodie dazu. Danach sagte er: „Case dismissed", was so viel heißt wie „Fall erledigt". Das Zählen von Tonfolgen war ihm offenbar zu primitiv.

Als wir in New York landeten, mussten wir seltsamerweise erst warten, was ich nicht verstand. Dann wurden Mick Jagger und ich durchgewunken – die Beamten hielten mich offenbar für seinen Manager. So spazierten wir ohne Passkontrolle durch die Sperre. Hinter uns hastete der TV-Journalist David Frost, der 1977 für die BBC die legendären Interviews mit US-Präsident Richard Nixon geführt hatte. An diesem Tag war er wieder mal auf dem Weg ins Weiße Haus. „Ich bin hier, um euren Präsidenten zu interviewen – soll ich ihm sagen, dass New Yorker Sicherheitsbeamte mich festgehalten haben?", polterte er – dabei musste er lediglich in der Schlange der Passagiere warten, während man uns vorbeigelassen hatte. Mick Jagger drehte sich um und rief den Männern in Uniform zu: „Traut diesem arroganten Engländer nicht, er ist gefährlich."

Lachend verließen wir das Terminal des John-F.-Kennedy-Flughafens. Der Rockstar nahm mich in seiner Limousine mit Chauffeur mit bis an die 57./58. Straße. Gemeinsam stiegen wir aus. Zu meiner Überraschung gingen wir anschließend auf dasselbe Gebäude zu, durchschritten dieselbe Tür und nahmen denselben Aufzug. „Verfolgst du mich?", fragte Jagger. Es stellte sich heraus: Ich hatte mein Büro im selben Gebäude direkt unter seinem. Wir hatten eine gemeinsame Adresse. „Viel Erfolg vor Gericht", wünschte ich, als ich vor ihm den Lift verließ.

* * *

Auf dem Weg zu einer Ausstellung meiner Freundin Billy Szaggars in Düsseldorf erreichte mich 1992 ein Anruf von Professor August Everding, der zu jener Zeit Generalintendant der Bayerischen Staatstheater war.

Ich wunderte mich über den Anruf, da Everding mit seinen Vorstellungen von Kultur ziemlich weit von der Welt der Musicals entfernt wohnte. Begleitet wurde ich auf dem Trip von „meinem" Komponisten Enrico Garzilli, meinem Professor vom *Bethany College*, David Judy, dem Direktor der *Royal Shakespeare Company*, Terry Hands sowie von drei Indianern (Vertreter indigener Völker aus den USA, wie es heute politisch korrekt heißt).

Umgeben von meinen Englisch sprechenden Freunden, hörte ich mir nun also an, was der hochdekorierte Mann aus Bayern, der in manchem Feuilleton als „Kulturpapst" tituliert wurde, von mir wollte. „Herr Kurz", sagte er, „ich habe das *Prinzregententheater* hier in München durch viele Spenden von privater Hand wieder aufrichten können, aber jetzt brauche ich ein Stück, mit dem ich dieses Haus bespielen kann. Können Sie mir helfen?"

Ich traute meinen Ohren nicht. War das derselbe August Everding, der noch vor kurzer Zeit vor der Kommerzialisierung

des Theaters durch Menschen wie Friedrich Kurz gewarnt und zum Abwehrkampf gegen die „Coca-Cola-Kultur" geblasen hatte? Ich erzählte ihm, dass ich im Moment mit ein paar Indianern (die ich gesponsert hatte), dem Komponisten eines neuen Musicals und dem Chef der *Royal Shakespeare Company* unterwegs sei. Wir könnten bei ihm vorbeikommen, bot ich ihm an.

Everding war die Sache so wichtig, dass er uns alle ins „Prinze", wie die Münchener das *Prinzregententheater* nennen, einlud.

Everding, der 1999 verstorben ist, hatte Stil. Er erwartete uns auf seinem Balkon am Theater, ein feudales Ambiente, und hatte eine Riesenflasche Champagner (Moët Chandon) vorgekühlt. Ich vermute, er hatte schon einigen Gästen vor uns mit dieser gastfreundlichen Geste imponiert. Dann wies er mit einer ausladenden Bewegung auf das Haus gegenüber, um uns zu zeigen, wo Adolf Hitler mit seiner Kusine gewohnt hatte (die Frau brachte sich später um). Die Art, wie er das erzählte, irritierte mich und blieb vermutlich auch meinen Begleitern unverständlich. Ansonsten genossen wir allerdings eine ganz wundervolle Atmosphäre.

Dann setzten wir uns um seinen runden Tisch, und mein Freund Enrico Garzilli begann, ihm die mittelalterliche Geschichte von Abelard und Heloise zu erzählen, aus der er das Musical *Rage of the Heart* („Herzen in Aufruhr") geschaffen hatte. Enrico holte vor seinem gebildeten Gastgeber ein wenig weiter aus und erklärte ihm unter anderem, dass er sämtliche Briefe der unglücklich Verliebten aus dem Lateinischen ins Englische übersetzt habe.

„Das kann nicht sein", unterbrach Everding ihn, „diese Briefe liegen in einem Safe im Vatikan."

Enrico gab ihm recht, erklärte ihm aber, dass er durch einen verantwortlichen Kardinal Zugang zum Safe erhalten habe. Als Everding den Namen hörte, blitzte es in seinen Augen. „Dieser Kardinal war mein Mentor." Fast etwas schnippisch blickte er

zu mir herüber: „Das hätten Sie nicht von mir erwartet, was? Ich habe wie Herr Garzilli im Vatikan studiert."

In der Tat war ich sehr überrascht, welchen Hintergrund dieser Theatermann hatte. Eigenartig: Hier saßen also zwei Theologen zusammen – auf der einen Seite ein Komponist und Autor, auf der anderen ein Theaterregisseur und Generalintendant – und hatten beide Zugang zu den Liebesbriefen der zwei Personen aus dem 12. Jahrhundert gehabt. Es wurde ein interessanter Nachmittag, und Everding bat uns am Abend, seine Inszenierung von Shakespeares *Coriolanus* in seiner Loge anzuschauen.

Über Nacht musste Everding Enricos Buch zu *Rage of the Heart* gelesen haben. Der Stoff hatte ihn angerührt. Er rief mich schon morgens im Hotel *Vier Jahreszeiten* an und bat mich, ein paar Tage in München zu bleiben. Wir trafen uns dann regelmäßig im *Käfer* bei Champagner und Kaviar (zum Frühstück, versteht sich)! Zwischendrin wagte ich einmal zu fragen, wer unsere erlesenen Begegnungen eigentlich finanziere. „Sie glauben doch nicht, dass ich das bezahle", antwortete er mit einem Lächeln. Wir vergnügten uns also auf Kosten des bayerischen Steuerzahlers. Hätte ich ihn in Hamburg eingeladen, hätte ich alle Rechnungen aus *Cats*-Erlösen begleichen müssen.

Everdings Begeisterung hatte, was ich anfangs nicht verstand, offenbar eine biografische Note. Er wollte unbedingt die Regie zu dem Stück machen. Er erklärte mir, es handele sich um seine private Lebensgeschichte, die in *Rage of the Heart* ausgetragen werde. Bei mir rannte er selbstverständlich offene Türen ein. Dem Musical konnte in Deutschland vermutlich nichts Besseres passieren, als dass ein so anerkannter und seriöser Kulturträger wie August Everding sich zu diesem Genre bekannte. Außerdem sollte nun ein neues Stück auf die Bühne kommen, dessen Zukunft ich auch am Broadway sah, und das in einer Region, die weit weg von meinem bisherigen Wirkungskreis lag.

Wenn ich nach einer Erklärung suche, warum es letztlich doch nie zur Aufführung in München kam, dann muss ich seufzend sagen: Es lag am Steuerzahler. Monatelang war ich mit Everding herumgereist. Wir hatten schon für wichtige Detailfragen Lösungen gefunden. Kurz vor der geplanten endgültigen Vertragsunterzeichnung kam der „Kulturpapst" in sein Büro, wo ich auf ihn wartete, und sagte: „Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute ist: Ich habe soeben aus einem anderen Staatssäckel zusätzlich 40 Millionen Mark bekommen. Die schlechte ist, dass ich jetzt kein Musical mehr machen muss. Ich mache eine Theaterakademie!"

Nun war ich platt. Von einem Moment auf den anderen hatte dieser einflussreiche Mann unsere gemeinsamen Pläne abgefackelt. „Was ist das, eine Theaterakademie?", wollte ich wissen.

Everdings Antwort: „Das weiß ich auch noch nicht so genau."

Nun hatten wir beide in der zurückliegenden Zeit schon ein recht offenes und vertrauliches Verhältnis zueinander gewonnen. Ich konnte offen reden. „Lieber Onkel August", sagte ich, „ich bedauere dich. Du hast alles erreicht als kulturpolitischer Vertreter der deutschen Theaterszene und bist nun eine Art ‚Hofnarr' von Bundeskanzler Helmut Kohl geworden. Da hast du nun ein Stück entdeckt, das dich so berührt hat, weil es dein Leben widerspiegelt. Du hättest die Chance, ein künstlerisch bedeutendes Werk zu schaffen – und das wolltest du immer realisieren. Jetzt verkaufst du deine Seele für ein paar Kröten!"

Seine Antwort fiel vergleichweise kühl aus: „Lieber Friedrich, ich bin Jesuit, ich kann nicht anders." Als ich das *Prinzregententheater* verließ, merkte ich, dass Everding hier ein Luther-Zitat angedeutet hatte, das der Reformator in größter Bedrängnis (er sollte von seinen Erkenntnissen abschwören) gesagt hatte: „Hier stehe ich, Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen." Ich bezweifle, dass Everdings Drang nach staat-

lichen Geldtöpfen Bekenntnisrang hatte. Vielleicht hört es sich etwas pathetisch an, aber: Die Musical-Geschichte in Deutschland wäre anders verlaufen, wäre in München die Produktion von *Rage of the Heart* entstanden.

* * *

Als nach der Wiedervereinigung Deutschlands eine Welle von Gewalttaten gegen Ausländer über das Land ging, sah sich Bundespräsident Richard von Weizsäcker genötigt, in Berlin zu einer Friedensdemonstration gegen Fremdenfeindlichkeit aufzurufen. Auch ich war eingeladen, als offizieller Ehrengast teilzunehmen. An einem sonnigen Wochenende fand ich mich also morgens gegen zehn Uhr im Bellevue-Palast der Präsidentenresidenz ein. Wir waren etwa hundert Personen aus Kultur, Politik und Wirtschaft. Auch Harald Juhnke, der große Entertainer und ein echter Berliner, erschien. In seiner Hand ein Weizenbierglas, gefüllt mit seiner Lieblingsspeise: Johnny Walker. Weizsäcker zeigte sich in bester Stimmung und meinte etwas launig: „Ist es nicht etwas zu früh für diese Art von Getränk, Herr Juhnke?" Der antwortete ungerührt: „Neln, Herr Bundespräsident, eher etwas zu spät – ich bin schon seit zwei Tagen unterwegs!" Ein Staatsbeamter komplimentierte Juhnke in ein Nebenzimmer und er ward an diesem Tag nicht mehr gesehen.

Weltere Gäste kamen, um dem Bundespräsidenten die Hand zu schütteln: Udo Lindenberg, Peter Maffay, Ulrich Wickert, Wim Wenders, Björn Engholm, Graf Lambsdorff, Heinz Dürr von der Deutschen Bahn, Rolf Hochhuth und viele mehr. Alle, die sich zeigen wollten und sollten, um für Deutschlands Ansehen in der Welt zu demonstrieren.

Nach einer kurzen Ansprache des ersten Mannes im Staat – eine Art Motivationsrede – wurden wir in Busse verfrachtet, die uns an die Spitze des Demonstrationszuges brachten. Es waren über 500.000 Menschen aus ganz Deutsch-

land nach Berlin gekommen, um für Toleranz und eine offene Gesellschaft einzustehen.

So gingen wir zu Fuß durch Berlin-Mitte, streiften Wege dies- und jenseits der früheren Mauer, schritten über den Alexanderplatz und kamen schließlich vor dem Dom zum Stehen. Dort war eine Tribüne errichtet, wo rund 700 Journalisten aus aller Welt beobachten sollten, wie „ausländerfreundliche" Deutsche demonstrierten. Wir „VIPs" wurden abgeschirmt und standen auf den Steinstufen des *Alten Museums* in sicherem Abstand zur Bühne, auf der Weizsäcker sprechen sollte. Die Weltpresse hatte ihn im Visier; Kameras waren auf ihn gerichtet, die das Ereignis übertragen sollten. Er hatte offensichtlich gehofft, „sein" Deutschland der Welt positiv präsentieren zu können. Doch es kam ganz anders, als sich das die Choreografen dieser Inszenierung gedacht hatten.

Noch bevor Weizsäcker ans Mikrofon treten konnte, hatte einer der Jugendlichen, die vor der Bühne platziert waren, das Kabel durchgeschnitten. Und plötzlich flogen auch Steine in Richtung des Staatsoberhaupts. Waren das nun linksradikale oder rechtsradikale Krawallmacher, „nur" Störenfriede oder was sonst? Wer soll so etwas in Berlin noch unterscheiden können ...

Hans-Jochen Vogel, der große alte Mann der SPD, wollte beherzt eingreifen und reichte mir sein Jackett, bevor er zur Tat schritt. Die jungen Leute beeindruckte das wenig. Noch bevor er mit irgendjemandem aus der militanten Gruppe sprechen konnte, lag er schon am Boden – umgerissen von ein paar Beteiligten. Nun ließen die Polizeibeamten ihre Helme herunter und schritten in altbewährter Manier ein. Aus der Friedensdemonstration war plötzlich eine Straßenschlacht geworden – gewalttätig, gespenstisch, gefährlich. Für mindestens eine Stunde herrschte das Chaos. Ein paar gut organisierte jugendliche Krawallmacher beherrschten das in der Weltöffentlichkeit abgegebene Bild. Dann löste sich der Haufen auf.

Der Bundespräsident, Bundeskanzler Helmut Kohl und ein

paar weitere Prominente, darunter auch ich, fanden sich in den hinteren Räumen des *Alten Museums* wieder. Weizsäcker stand verstört in einer Ecke. Ich war verärgert, dass er diesem Mob die Szene überlassen hatte. „Heute haben Sie Ihrem Land keinen guten Dienst erwiesen", machte ich meiner Stimmung Luft. Der Bundespräsident zeigte auf die Stelle seiner Stirn, wo ihn ein Stein gestreift hatte, aber das beeindruckte mich nicht. „Als erster Mann im Staat haben Sie die Pflicht, nach vorne zu gehen, wenn Sie angegriffen werden – und nicht nach hinten wegzuknicken. Das ist Ihr Berufsrisiko", bellte ich ihn an.

Die Stimmung war ohnehin gereizt, und nun mischte sich der Kanzler ein. „Wie reden Sie mit dem Bundespräsidenten?", herrschte er mich an. Das kam mir nun gerade recht, denn mit Kohl hatte ich noch eine Rechnung offen. Es hatte mich maßlos geärgert, wie er und weitere CDU-Größen mit dem Schriftsteller Rolf Hochhuth umgegangen waren. Dieser hatte mit *Der Stellvertreter* ein kritisches Stück über die Rolle des Vatikans im Dritten Reich geschrieben und mit *Wessis in Weimar* die Schattenseiten der deutsch-deutschen Vereinigung aufgegriffen. „Schön, dass Sie da sind, Herr Kohl", erwiderte ich. „Da können Sie sich ja gleich bei Herrn Hochhuth entschuldigen, der neben Ihnen steht. Sie haben sich beim Papst seinerzeit dafür entschuldigt, dass ein Deutscher den *Stellvertreter* geschrieben hat – dabei hat das Stück völlig zu Recht gezeigt, dass Papst Pius XII. nichts gegen die Judenverfolgung und den Holocaust unternommen hat."

Kohl war offenbar ein wenig bestürzt über meine Kenntnis, vielleicht aber auch über meine Unverfrorenheit, so mit ihm zu reden. Wo ich schon mal in Rage war, wandte ich mich auch gleich Arbeitsminister Norbert Blüm zu. Ich forderte ihn ebenfalls auf, sich für seine Entgleisung im *Manager Magazin* bei Hochhuth zu entschuldigen, wo er behauptet hatte, der Autor habe mit seinem Stück *Wessis in Weimar* den Mord an Treuhandchef Detlev Karsten Rohwedder 1991 gerechtfertigt. Blüm konnte das Stück nicht gelesen haben, da es am Tag der

Friedensdemonstration noch gar nicht erschienen war. Zu meiner Verblüffung erwies sich der Minister hier als ein nachdenklicher und grundanständiger Mann – er bat Hochhuth tatsächlich um Verzeihung. Der Dramatiker verließ fluchtartig den Raum. Er weinte. Wie er mir später erzählte, hat er sich drei Tage lang in seiner Wohnung in der Wilhelmstraße eingeschlossen.

Von unserem Bundespräsidenten hatte ich in dieser Stunde keine gute Meinung. Naiv und unbedarft war er in diese Falle getappt, dachte ich. Später sollte ich meine Meinung über ihn ändern, als Dänemarks Königin Margarethe ihren ersten Deutschlandbesuch unternahm. Sie wurde auf dem Petersberg bei Bonn vom Staatsoberhaupt empfangen. Gitte Haenning, meine damalige Lebensgefährtin, und ich waren mit rund 50 weiteren Personen als Ehrengäste geladen. Von Weizsäcker erhob sich vom Platz und hielt, wie das so üblich ist, eine Tischrede. Er sprach frei und wandte sich an die Königin mit den Worten: „Wir entschuldigen uns für den deutschen Überfall auf Dänemark. Wir ehren Ihren Vater, König Frederik, der, um Juden zu schützen, mit einer Mütze, die den Davidstern trug, deutlich für alle zu sehen auf dem Rad durch Kopenhagen fuhr."

Das war ein großes Wort. Erstmals genierte ich mich nicht, Deutscher zu sein. Wenn man bedenkt, dass Weizsäcker seinen Vater, der einstmals Hitler-Botschafter im Vatikan gewesen war, im Nürnberger Prozess verteidigte – dann meinte man, hier eine Ader der Bußfertigkeit zu entdecken, die meiner Meinung nach mehr Deutsche hätten zeigen sollen. Auf jeden Fall tat er an diesem Abend etwas Gutes für sein Land.

* * *

Es war im Jahr 1996, als Deutschrocker Udo Lindenberg seinen 50. Geburtstag feierte und dazu auch Gitte und mich ins Hamburger Hotel *Atlantic* einlud. Er lebte jetzt dort, wo ich zu

Cats-Zeiten die Kokoschka-Suite bewohnt hatte. Schräge Typen wie Udo hatten früher im gediegenen *Atlantic* keinen Zutritt. Ich erinnere mich, wie ich ihn Jahre zuvor nach einer nächtlichen Tour durch Hamburg auf einen „Absacker" mit ins Hotel nehmen wollte. Er lehnte ab. Vielleicht muss man sogar sagen: Die Rocklegende Deutschlands traute sich nicht, am Kamin unter dem Bild des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II. Platz zu nehmen. Vielleicht hatte er in seinem Empfinden sogar recht, dass man ihn in den 80er-Jahren nur ungern in dem Haus gesehen hätte. „Zu vornehm für Rocksänger", meinte er.

Das Management stellte später um, machte die Hotellobby zu einem offenen, freundlichen Ort mit einer Bar, an der auch ein Udo Lindenberg Platz nehmen konnte. Es gefiel ihm so gut, dass er eines Tages dort einzog. Man richtete ihm sogar eine Art Atelier ein. Seine legendären „Likörelle"-Malereien sind bei nächtlichen Barsitzungen entstanden. Am Rande bemerkt: Was Udo als Maler geleistet hat, finde ich ganz überdurchschnittlich und eine Bereicherung für den deutschen Kulturbetrieb.

Zu Udos Fünfzigstem kamen natürlich alle. Politiker, Wirtschaftsleute, Bekannte aus dem Showbusiness. Otto Waalkes war mit von der Partie und spielte im „Panikorchester" die Gitarre, während sich Helge Schneider das Saxofon schnappte und Nena ein Liedchen trällerte. Von dieser eindrücklichen Nacht, die ohne Schlaf in den Morgen überging, wäre noch einiges zu berichten. Im Morgengrauen bat Udo Gitte, doch ein Ständchen zu singen, was sie auch gerne tat. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir schon die Location gewechselt und befanden uns auf einem Hafendampfer mit einem eigens bestellten Shantyorchester. Als dann allerdings die Idee aufkam, in Richtung Reeperbahn mit all seinen berüchtigten Etablissements zu ziehen, sagte ich zu Gitte, es sei Zeit, die Festveranstaltung zu verlassen – den kulturellen Zenit hatten wir nun deutlich überschritten.

Apropos Udo Lindenberg: Gerne denke ich daran zurück, wie er der *Hamburger Morgenpost* ein Interview gegeben hat, in dem er meine Pläne für die Alte Flora und das *Phantom der Oper* lobte. Das war nicht zwischen uns abgesprochen. Er sagte, Hamburg würde durch mein Engagement zur Musical-Stadt der Bundesrepublik avancieren. Ich gebe es zu – das als Wort aus seinem Munde zu lesen, tat mir gut.

Doch Udo hatte die Rechnung ohne die Krawalleros aus der Hafenstraße gemacht. Einen Tag danach rief er mich spät in der Nacht an. Die „Autonomen" stünden unter seinem Balkon. Nach einem Gespräch mit seinem Berater müsse er von seinen positiven Aussagen über mich Abstand nehmen. Das tue ihm leid, aber in diesem Punkt müsse er sich ein Stück weit von seinen früheren Äußerungen distanzieren. Ich nahm ihm das nicht übel – auch ein Udo Lindenberg hat ab einem gewissen Punkt das Bedürfnis, Ärger zu vermeiden.

Ich dankte ihm jedenfalls für seine Gratis-PR, mit der er mein Musical-Projekt in die Öffentlichkeit getragen hatte. Als kurz darauf der Komiker Otto Waalkes noch bemerkte, dass *Starlight Express* genauso zu Hamburg gehöre wie der Hafen – da wusste ich, dass ich im Olymp des deutschen Showgeschäfts angekommen war.

* * *

Es war Ende der 90er-Jahre, als ich mit Gitte in die USA reiste. Wir entschieden uns gegen das Flugzeug und für eine Überfahrt auf dem gigantischen Kreuzfahrtschiff *Queen Elizabeth II.* Es ging von Hamburg aus los. Wir folgten dann der Route, die 1912 die *Titanic* auf ihrer Jungfernfahrt genommen hatte. In der Region, in der die *Titanic* damals mit einem Eisberg zusammenstieß und sank, geschah etwas Unheimliches: Unser Schiff hatte totalen Stromausfall. Es ging gar nichts mehr, der Schiffscomputer funktionierte nicht, und damit war das Schiff manövrierunfähig geworden. Ein Bremer Reeder, der mit an Bord

war, machte mich darauf aufmerksam, dass es nur eine Sache gab, die für ein Schiff auf hoher See schlimmer war, nämlich Feuer.

In dieser eigentümlichen Atmosphäre saßen wir bei Kerzenlicht im Dining Room. Gitte unterhielt die Gäste. An unserem Tisch saß ein Holländer mit seiner Frau, der einen eigentümlichen Humor hatte. Er bat mich, den Champagner mitzunehmen, wenn es in die Rettungsboote gehe – er kümmere sich dann um den Kaviar.

Doch dazu sollte es Gott sei Dank nicht kommen. Einige Stunden später war der Schaden behoben, das Schiff kam wieder auf Kurs und mit einem Tag Verspätung liefen wir am frühen Morgen in New York City ein – vorbei an der Freiheitsstatue in der Morgensonne. Alle Gäste waren an Deck, um diesen grandiosen Anblick zu genießen.

In der kühlen Morgenluft stellte mir Charles Strouse, Komponist des Broadway-Musicals *Annie,* der zufälligerweise auch an Bord war, einen anderen Produzenten vor: Lore Noto. Er hatte das Stück auf die Bühne gebracht, das als das am längsten gespielte in die Musikgeschichte eingegangen ist. Es heißt *The Fantasticks* und erlebte in Greenwich Village zwischen 1960 und 2002 unglaubliche 17.162 Aufführungen. Wer die durchwachsenen Kritiken der Erstaufführung liest, bewundert umso mehr Notos Beharrlichkeit – und blickt etwas distanzierter auf das Urteilsvermögen mancher Journalisten.

Das Lustige war: Gitte hatte dieses Erfolgsstück bereits als 16-Jährige in Dänemark gespielt. Als Lore Noto das hörte, begann er, zusammen mit Gitte an Deck zu tanzen und zu singen. Der fast 80-Jährige bewegte sich durchaus noch geschickt, Gitte sang die Hauptrolle in dänischer Sprache.

Noto bat mich schließlich, das Stück in Deutschland zu produzieren, doch es schien mir viel zu kompliziert und aufwendig, die Rechte dafür zu bekommen. Ich ließ lieber die Finger davon. Gitte und ich sahen uns das Stück aber in New York an. In der Lobby des Theaters hingen Hunderte von Bil-

dern von Aufführungen weltweit – darunter das von der 16-jährigen Gitte Haenning in einem Theater in Odense.

* * *

Im Jahr vor seinem Tod folgte ich einer Einladung des großartigen Satirikers Ephraim Kishon (1924–2005) in sein Haus. Er wohnte mit seiner jungen Frau Lisa – auch sie eine Schriftstellerin – in Appenzell. Irgendwie erinnerte er sich nicht mehr daran, dass er mich eingeladen hatte. „Warum sind Sie gekommen?", wollte er wissen. Ich sagte: „Weil Sie mich eingeladen haben. Aber es ist das erste Mal, dass ich zu jemandem reise und bei ihm wohne, den ich überhaupt nicht kenne." Jetzt dämmerte es dem alten Mann. „Darf ich Sie Friedrich nennen?" – „Ja", antwortete ich, „wenn ich Sie Ephraim nennen darf." Kishon liebte diese Art der Verbundenheit.

Wir saßen bei der Vorspeise und tauschten allerlei allgemeines Geplänkel aus. Das änderte sich, als ich ihm erklärte, dass ich gerade aus Jerusalem gekommen war. Ich berichtete ihm auch von meinem Besuch in Yad Vashem, der Gedenkstätte für Abermillionen von den Nationalsozialisten ermordeten Juden. Kishon wirkte etwas verblüfft und wollte wissen, warum ich diese Reise überhaupt unternommen hätte. „Um Buße zu tun für mein Volk", sagte ich. Darauf er: „Aber Sie haben doch damals noch gar nicht gelebt!" Ich sagte: „Das stimmt, aber das ist unwichtig. Wichtig ist, dass ich in einem Land geboren bin, das versucht hat, die Juden auszurotten. Ich tue Buße, weil ich zum christlichen Glauben gekommen bin."

Nun war Kishon vollends überrascht. „Aber Sie sind doch zuerst mal Musical-Produzent", sagte er. Ein interessanter Einwand, weil er die Grundsatzfrage nach dem Verhältnis von Glaubensüberzeugungen und Beruf stellte. „Nein", antwortete ich, „zuerst diene ich Yeshua Ha Maschiach, dem Messias Jesus. Aber ich bin auch Produzent."

Kishon stand auf, ging aus dem Zimmer, kam aber kurz

darauf wieder herein und lächelte: „Ich weiß viel mehr über die Bibel als Sie."

„Ja", sagte ich, „das ist ganz bestimmt so – und deshalb müssen wir über Ihr letztes Stück reden, da Sie mich nun zu sich eingeladen haben." Es hieß *Vaterschaftsklage* und hatte zum Inhalt, dass Josef – der Ehemann der Maria – den allmächtigen Gott auf Alimente verklagte für die Geburt von Jesus Christus. Die Bibel berichtet ja, Christus sei von einer Jungfrau durch eine göttliche Zeugung geboren worden – und Josef musste die Rolle des Vaters übernehmen. Bei Kishon lässt er sich das nicht still gefallen, sondern klagt gegen Gott.

Bevor wir in diese Diskussion einsteigen konnten, schlug er mit der Faust auf den Tisch und meinte: „Ich weiß alles über Sie, Friedrich. Ich habe auch *Starlight Express* in Bochum gesehen. Ich wusste, dass ich diesen Verrückten kennenlernen musste, der dieses Musical auf diese Weise auf die Bühne gebracht hat. Friedrich, nur Sie können mein Stück *Die Vaterschaftsklage* zum Welterfolg bringen."

Es war reiner Zufall, dass ich sein Stück bereits gesehen hatte. Das war kurz vor meinem Erlebnis in Schweden gewesen, in dem mir der lebendige Gott begegnet war. Nur kam der Gott, der sich mir offenbart hat, bei Kishon nicht sonderlich gut weg. Der Schriftsteller hatte ihn auf die Anklagebank gesetzt. Der Kläger war Josef, der um Alimente kämpfte. Ich wusste noch nicht, ob ich ausgerechnet diese Geschichte des begnadeten Autors öffentlich forcieren wollte. Kishon war einer der meistverkauften Schriftsteller der Welt. Er hatte auch den ersten Film über Israel und seine Bürger gedreht, den *Blaumilchkanal*. Wir sahen uns diesen geradezu historischen Streifen in seinem kleinen Hauskino an.

Während eines Essens rief Yosef Tommy Lapid an, einer der letzten Auschwitzüberlebenden und zu jener Zeit israelischer Justizminister im Kabinett von Ariel Sharon. Lapid war mit Kishon sehr eng befreundet. Kishon winkte mich zum Telefon und sagte: „So, lieber Friedrich, jetzt hören Sie, wie Ihr Jesus

gesprochen hat." Die beiden unterhielten sich auf Hebräisch. Aber darauf fiel ich nicht rein. „Ich glaube, dass Yeshua Aramäisch gesprochen hat." Da mussten beide lachen und sagten im Blick auf mich: „Der muss Jude sein."

Am späten Abend saß ich mit Ephraim auf dem Dach seines Hauses. Wir beobachteten die Sterne – ein Anblick, der schon den großen Philosophen Immanuel Kant in seinem Glauben an einen Gott bestärkte. „Sehen Sie das Gestirn?", fragte Kishon. „Das hat Jahwe, der Ewige, geschaffen. Wissen Sie, Atheisten sind natürlich Idioten, aber an Ihren Jesus kann ich nicht glauben."

Zwischen uns war eine große Nähe entstanden, nachdem er mir in stundenlangen Gesprächen von seinen Erlebnissen im Dritten Reich erzählt hatte. Ich berührte seine Hand, nahm sie in meine – es fühlte sich in diesem eigenartigen Moment an wie eine Vater-Sohn-Minute. Ich sagte: „Ephraim, ich mache Ihnen einen Vorschlag: Wenn Sie in Ihrem Stück am Schluss den Chor singen lassen ‚He's got the whole world in his hand' (‚Er hält die ganze Welt in seiner Hand') und klar bezeugen, dass Jesus Christus der verheißene Messias ist, der Erlöser dieser Welt – dann werde ich jetzt sofort aufstehen und nach New York reisen oder London, um Ihr Stück zum Welterfolg zu machen."

Er schaute mich an, verwundert und zögernd. Dann lachte er laut auf: „Sie können mich doch nicht zum Evangelisten machen!"

Letztlich hatte er recht. Aber unserer freundschaftlichen Beziehung tat das keinen Abbruch. Am nächsten Tag zog er mich, als ich mich auf die Abreise vorbereitete, zur Seite. Seine Frau sollte nicht hören, wie er mir zuflüsterte: „Ich denke über alles nach. Ich glaube, wir müssen zusammenarbeiten." Das waren höchst beglückende Sätze für mich.

Ein halbes Jahr später starb Ephraim Kishon. Wir hatten – Gott sei's geklagt – keine Gelegenheit mehr, das Gespräch fortzusetzen. So blicke ich bis heute dankbar auf diese drei Tage im

Hause Kishon zurück, die zu den bedeutendsten und gewinnbringendsten meines Lebens zählen. Ephraim war ein Mann, der fortwährend nach der Wahrheit suchte – daran habe ich keinen Zweifel. Er war einer, der offen sein Unverständnis darüber aussprach, dass er in seinem Leben mindestens 20 Mal dem sicheren Tod entgangen war. Im Konzentrationslager stand er einmal bereits an der Rampe, an der die Opfer für die Gaskammer herausgelesen wurden. Er weinte und lachte zugleich, wenn er über diese üble Zeit sprach. „Was ist der kürzeste Witz?", fragte er mich und sagte dann mit frecher Miene: „Auschwitz." Bei mir löste er damit natürlich nur Betroffenheit aus. Wie konnte er darüber eine Zote reißen? Er sah mich verständnisvoll an: „Sie dürfen nicht darüber lachen, aber ich; nur so bin ich am Leben geblieben und schrieb als Bestsellerautor in der Sprache der Barbaren ..."

* * *

Zu meinen jüngeren Begegnungen gehört die mit einem Mann, den ich am 1. April 2009 in Kopenhagen getroffen habe. Gitte Haenning und ich hatten das Schauspielhaus besucht, weil ich die Architektur des Gebäudes studieren wollte. Es ist ein faszinierend elegantes Bauwerk mit hellem Stein und viel Glas, sodass unter dem länglich über das Wasser hinausragenden Dach eine ästhetisch ausgetüftelte Spiegelung spielt, die weit in die Stadt hineinleuchtet. Das Theaterstück, das an diesem Abend gegeben wurde, schien eine recht gute Inszenierung gewesen zu sein. Aber da ich kein Dänisch verstehe, gingen wir in der Pause.

Wir spazierten in Richtung Neuer Hafen, in den Cafés und Kneipen saßen die Dänen vor großen Bildschirmen – es lief ein Qualifikationsspiel ihrer Fußballnationalmannschaft gegen Albanien für die Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika. Wir betraten eine Hafenbar. Nach dem Abpfiff wurde die Mattscheibe sofort abgestellt, die meisten Fans verließen kurz darauf auch

das Lokal. Gitte und ich wollten gerade unsere Gläser leeren, als ein stattlich gebauter junger Mann (*ein Wikinger*, dachte ich) mit uns ins Gespräch kam. Nach ein bisschen Small Talk wollte uns Thomas – so hieß der Mann – sein Schiff zeigen, das direkt vor der Bar am Hafen festgemacht lag. Es handelte sich um ein mächtiges Segelboot, das bereits über 100 Jahre auf dem Buckel hatte, einfach und stabil konstruiert, mit zwei hohen Masten.

„Dieses Boot hat viel durchgemacht und ich habe es von Australien hierhergebracht – allein", erklärte unser neuer Bekannter. Damit verblüffte er mich nun, denn ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass man ein Schiff in dieser Größe alleine bedienen und über die Weltmeere führen könnte. Nun ja, ich verstehe allerdings auch nichts vom Segeln. Einem Impuls folgend fragte ich ihn: „Glaubst du an Gott?"

Er sah mich durchdringend an, dann entgegnete er: „In Dänemark stelien wir solche Fragen nicht. Aber ja, ich glaube an etwas Größeres als den Menschen."

Nun fragte er ein bisschen nach uns. Ich erzählte, ich sei Musical-Produzent. „Wofür machst du das? Für Geld?", wollte er wissen. Ich antwortete ihm, früher habe das im Mittelpunkt gestanden – der Geist des „Mammons" –, doch jetzt diene ich dem lebendigen Gott. Als ihm Gitte dann noch erzählte, dass wir gerade mit einer kleinen Reisegruppe Israel besucht hätten und sie jetzt beginne, in der Bibel zu lesen, wirkte er doch ein bisschen schockiert und ging erst einmal aufs Klo.

Die Neugierde trieb ihn zurück. „Warum glaubst du an Gott?", fragte er mich. Da erzählte ich ihm von meinen geistlichen Erlebnissen und sagte ihm schließlich, auch er komme mit seinem Namen Thomas in der Bibel vor. Dort gebe es nämlich unter den Freunden von Jesus Christus einen mit diesem Namen, der als Zweifler in die Geschichte eingegangen ist. Er glaubte erst, dass Christus von den Toten auferstanden war, als er seine Finger in seine Wunden von der Kreuzigung legen durfte.

Thomas lachte. „Ich kenne diese Geschichte, man hat sie mir oft erzählt."

Das Gespräch zog weitere Kreise – über Evolutionstheorie und Schöpfungsglaube, über biblische Geschichte und das, was sich von ihr in Ausgrabungen in Israel widerspiegelt. Thomas erzählte, er habe früher als Ingenieur gearbeitet und eine Firma mit 6.000 Leuten gehabt. Bis zu dem Tag, der sein Leben völlig verändert habe ...

„Ich dachte immer, ich sei allem gewachsen, sei stark und unverwundbar", fuhr er fort und klopfte sich dabei auf die muskulöse Brust wie Tarzan. „Ich war mit meinem Schiff in der Straße von Gibraltar, als ein Sturm über dem Atlantik aufzog. Doch ich wollte mich nicht von meiner Fahrt abbringen lassen und dachte, ich schaffe das, auch das schlechte Wetter kann mir nichts anhaben. So segelte ich hinaus aufs offene Meer.

Einen solchen Sturm hatte ich allerdings noch nie erlebt. Die Wellen schoben sich 20 Meter hoch und schlugen über Bord ein. Dann geschah das Schreckliche: Die Ölleitung riss, und der mit tausend Litern gefüllte Öltank zerbrach. Der Diesel ergoss sich in den Schiffsbauch.

Das Boot trieb unmanövrierbar über die See, insgesamt zehn Tage und Nächte. Natürlich ging mir bald der Proviant aus, ich hatte kaum noch Trinkwasser. Ein schrecklicher Hunger quälte mich – und fürchterliche Angst. Ich war mir sicher, dies war das Ende meines Lebens, das so gut verlaufen war. Ich war erfolgreich gewesen, hatte eine Familie mit drei Kindern, viel Geld und keinerlei Probleme. Doch nun war das alles zu Ende. Ich setzte mich an Deck, um meinem Tod zu begegnen."

Er sah Gitte und mich an, um zu prüfen, ob wir überhaupt noch zuhörten. Wir waren gespannt, denn schließlich hatte er das Ganze ja offensichtlich überlebt.

Thomas sprach weiter: „Plötzlich blickte ich in das riesige Auge eines Wales." Er machte eine Pause und nahm einen

kräftigen Schluck aus seiner Bierflasche. „Der Wal roch sehr streng und er sprach zu mir: ‚Ich bin gekommen, dich zu retten.'"

Wieder eine Pause. Weil er mich so kritisch ansah, sagte ich zu ihm: „Ich glaube dir."

Er fuhr fort: „Viele Wale umringten mein Schiff und plötzlich – wie aus heiterem Himmel – war die See ganz ruhig, glatt wie ein Marmortisch. Ich blickte noch immer in das Walauge und traute meinen Sinnen nicht, doch das Tier war deutlich zu sehen. Plötzlich tauchte ein Hubschrauber über mir auf. Ein Mann wurde an einem Seil heruntergelassen. Er setzte sich neben mich und sagte: ‚Guten Tag, mein Herr. Na, sind Sie noch unter den Lebenden?' Ich lächelte schwach und deutete ein Kopfnicken an. Da befestigte er mich am Seil und ließ mich in den Helikopter ziehen. Er kam nach und wir wurden schließlich sicher im Rettungshubschrauber der portugiesischen Küstenwache an Land gebracht."

Die Geschichte vom sprechenden Wal habe er nur wenigen Menschen erzählt, erklärte er dann, weil man ihn schnell für verrückt erklärte. Ich erläuterte ihm, dass auch in der Bibel ein Wal vorkommt – im Alten Testament in einem ganz kleinen Buch, das nach dem Propheten Jona benannt ist. Dieser Jona war vor Gott geflüchtet, weil er nicht – wie von diesem aufgetragen – in die Stadt Ninive gehen wollte, um die Menschen dort zur Umkehr aufzufordern. Er heuerte auf einem Boot an, wurde aber mitten auf dem Meer in einem Sturm über Bord geworfen. Ein Wal verschluckte ihn und spuckte ihn drei Tage später wieder aus – und Jona konnte in der Stadt Ninive eine Bußpredigt halten, die 140.000 Menschen das Leben rettete.

Ich schenkte Thomas eine Gideon-Bibel, die ich immer dabeihabe, und dankte im Stillen meinem Gott, dass er mich mit diesem Thomas und seiner wundersamen Geschichte zusammengebracht hatte.

Enrico – der Komponist Gottes

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung", hat der große jüdische Lehrer Martin Buber einmal gesagt. Wahrscheinlich trifft das für wenige Biografien mehr zu als für meine. Welche Höhenflüge und welche Abstürze sich aus meinen Begegnungen entwickeln sollten, war in den allermeisten Fällen nicht absehbar. Eine der beglückendsten Begegnungen, die mein Leben immens bereichert hat, ist die mit Enrico Garzilli.

Es war 1988, als *Cats* schon zwei Jahre am Laufen war und ich im Wechselbad der Gefühle zwischen dem Flop *Carrie* und dem Erfolgsprojekt *Starlight Express* schwamm, da wurde ich in London zu einer Gartenparty meines Steuerberaters Patrick McKenna eingeladen. Der zählte auch Andrew Lloyd Webber zu seinen Klienten, McKenna wurde später sein Geschäftsführer. Ein typisch lockeres Treffen unter freiem Himmel mit Freunden und Kollegen aus dem Showbusiness.

In diese Szene war ich ja erst vor wenigen Monaten aufgestiegen. Das schmeichelte mir alles sehr, auch wenn mein Gastgeber ganz schön übertrieb, als er mich als den neuen Hollywood-Producer vorstellte, der die Zehn Gebote verfilmt habe. Vielleicht war das ja auch eine ordentliche Portion britischen Humors. Egal, jedenfalls gehörte ich dazu, ich war „drin".

Enrico Garzilli war nur wegen mir erschienen. Sein Anwalt hatte ihn dahin bugsiert. Enrico kam in simpler Mission. Er

hatte ein Musical komponiert und das Buch dazu geschrieben. Eine Produktion in London war vorbereitet, das Stück sollte aufgeführt werden. Kurz bevor das Werk auf der Bühne erscheinen sollte, kam Regisseur Peter Coe bei einem Autounfall ums Leben. Nun brauchte Enrico jemanden, der das havarierte Schiff seines Musicals kurz vor dem Hafen wieder flottmachte. Er hoffte, ich würde dieser Jemand sein.

Auf der Party sprachen wir nicht viel, aber der Mann machte einen guten Eindruck auf mich – er wirkte extrem bescheiden und stand damit im Kontrast zu einer Szene, die an Selbstdarstellern nicht arm ist. Ich bestellte Enrico in mein Büro am Hanover Square. Leider fand ich auch dort nicht den Raum für eine anständige Unterhaltung, da mich mein Mitarbeiter Terry Hands wegen der parallel laufenden Projekte mächtig in Beschlag nahm.

Enrico hatte eine eigentümliche Ausstrahlung. Er war ein ruhiger Mensch, Profimusiker, Komponist, unter dessen Oberfläche ein tiefer See an Bildung und Kreativität vermutet werden durfte. Der amerikanische Nachfahre italienischer Auswanderer und Kirchenmusiker wirkte auf mich wie einer, der frische Ideen in meine Welt bringen würde. So bot ich ihm ein paar Monate später an, ein Musical für mich zu schreiben – nicht als große Show, sondern als Teil einer TV-Serie, die ich für den NDR produzieren sollte.

Heute muss ich sagen, dass ich ihn damals fast unter Wert verkauft hätte. Erst nach und nach wurde mir klar, was für ein hochbegabter Mann hier meine Nähe suchte. Sein erstes öffentliches Soloklavierkonzert hatte er mit 15 gegeben. Später hatte er in den amerikanischen Städten Providence, Boston und New York sowie in London und Rom Musik studiert. Die Kirche Santa Susanna in der römischen Hauptstadt diente häufig als Konzertort für seine Orgelrezitative. Enrico war im Vatikan Priester geworden, auch im Petersdom durfte er spielen. Er hatte dort höchste musikalische Auszeichnungen bekommen. Später war er allerdings in die USA zurückgekehrt,

was auch mit Verwerfungen im katholischen Kirchenstaat zu tun hatte. Als Katholik wurde Enrico dann Leiter der Kirchenmusik einer der ältesten reformierten Gemeinden der USA in Rhode Island.

Ich darf an dieser Stelle erwähnen, dass es mich im Rückblick sehr bewegt, wie eng ich hier mit einem praktizierenden Christen zusammenarbeitete. Später fragte ich Enrico, warum er mich nie auf Gott angesprochen habe. Er erwiderte, dass Gott ihn gewarnt habe, Friedrich sei noch nicht so weit. Ich dachte kurz darüber nach und musste zugeben, dass ich wahrscheinlich in unseren ersten gemeinsamen Jahren tatsächlich noch nicht so weit gewesen war. Hätte einer angefangen, mich anzupredigen – ich hätte ihn wahrscheinlich recht schnell aus meiner Umgebung entfernt. Ihre frommen Überzeugungen sollten die Leute irgendwo leben, aber nicht in meiner Nähe – so war ich damals drauf. Umso erstaunlicher ist es, dass Enrico und ich heute für das Musical *Michelangelo* zusammenarbeiten, das zur Ehre unseres Schöpfers auf die Bühne kommen soll. Als wir uns kennenlernten, hatte ich das geistliche Anliegen dieses hochbegabten Mannes noch nicht verstanden.

Fast noch faszinierender als seine musikalische Genialität ist Enricos Vielseitigkeit. In vergleichender Literaturwissenschaft besitzt er einen Doktortitel, studiert hat er darüber hinaus Theologie und Philosophie. Wer, wenn nicht er, könnte einen Stoff mit Tiefgang in eine ansprechende literarische Form bringen?

In diesen Wochen fiel die Berliner Mauer, und Enrico schrieb eine sehr charmante Liebesgeschichte, in der er – wie könnte es anders sein – ein Ost-West-Paar zusammenbrachte, das in Liebe zueinander entbrannt war. Wir hatten in dieser Zeit viel Kontakt. Mein neuer Freund besuchte mich häufiger in Sundance (USA) oder an meiner britischen Adresse, dem Hampton Court Palace Pavillon.

In dieser Zeit war ich auch Gast bei einem sogenannten „Investor's Reading". Hier wurden potenziellen Investoren

Stoffe vorgetragen, aus denen sich möglicherweise ein gewinnbringendes Stück – insbesondere ein Musical – produzieren ließ. Enrico stellte an diesem Tag im Londoner *St. James Club* am Piano sein bereits erwähntes Stück *Rage of the Heart* vor – eine intelligente musikalische Umsetzung der mittelalterlichen Liebesgeschichte von Abelard und Heloise. Die Männer mit den dicken Geldbörsen waren sehr angetan, auch wenn sich die Produktion dann aus verschiedenen Gründen erst einmal nicht umsetzen ließ.

Wir verloren einander wieder aus den Augen, Enrico und ich. Nach meinen deprimierenden Erfahrungen mit dem Verkauf von *Stella* und den Musicals in Berlin hatte ich ja 2004 meine außergewöhnliche Begegnung mit Gott. Etwa ein Jahr später bekam ich neuen Kontakt zu Enrico per Telefon. Es sprudelte aus mir heraus, ich musste diesem bekennenden Christen von meinen eigenen jungen Erfahrungen als Christ erzählen. Ein verblüffter Enrico lud mich sofort ein, ihn in Rhode Island zu besuchen.

In dieser Zeit war ich jämmerlich schlecht bei Kasse und konnte nur mit Mühe das Ticket über den Großen Teich bezahlen. Kurz vor dem Abflug kam mein Freund Gerd Sonnwaldt zum Abfertigungsschalter und zog mich zur Seite. Er wollte noch mit mir beten. Dann steckte er mir 200 Dollar zu, weil er sich über die Ebbe in meiner Geldbörse im Klaren war.

Mein Flug führte mich nach Boston, aber die Maschine hatte Verspätung, sodass ich dort noch übernachten musste. Kosten fürs Hotel: 160 Dollar. Das Billett für den Zug am nächsten Tag schlug mit 40 Dollar zu Buche. In Summe also genau der Betrag, den mein Freund mir vor dem Abflug zugesteckt hatte. Ich hatte schon häufiger gehört, dass Gott die Seinen so versorgt, dass es gerade aufgeht – aber auf dieser Reise erlebte ich das mit großem Erstaunen selbst.

Enrico hatte ein Gespür für meine geistliche Veränderung. Auf dem Weg zu seinem Haus bog er plötzlich ab auf den Park-

platz einer wunderschönen alten englischen Kirche, die auf dem Reißbrett des britischen Wunderarchitekten Sir Christopher Wren (1632–1723) hätte entstanden sein können. Es war die evangelische Kirche, in der Enrico die musikalische Leitung innehatte. Ein historischer Bau. Mein Freund führte mich auf den Balkon, auf dem früher die Sklaven saßen. Geschichte wurde hier auf beklemmende Weise lebendig.

Dann gingen wir zur Orgel, und er fragte mich, was ich gerne hören wollte. Zwei alte Choräle gingen mir sofort durch den Kopf: „Nun danket alle Gott" und das Weihnachtslied „Herbei, oh ihr Gläubigen". Ohne Noten drückte Enrico auf Tasten und Pedale, intonierte beide Stücke sehr bewegend und sang dazu auf Englisch alle Strophen auswendig! An so viel Wissen konnte ich leider nicht anknüpfen – ich sang jeweils die erste Strophe (so gut es ging) auf Deutsch.

Für uns zwei Männer war das ein außergewöhnlicher Moment. Dort der gestandene Christ, der auf Jahrzehnte von Erfahrungen mit Gott zurückblickte. Hier der im Glauben junge Christ, der Zuspruch und Anspruch des Evangeliums von Jesus Christus ganz neu entdeckt hatte.

Ich wollte Enrico etwas Gutes tun. In meiner Tasche steckte ein spezielles Öl, das ich aus Jerusalem mitgebracht hatte. Ein Salböl, das für den Empfänger einen besonderen Segen darstellt. Es trug auch einen salbungsvollen Namen: „Rose of Sharon". Ich fragte ihn, ob ich ihn damit salben dürfe, und er bejahte. Dann beteten wir gemeinsam, denn wir spürten, dass wir für unsere weitere Zusammenarbeit auf Gottes Segen angewiesen sein würden.

Enricos Anwesen liegt auf einem Hügel und bietet einen atemberaubenden Blick über den Atlantik. Seit dem Tod seiner Eltern bewohnt er es allein. Es ist ein Ort der Ruhe, der Muße, der Kreativität. Hier kann er ohne große Ablenkungen komponieren und texten.

Als wir die Treppen hinaufgingen und ins Wohnzimmer traten, saß ein Mann am Flügel, den ich sofort als Enricos Bru-

der Frank erkannte. Er hatte einmal ein Bild meiner Freundin Billy erstanden, das er weiterhin in Ehren hielt und, wie er sagte, in seinem Haus über dem offenen Kamin platziert hatte.

Frank wusste von meinem neuen Weg im Glauben. Und plötzlich sprach er mich mit Bibelversen an, wie ein Schauspieler sein Publikum anspricht: „So gibt es nun keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind. Denn das Gesetz des Geistes, der lebendig macht in Christus Jesus, hat dich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes ..." Es waren Verse aus dem Brief des Apostels Paulus an die Römer. Ein zentraler Text für die Kirchen der Reformation und auch für mich. Frank rezitierte und rezitierte – er sprach das komplette achte Kapitel des Römerbriefs auswendig. Ich muss gestehen, ich war tief gerührt. Hier standen zwei Brüder, denen das Evangelium genauso viel bedeutete wie mir. Genau genommen waren wir jetzt drei Brüder, Brüder im Geiste, und wir umarmten einander.

Am nächsten Tag sollten zwei Schauspieler in Enricos Wohnzimmer Szenen aus *Rage of the Heart* vorspielen. Der Komponist saß selbst am Flügel und begleitete, hin und wieder sang er mit seiner schönen und angenehmen Stimme mit. Auf dem Sofa hatten ein paar Leute Platz genommen, die ich nicht kannte. Da mir die Struktur von *Rage of the Heart* bereits vertraut war, fiel mir schnell auf, dass Enrico künstlerisch weitergearbeitet und das Werk fortentwickelt hatte. Ein paar neue Songs steckten nun drin; sie gefielen mir hervorragend. Ich gratulierte ihm.

Da wurde nun allerdings schnell klar, dass Enrico diese private Vorführung nicht nur zum Zweck der Unterhaltung arrangiert hatte. „Fritz, ich möchte, dass du mein Musical am Broadway produzierst", sagte er.

Ich war verblüfft. Dass er mich als Produzenten im Auge hatte, hätte ich mir eigentlich denken können. Aber gleich am Broadway? So gut war Enrico in der Musical-Szene nicht ein-

geführt – und die finanziellen Risiken waren erheblich. Das hatte ich ja mit dem Sensationsflop *Carrie* alles schon einmal durchlitten.

Warum nicht zuerst ein Versuch in der Provinz? Oder wenigstens ein Vorlauf in London, wo die Produktionskosten damals noch leichter bezahlbar waren. Und überhaupt: Wo immer man das Projekt auch startete – wer sollte es bezahlen? Da erhob sich ein älterer Herr von der Couch, schüttelte meine Hand und stellte sich als Dr. John vor. Er vertrete ein College, an dem Enrico doziert habe. „Wir haben viele potenzielle Investoren, die an Enricos Musik glauben", sagte Dr. John. Dann stellte sich die Dame neben ihm vor. Sie sei Professorin für Meeresbiologie und habe ebenfalls Interesse, ihr Geld in die Produktion von *Rage of the Heart* zu investieren. Ich merkte, dass Enrico dieses intime Treffen in seinem Wohnzimmer ganz exzellent vorbereitet hatte.

Ich biss an und in den folgenden Monaten öffneten sich viele Türen. Weitere Investoren signalisierten, dass sie bereit waren, auf den Zug dieses neuen Musicals aufzuspringen. Bei Vorgesprächen zeigten sämtliche Besitzer großer Theaterhäuser Interesse an dem Stück. Die Stimmung war überraschenderweise ganz positiv – auch mir gegenüber, obwohl ich mit *Carrie* ja einen legendären Flop am Broadway hingelegt hatte. Leider war in absehbarer Zeit aber kein einziges Theater am Broadway frei – ich musste warten, bis eines der Erfolgsstücke nachließ. In diesem Jahr machten *Wicked*, *The Producers* und *Mamma Mia* dort Kasse.

In der Zwischenzeit hatte sich mein Fokus wieder auf Deutschland gerichtet. Gleichzeitig gewann ein anderes Stück von Enrico, nämlich *Michelangelo*, zunehmende Bedeutung für mich – ich widme ihm in diesem Buch das abschließende Kapitel. Dennoch gerät mein eigenes Herz immer wieder in Aufruhr, wenn ich an *Rage of the Heart* denke. Ich brenne darauf, dass dieses wunderbare Musical mit seiner tiefgründigen Story auf einer deutschen Bühne zu sehen sein wird. Und es wäre für

mich geradezu eine Ehre, wenn ich selbst der Produzent auch für dieses großartige Musical aus der Feder des inspirierten und inspirierenden Enrico Garzilli sein dürfte.

Friedrich Kurz – ein Jude?

Für viele meiner Weggefährten ist nicht nachvollziehbar, dass ich Christ geworden bin. Sie haben mich kennengelernt als den Lebemann, der Geld und Genuss vergötzt und den Erfolg anbetet. Die Wohlgesonnenen denken: *Der ist so tief gesunken, der braucht jetzt eben Halt im Glauben.* Die Kritiker sagen hinter vorgehaltener Hand, auf den materiellen Tick folge bei Friedrich Kurz eben der religiöse.

Ich kann das verstehen. Ein Erlebnis, bei dem man weiß, man ist Gott begegnet, lässt sich noch schwerer vermitteln als andere lebensverändernde Ereignisse wie Liebe auf den ersten Blick. Es geschieht, es haut einen um, und gleichzeitig ist es schwierig, das einem anderen zu erklären.

Wer mich heute kennt, der weiß, dass ich aus meinem Glauben an Jesus Christus keinen Hehl mache. Ich rede gerne darüber, denn es ist von allen Erfahrungen meines Lebens die prägendste. Ob vor 3.500 Leuten beim „Kongress christlicher Führungskräfte" 2007 in Leipzig oder bei Vieraugengesprächen mit Künstlern oder Politikern – ich spreche es häufig von mir aus an, dass ich Christ geworden bin.

Die Reaktionen sind naturgemäß unterschiedlich. Vom Naserümpfen über apathische Blicke bis hin zu einem Leuchten in den Augen ist mir alles begegnet. Manchem merkt man an, dass es ihm lieber wäre, ich würde von einem Ecstasytrip oder dem Dalai Lama erzählen als von Jesus Christus. Das wiederum ist für mich befremdlich, zeigt mir aber, dass man im so-

genannten christlichen Abendland mit dem christlichen Erbe an vielen Stellen nichts mehr anfangen kann. Schuld an dieser Entwicklung sind – vermutlich – die Christen.

Befremdlich ist für manche, denen ich von meinem Glauben erzähle, dass ich in aller Regel nicht den Namen Jesus Christus verwende, sondern den hebräischen Namen „Yeshua Ha Maschiach" – Jesus, der Messias. Das ist keine Folklore, kein Israel-Spleen, sondern hat mit einem prägenden Erlebnis zu Beginn meines Glaubenslebens zu tun. 2004 bin ich in Berlin von der messianischen Jüdin Elisheva (Elisabeth Syre) getauft worden. Messianische Juden sind Juden, die Jesus Christus als den in dem Tanach, der jüdischen Bibel (die unserem Alten Testament entspricht), angekündigten Messias erkannt haben. Damit sind ihrer Überzeugung nach die Verheißungen Gottes in Erfüllung gegangen. Nach westlicher Begrifflichkeit sind sie nun Christen. Aber mit dieser Bezeichnung fühlen sie sich nicht wohl, weil sie sich weiterhin als Juden begreifen – eben als solche, die dem Messias Yeshua nachfolgen.

Was im dritten Jahrtausend vielleicht etwas sonderbar klingt, war am Anfang des Christentums das Normale: Die ersten Christen waren alle „messianische Juden". Simon Petrus und sein Bruder Andreas, Johannes und Jakobus, die ganze Apostel- und Jüngerschar. Auch der Apostel Paulus und ein Großteil der ersten Gemeinden im Mittelmeerraum – alles Juden, die ihrem Messias begegnet sind. Das war die natürliche Weiterentwicklung des jüdischen Glaubens. Wenn heute – teilweise sogar in Kirchen – davor gewarnt wird, Juden für den Messias Jesus zu gewinnen, dann stellt man die Diskussion eigentlich auf den Kopf. Denn zu biblischen Zeiten war das überhaupt nicht umstritten. Da erhitzten sich die Gemüter über der Frage, ob man „Heiden" – also Nichtjuden – für die christliche Botschaft gewinnen sollte. Dass der Jude Jesus Christus zu allen Juden gekommen war, hielt die erste christliche Gemeinde für selbstverständlich. Aber sollte er auch zu den Heiden gekommen sein, die nicht zum erwählten Volk

gehören? Darüber gab es Debatten, die erst durch eine göttliche Vision des Apostels Petrus eindeutig geklärt werden konnten. Seitdem dringt das Evangelium durch die ganze Welt – in Metropolen, aber auch in die letzten Winkel des brasilianischen Regenwaldes.

Diesen Hintergrund sollte man zum besseren Verständnis des Folgenden kennen. Nach meiner Taufe legte die messianische Jüdin ihre Hand auf meine linke Brust und sagte: „Friedrich, du hast ein jüdisches Herz." Ich konnte mir darunter nicht viel vorstellen, aber es steigerte meinen Respekt vor jüdischem Glauben und jüdischem Leben. In den Folgemonaten besuchte ich zweimal Jerusalem. Alles hatte plötzlich eine ganz andere Bedeutung für mich. Früher hätte ich die Israel-Tour lediglich als religiös-kulturellen Trip begriffen. Auf einmal hatte die Stadt Jerusalem aber etwas mit mir zu tun. Hier verbrachte Yeshua Ha Maschiach seine letzten Tage und Stunden, hier zog er auf einem Esel ein, hier feierte er mit dem engsten Jüngerkreis das letzte Abendmahl, hier wurde er gefoltert und an ein Holzkreuz genagelt, hier wurde er begraben und hier ist er dem Zeugnis des Neuen Testamentes nach auch von den Toten auferstanden und danach Hunderten begegnet.

Im Saal, in dem Jesus der Überlieferung nach das Abendmahl gefeiert hatte, traf unsere kleine Reisegruppe auf eine messianische Jüdin. Sie stand neben mir und sie sang einfach wundervoll. Ich habe auf den Bühnen der Welt die besten Stimmen der Welt live gehört, aber was diese junge Frau präsentierte, war etwas ganz Besonderes. Vielleicht auch, weil sie völlig authentisch klang. Sie teilte nicht das Los der Opern- und Musical-Künstler, eine Rolle spielen zu müssen. Sie war echt. Nach einer Weile berührte sie meine Hände und bat mich, ihr vor die Tür zu folgen. „Wer bist du, was machst du?", wollte sie von mir wissen. Ich antwortete, ich sei Musical-Produzent und sei zum Glauben an Jesus Christus gekommen.

Da ging ein Leuchten über ihr Gesicht: „Dann bist du meine göttliche Verabredung für diesen Tag. Heute Morgen habe

ich Yeshua gebeten, mir eine ganz besondere Begegnung zu schenken – das bist du!" Sie erzählte in ein paar Sätzen von sich, dass sie über 1.000 Lieder geschrieben habe. Sie wollte mir vorsingen und -spielen.

Was für eine ungewöhnliche Begegnung!

Unsere Gruppe fuhr mit ihr zu ihrem Apartment, wo sie uns ein Privatkonzert gab. Mit ihrer herrlichen Stimme sang sie Loblieder, die niemanden unbewegt ließen.

Am Tag darauf besuchte ich das Gartengrab, in dem Jesus Christus gelegen haben soll. Still stand ich an dieser Stätte – für manche nur eine unbedeutende Höhle am historischen Stadtrand Jerusalems, für andere angesichts der Berichte von der Auferstehung eines Toten ein Ort von weltgeschichtlicher Bedeutung. Ich betete still, hatte die Augen geschlossen. Plötzlich spürte ich Hände an meinen Füßen und hörte eine leise Frauenstimme betend vor mir. In diesem emotional aufgeladenen Moment wagte ich nicht, die Augen zu öffnen, bis die Frau zu beten aufgehört und den Raum verlassen hatte.

Als ich mich selbst zum Ausgang begab, fiel mein Blick auf den Spruch an der Wand: „He is risen" – „Er ist auferstanden". Vor der Tür stand Mary, die Sängerin vom Vortag, im Garten. Sie erklärte mir, sie sei mir gefolgt und habe meine Füße gesalbt. Plötzlich veränderte sich der Tonfall ihrer Stimme. Eindringlich redete sie auf mich ein: „Friedrich, du bist Jude, der Herr hat es mir offenbart. Du musst in deiner Familiengeschichte nachsehen. Ich bin ganz sicher." Konsterniert stand ich da, überrascht, dass nun schon zum zweiten Mal eine Frau mich als einen Juden „erkannte".

Interessanterweise kam ich in dieser Zeit mit einer christlichen Familie in Berlin zusammen, die herausgefunden hatte, dass sie jüdische Wurzeln besaß. Diese jüdische Herkunft war in den Generationen zuvor offenbar unterdrückt und verleugnet worden. Diese Familie, die Yeshua Ha Maschiach verehrt, bildet eine Art Hauskirche mit anderen Gläubigen zusammen. Sie begehen nicht den Sonntag, sondern den Sabbat, also den

Samstag als Ruhe- und Feiertag. Auch die anderen jüdischen Festtage feiern sie, etwa das Passafest oder das Laubhüttenfest. Sie tun es in der Überzeugung, dass die Ordnungen des jüdischen Volkes durch den Messias Jesus nicht vom Tisch gewischt wurden, sondern in ihm ihre Erfüllung gefunden haben. Darüber sprechen sie, wenn sie jüdische Feste feiern. Sie sind messianische Juden in Berlin.

Diese massive Begegnung mit dem Judentum und die Auseinandersetzung mit der Frage, wie eng (oder locker) die Beziehung zum Christentum zu sehen ist, machte mich neugierig im Blick auf meine eigenen Wurzeln. Stimmte es, dass ich jüdische Vorfahren hatte, wie die Sängerin Mary in Jerusalem glaubte? Meine Recherchen in meiner Heimatstadt Nürtingen haben ergeben: Höchstwahrscheinlich stimmt es tatsächlich. Mein Großvater mütterlicherseits hieß Johannes Sonn. Namensforscher haben mich darüber aufgeklärt, dass sich Sonn häufig von Sonnenstein – einem früher in Osteuropa keineswegs seltenen jüdischen Namen – ableitet. Heute habe ich an dieser jüdischen Linie in meinem Stammbaum eigentlich keine Zweifel mehr. Mein Großvater war ein Geschäftsmann, der ehrenamtlich einer Brüdergemeinde vorstand und am Sonntag dort predigte. Das Gotteshaus nannten alle nur „Kapelle", und ich liebte es als Kind, dorthin zu gehen. Dort empfing ich die biblische Botschaft durch den sehr talentierten Erzähler, zu dem wir „Onkel Hermann" sagten. Damals wurde die gute Saat in meinem Herzen angelegt. Leider brauchte sie einige Jahrzehnte, ehe sie richtig aufgehen konnte.

Inzwischen sind mir einige geistes- und glaubensgeschichtliche Zusammenhänge sehr viel klarer geworden. Ich fühle mich heute dem hebräischen Denken und Handeln deutlich näher als dem griechischen. Das Griechentum war Heidentum – man verehrte eine Vielzahl von Göttern, aus unserer Sicht Götzen in menschlicher Gestalt. Ja, letztlich ehrte man in dieser Form die Geschöpfe und nicht ihren Schöpfer. Die griechische Philosophie hat erstaunliche Höhen erreicht, das

ist wohl wahr. Doch als das Christentum eine Allianz mit dieser Philosophie einging, hat es seine hebräische Wurzel leider ziemlich verdorren lassen. Denkschulen wurden wichtiger als die biblischen Geschichten, deren anschaulicher Charakter aber noch Wirkung entfaltete, als ein Großteil der Philosophen schon wieder vergessen war.

Auch das Bündnis zwischen Kirche und Staat, Altar und Thron hat dem hebräischen Denken geschadet. Denn während das Volk Israel für sich reklamieren konnte, das von Gott erwählte Volk zu sein, galt das für die Völker im Römischen Reich nicht. Plötzlich hatte ein Staatslenker Macht über die Kirche – und eine Kirche Macht über die höchsten Leute im Staat. Von dieser Art „Regiment" hat der Nazarener Jesus Christus aber nie gesprochen. Demut und Liebe lebte er. Die unheilige Allianz zwischen geistlicher und weltlicher Macht führte dagegen zu Paragrafen und Gewalt, die über Jahrhunderte kirchliches Leben und kirchliches Denken dominierten. Das ursprüngliche Evangellum ließ sich zu manchen Zeiten kaum mehr erkennen. Erst wer zu den jüdischen Wurzeln zurückkehrt, kann „Yeshua Ha Maschiach", den Messias Jesus, wirklich verstehen. Diese Rückkehr haben wir heute nötiger denn je.

Ein Schandmal deutscher Geschichte: *Jud Süß*

Nach vielen Jahren war ich 2007 wieder einmal in meine Heimatstadt Nürtingen gekommen. Es ergab sich, dass eine kleine Gruppe von Akademikern eine Wanderung auf die nahe Burg Hohenneuffen plante, der ich mich anschließen konnte. Oben angekommen, stieß ich auf die Überreste eines Kerkers, in den man durch ein Gitter hinunterschauen konnte. In diesem Loch hatte man 1737 Joseph Oppenheimer alias „Jud Süß" eingesperrt.

Es lohnt sich, ein wenig näher in die Biografie Oppenheimers zu blicken, weil damit anschaulich wird, welches Verbrechen seine spätere Hinrichtung darstellte.

Oppenheimer hatte unter Herzog Karl Alexander, der von 1684 bis 1737 lebte, das württembergische Wirtschaftssystem reformiert sowie die erste Bank des Landes und eine Porzellanmanufaktur gegründet. Am Tag von Karl Alexanders Tod am 12. März 1737 entlud sich der antisemitische Hass gegen Oppenheimer. Er wurde auf dem Hohenneuffen eingekerkert und später wegen angeblichen Hochverrats, Bestechlichkeit und Schändung der Religion zum Tode verurteilt.

Am 4. Februar 1738 schauten in Stuttgart 12.000 Bürger seiner Hinrichtung am Galgen zu. Außerdem ungeheuerlich: Sage und schreibe sechs Jahre lang ließ man zur Abschreckung seinen Leichnam an der Hinrichtungsstätte in einem Käfig baumeln, bevor er verscharrt wurde. Aus seiner Geschichte speist sich übrigens der nationalsozialistische Propagandafilm

Jud Süß von 1940, der den antijüdischen Hass in Deutschland weiter verstärkte.

Was mich in dieser Stunde auf dem Hohenneuffen in Rage brachte, war der Umstand, dass auf dieser Burg rein gar nichts auf diese Geschichte hinwies. Ich suchte vergeblich nach einer Tafel, einer Plakette, irgendeinem Zeichen, das an diesen Mann erinnerte. Es war nichts zu finden, obwohl man die Geschichte der Burg am Eingang fein säuberlich und detailliert bis zur „Vermählung" von Baden und Württemberg 1948 darstellte.

In dieser Zeit war Helmut Rau (CDU) baden-württembergischer Kultusminister. Wir kennen uns aus Kindertagen und haben zusammen Handball gespielt. Ich rief ihn an und fragte, ob er die Geschichte von Jud Süß und seine Verbindung zum Hohenneuffen kenne.

Er bejahte. Sein Vater sei einst Förster dort oben gewesen und habe auch mal erzählt, dass Jud Süß dort eingekerkert gewesen sei. Was Rau damals nicht wusste: Die Burg ist im Besitz des Landes, und damit ist Baden-Württemberg nicht nur für die Instandhaltung zuständig, sondern auch für die Erinnerungskultur.

Es folgte ein reger E-Mail-Austausch zwischen uns, denn ich war inzwischen wieder in New York, um ein Musical-Projekt vorzubereiten. Dabei fiel mir am Time Square eine Ausgabe des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* in die Hand, wo über die Trauerfeier für den ehemaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbinger (CDU) berichtet wurde. Sein Urenkel im Ministerpräsidentenamt, Günther Oettinger, hatte Filbinger zu einem Opfer des Nationalsozialismus hochstilisiert. Ich zähle ihn dagegen – auch aufgrund der Recherchen des Dramatikers Rolf Hochhuth – eindeutig zu den Tätern. Oettinger hatte damit das jüdische Volk und andere Opfer des Dritten Reichs beleidigt – und musste sich schließlich entschuldigen, nachdem ihn auch Bundeskanzlerin Angela Merkel gerügt hatte.

Ich wies meinen Freund und Kultusminister Rau darauf

hin, dass gerade deshalb eine Gedenktafel auf dem Hohenneuffen angebracht werden müsse, damit Fehler dieser Art bei Prominenten solchen Ranges nicht mehr passieren. Das Ende der Initiative war, dass in einer Nacht-und-Nebel-Aktion einen Tag vor der 60-Jahr-Feier für das Land Baden-Württemberg eine Tafel angebracht wurde. Ministerpräsident Oettinger hielt eine schwungvolle Rede voller Pathos und Heldentum und seine Minister und die Kommunalpolitiker stimmten ihm lautstark zu. Ich fühlte in diesem Augenblick ein wenig Genugtuung, weil mit vergleichsweise einfachen Mitteln ein kleiner Beitrag zur Schärfung unseres Geschichtsbewusstseins geleistet werden konnte.

Am Golde hängt, zum Golde drängt doch alles

Ich muss zugeben, dass Geld in meinem Leben eine starke Antriebsfeder für meine Arbeit, mein Engagement, meine Leistung war. Wie so oft hätte ich es leichter gehabt, wenn ich die in meiner Jugend in mein Herz eingepflanzten biblischen Botschaften ernster genommen hätte. So schreibt der Apostel Paulus in seinem ersten Brief an Timotheus: „Menschen, die reich werden wollen, geraten nur in Versuchung und verstricken sich in so viele dumme und schädliche Wünsche, dass sie letztlich ins Verderben und in ihren eigenen Untergang stürzen. Denn die Liebe zum Geld ist die Wurzel aller möglichen Übel."* Das sind Sätze, die man als junger Mensch an sich vorbeiflattern lässt, wenn man ohnehin mehr mit Geldnot als mit den Gefahren des Reichtums zu kämpfen hat. Heute aber würde ich diese Sätze am liebsten in Stein meißeln – vor Banken, Börsen und vielleicht auch vor ein paar Musical-Theatern. Von Geld geht eine zerstörerische, ja diabolische Kraft aus. Eine Kraft, die auch mein Leben beinahe zerstört hätte.

Hineingeboren in vergleichsweise einfache Verhältnisse, hätte mir niemand in der kleinen schwäbischen Stadt, in der ich aufgewachsen bin, vorhergesagt, dass ich einmal Millionär sein würde. Mir stand eher eine Arbeiterexistenz bevor, eine Lehre hatte ich ja angefangen.

---

* 1. Timotheus, Kapitel 6, Verse 9 und 10

Der Kontrast ist schon gigantisch. Der einfache Junge, dem niemand eine Karriere ausgerechnet hätte, gehörte in den 80er-Jahren auf einmal zum Jetset. Es gab eben auch ein paar Jahre, da lief wirtschaftlich alles sensationell gut.

In der Concorde, die täglich in Überschallgeschwindigkeit zwischen London und New York pendelte, hatte ich einen Stammplatz. Nicht nur, dass es technisch faszinierend war, mit Mach 1,7* über den Atlantik zu rauschen und nach knapp drei Stunden wieder zu landen, auch die Reisegesellschaft setzte sich immer aus hochinteressanten Menschen zusammen: Wirtschaftsbosse, Künstlerinnen, Politiker. Ich pendelte zwischen zwei Büros, zwischen dem Londoner Westend und einem Office an der Ecke 57. Straße/8. Avenue, ein Stockwerk über Mick Jagger. Der Rubel rollte so reichlich, dass ich schon Pläne hatte, im Trump Tower neben Steven Spielberg ein Fünf-Millionen-Dollar-Apartment zu kaufen.

Die Musicals und das Merchandising ließen mir immer mehr Geld zufließen. Ich wohnte in den besten Hotels der Welt und dort in den besten Suiten. In Hamburg residierte ich im *Atlantic Hotel*, in New York im *Helmsley Palace* mit Blick aus dem 43. Stock auf der einen Seite zum *Waldorf Astoria*, auf der anderen zur *St. Patrick's Cathedral*.

Luxus war für mich keine Frage des Geldes mehr, sondern nur noch eine Frage des Geschmacks. Während sich die Männer meines Jahrgangs in Deutschland Gedanken machten, was für ein Auto sie sich wohl als Nächstes würden leisten können, grübelte ich darüber, wie ich für meinen Mercedes 500 einen zuverlässigen Chauffeur bekomme. In London war das Fahrzeug mein mobiles Büro. Die vollgestopften Straßen zwangen mich jeden Tag, den ich dort war, zwei bis drei Stunden im Schritttempo in meinem Auto zu verbringen. Dort hatte ich dann nicht nur Mobiltelefon, sondern auch ein mobiles

---

* Mach ist eine Kennzahl der Geschwindigkeit. Die Schallgeschwindigkeit liegt bei Mach 1.

Fax – für damalige Verhältnisse eine sensationelle Innovation.

„Je suis arrivé" – ich war angekommen in der Welt „der Reichen und der Schönen", vom Lausbub aus Nürtingen zum anerkannten Producer, der Deutschland und den Broadway erobern sollte. Aber ich lernte dann eben auch die andere Seite kennen. Menschen, die noch ehrgeiziger waren als ich und die vor allem im Sinn hatten, sich zu bereichern – auf wessen Kosten auch immer. Sie hatten das „große Geld" gesehen, das in meine Kassen floss, und sich unverblümt und fast schon gierig auf mich gestürzt. Ich habe heute noch die Stimme meines sogenannten Partners im Ohr, der immer nur in seiner schwäbischen Mundart (er konnte alles außer Hochdeutsch) sagte, er wolle nur mein „Beschtes", und dabei wohl meinte: „Dei Geld will ih!" Das führte zu den mehr als 20 Klagen, mit denen er mich überzog, und dazu, dass ich schließlich meine Anteile verkaufte. Was ich aufgebaut hatte, musste ich nun hergeben – aufgrund des Gewinnstrebens anderer.

Es fällt mir noch heute schwer, darüber zu reden und zu schreiben. Das alles hat mich zutiefst enttäuscht. Vielleicht litt ich noch unter einer gewissen Grundnaivität, die an das Gute im Menschen glaubt. Die lieben „Partner" haben mir das gründlich ausgetrieben. Aber ich will nicht selbstgerecht erscheinen. Die Aussicht auf das schnelle Geld, auf eine reiche Ernte hat auch mich immer motiviert, mein Bestes zu geben, um erfolgreich zu sein. Doch ich glaube, dass ich meinen Weg im Unterschied zu einigen meiner Weggenossen recht fair gegangen bin.

Wo der Mammon, der Geist des Mammons, die Gier und die Liebe nach Geld regieren, da wächst bald kein Gras mehr. In den 90er-Jahren habe ich diese Lektion bitter am eigenen Leib erfahren. Ich bin abgestürzt. Um mein Geld balgten sich bald andere. Ich stand zwar nicht vor einem Schuldenberg, aber nach den Fiaskos mit *Marlene* und *Shakespeare & Rock 'n' Roll* hatte ich keine vernünftigen Einnahmen mehr. Wie ge-

wonnen, so zerronnen. Kein Chauffeur mehr, der für mich fuhr, keine Sekretärin mehr, die mir half, mein Leben zu organisieren. Statt Concorde wieder „Economy", wenn es über den Atlantik ging – und auch hier musste ich genauer gucken, wann ich mir überhaupt ein Flugticket leisten konnte.

Michelangelo – oder: Das Puzzle fügt sich zusammen

Dieses Buch ist kein Testament. Ich bin zwar in einem Alter, in dem andere in den Ruhestand gehen, aber nach Ruhe ist mir überhaupt nicht zumute. Im Gegenteil: Nach vielen Jahren Distanz zu dem Metier, das mir die größten Erfolge meines Lebens ermöglicht hat – nämlich Musicals –, kehre ich nun genau dorthin zurück. Durch die lange Freundschaft mit Enrico Garzilli, dem ich ja ein Kapitel gewidmet habe, und durch die Hinwendung zum christlichen Glauben haben nun plötzlich Projekte in meinem Denken, Reden und Handeln einen Rang bekommen, der ihnen früher aus verschiedensten Gründen verwehrt war.

Das eine ist *Rage of the Heart*, das die mittelalterliche Liebesgeschichte von Abelard und Heloise in einer faszinierenden Handlung mit begeisternden Liedern auf die Bühne bringt. Das andere Projekt ist *Michelangelo* – ein Musical über den genialen Renaissance-Künstler, der seine Inspiration aus dem christlichen Glauben gewann und damit höchste Höhen der Kreativität und künstlerischer Techniken erklomm. Belde Musicals stammen aus der Feder von Enrico Garzilli.

Nach meiner Hinwendung zum christlichen Glauben kam ich wieder in Kontakt mit Enrico, den ich für einen der gesegnetsten und begnadetsten Musiker und Texter halte, den Gott in diese Welt gestellt hat. Enrico lud mich in sein Haus nach Rhode Island ein. Sein Wunsch: Ich sollte *Rage of the Heart* am Broadway produzieren. Das Potenzial des Stücks hatte ich

schon früher erkannt, doch nun sprach es mich auf einer tieferen Seelenebene an. Also wärmte ich in New York alte Kontakte auf und prüfte an verschiedenen Stellen, wie *Rage of the Heart* auf die Bühne zu bringen wäre.

Zur selben Zeit ließ Enrico sein neues Musical *Michelangelo* in Providence durch die dortige Oper konzertant aufführen. Obwohl diese Art der Präsentation im Vergleich zu einer richtigen Musical-Aufführung eher trocken ist, ging das Stück dem Publikum durch Mark und Bein. Manche Zuhörer waren so bewegt, dass sie unter Tränen das Theater verließen. Und auch mich berührten die Story und ihre Aussage so tief und so intensiv, wie ich das bei einem Musical noch nie erlebt hatte.

In meinem Kopf bekam dieses originelle Musical Vorfahrt. Wenn ich mir ansehe, welch schaler Blödsinn zurzeit die deutschen Musical-Häuser beherrscht, dann habe ich große Lust, dieses Genre wieder mit mehr Kultur anzufüllen. Statt Banalitätenmusicals über den *Schuh des Manitu* oder den Urwaldhelden *Tarzan* (dieses Musical trägt meiner Ansicht nach regelrecht rassistische Züge) möchte ich den Mann auf die Bühne bringen, der vielleicht der größte Künstler aller Zeiten war: Michelangelo. Der Erschaffer der Sixtinischen Kapelle mit ihren epochalen Fresken, der Bildhauer der legendären Skulpturen von David und Mose – dieses Genie verstand sich immer als Werkzeug Gottes. In einer Zeit verwirrender Machtkämpfe zwischen Kirche und Staat erschuf Michelangelo Werke voller spiritueller Botschaften. Er ist ein Künstler, der einem eine neue Welt erschließt. Diesen spannenden und die Seele erhebenden Stoff bringe ich nun nach Deutschland – ins Land der Dichter und Denker, ins Land der Reformation, in ein ehemals christliches Land, das sich seiner Wurzeln immer weniger bewusst ist. Höchstwahrscheinlich wird Dresden der Standort des Musicals sein.

Für das Musical selbst sind extrem schwierige Hausaufgaben zu machen. Wir wollen den Künstler Gottes nicht mit einer primitiven Bühnenshow zelebrieren, sondern in der Insze-

nierung und bei der verwendeten Technik das Feinste vom Feinen aufbieten. Es muss eine Performance geben, die etwas von der Genialität Michelangelos widerspiegelt. Dieses Musical soll den Horizont erweitern und die Seele berühren. Ich habe keinen Zweifel, dass das gelingen wird.

Zum Schluss von *Michelangelo* singt der Chor den Vers: „Ewiger Schöpfer, erleuchte die Welt!" Schöpfer und Künstler sind verwandte Begriffe. Der Kosmos, die Natur und auch der Mensch sind ein Kunstwerk. Doch es ist keine heile Welt, in der wir leben, sondern für viele eine recht dunkle Welt. Eine Welt, die Erleuchtung durch den Schöpfer bitter nötig hat. Ich selbst habe trotz eines interessanten, abwechslungsreichen, spannenden Lebens viel Dunkelheit hinter mir. Und ich sehe bei vielen meiner Weggenossen, bei meinen Landsleuten, bei meinen Zeitgenossen, dass sie eine Existenz in der Dämmerung führen und ihre Zukunftsängste durch Aktivismus, Alkohol oder Drogen dämpfen. Wir alle brauchen Perspektive und Hoffnung für unser Leben. Der Schlusschorus des Musicals *Michelangelo* ist mein Gebet für mich selbst, für Deutschland, für den Globus:

„Ewiger Schöpfer, erleuchte die Welt!"

Namensverzeichnis

Adenauer, Konrad: 24
Allen, Debbie: 19
Azenberg, Immanuel („Manny"): 106, 107

Baader, Andreas: 50
Barnes, Clive: 20
Becker, David Dr.: 43
Belzer, Rick: 142
Bernadotte, Carl Gustav (König von Schweden): 45
Bernstein, Leonard: 87
Blüm, Norbert: 183
Bonhoeffer, Dietrich: 170
Brandt, Willy: 50
Brando, Marlon: 88
Brecht, Bertolt: 86
Breuel, Birgit: 138
Brightman, Sarah: 122
Brolly, Brian: 93
Brundage, Avery: 53
Buber, Martin: 195
Buckley, Betty: 12, 15, 18, 19, 20

Carlos, John: 47
Carlton, Bob: 141
Chabrol, Claude: 44
Chaplin, Charly: 88, 137
Coe, Peter: 196
Coggans, Tony: 58
Cohen, Lawrence D.: 11
Cook, Barbara: 11, 12
Cooper, Gary: 137
Coppola, Francis: 88
Cosell, Howard: 47

Dalai Lama: 203
Daume, Willi: 51
Deyhle, Rolf: 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 135, 154
Dietrich, Marlene: 136, 137, 140
Dohnanyi, Klaus von: 114, 115, 116
Douglas, Michael: 17, 88
Dürr, Heinz: 83, 181
Duve, Freimuth: 87

Elserman, André Dr.: 74
Emmerich, Roland: 88, 96
Engholm, Björn: 181
Engl, Mia: 57, 59, 61, 62, 63, 64
Evans, Lee: 47
Everding, August: 138, 177, 178, 179, 180

Fassbinder, Rainer Werner: 44
Fitzgerald, Scott: 40
Filbinger, Hans: 210

Ferreri, Marco: 44
Fleming, Ian: 71
Flossmann, Martin: 136
Frank, Anne: 173
Friedrichs, Hanns Joachim: 138, 142
Frost, David: 176
Fuller, Sam: 44, 88

Garzilli, Enrico: 22, 177, 178, 179, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 217, 218
Garzilli, Frank: 199/200
Gaulle, Charles de: 24
Gershwin, George: 87
Gerstenmeier, Eugen: 33
Genscher, Hans-Dietrich: 51
Godard, Jean Luc: 44
Gönnewein, Wolfgang: 129
Gore, Michael: 10
Graf Lambsdorff, Otto: 181
Grün, Hubert: 70
Gutfreund, Yossef: 50

Habicht, Jutta: 137, 138
Hackmann, Werner: 117
Hammerstein, Oscar: 87
Hands, Terry: 10, 137, 177, 196
Haenning, Gitte: 7, 20, 21, 146, 154, 156, 157, 158, 159, 160, 163, 165, 166, 184, 185, 186, 187, 188, 191, 192, 193
Hateley, Linzi: 11, 13, 15, 19, 20
Hayword, Biddy: 98, 99
Heinemann, Gustav: 54, 55
Heller, Bernd: 97
Hemingway, Ernest: 40
Herzog, Werner: 44
Hitchcock, Alfred: 88
Hitler, Adolf: 32, 53, 76, 86, 178
Hochhuth, Rolf: 86, 181, 183, 184, 210
Hofmann, Peter: 120, 121, 122
Horowitz, Mark: 73
Hugo, Victor: 10

Iba, Hank: 47
Ischinger, Thomas: 30
Ischinger, Wolfgang: 30

Jagger, Mick: 175, 176, 177, 214
Jahofer, Herbert: 92, 95
Jones, Ken: 153, 154
Judy, David Dr.: 42, 177
Juhnke, Harald: 181

Kabel, Heidi: 125
Kafka, Franz: 59
King, Stephen: 9,13, 20
Kishon, Ephraim: 188, 189, 190, 191
Kishon, Lisa: 188
Knef, Hildegard: 138
Kohl, Helmut: 180, 182, 183
Krüger, Hardy sen.: 124
Kubrick, Stanley: 43
Kurz, Bernhard: 97, 144

Landesman, Rocco: 12
Lang, Fritz: 44
Lapid, Yosef Tommy: 189
Laporte, Pierre: 39
Lemper, Ute: 102, 103, 136/137
Leroux, Gaston: 119
Lindenberg, Udo: 165, 181, 184, 185, 186
Little, Malcom (Malcom X): 47
Lloyd Webber, Andrew: 7, 13, 15, 44, 78, 79, 80, 82, 87, 91, 92, 93, 96, 98, 99, 100, 101,

102, 109, 118, 119, 122, 123, 124, 125, 142, 195

Mackintosh, Cameron: 87
Maffay, Peter: 181
Mann, Heinrich: 26
Mann, Michael: 88
May, Karl: 31
McKenna, Patrick: 195
Meinhof, Ulrike: 50
Meir, Golda: 50
Melnick, Daniel: 88
Merk, Bruno: 51
Merkel, Angela: 210
Meysel, Inge: 138
Michelangelo: 22, 218
Mille, Cecil B. De: 88
Miller, Henry: 150
Miller, Francis Donald Colonel: 46, 48
Mönter, Friedhelm: 81
Mozart, Wolfgang Amadeus: 143
Murnau, Friedrich Wilhelm: 44

Nena: 185
Newman, Paul: 88
Nixon, Richard: 46
Nunn, Trevor: 10
Noto, Lore: 187

Oettinger, Günther: 210, 211
O'Neill, Eugene: 40
Oppenheimer, Joseph: 209
Owens, Jesse: 46

Peckinpah, Sam: 44
Piscator, Erwin: 86
Pollack, Sidney: 88, 106
Prince, Harold („Hal"): 87, 126
Probst, Ferdi: 93, 95, 114

Quinn, Freddy: 79

Rau, Christina: 95, 96
Rau, Helmut: 210
Rau, Johannes: 95, 96, 101
Reagan, Ronald: 111
Redford, Robert („Bob"): 7, 88, 106, 108, 109, 110, 111, 122, 150, 152, 153, 155
Reinhardt, Max: 85
Reuter, Edzard: 88
Rich, Frank: 9, 14, 15, 19
Richardson, Robert Dr.: 40, 41
Rivette, Jacques: 44
Roberts, Monty: 120, 121
Rogers, Richard: 87
Rohwedder, Detlev Karsten: 183

Schneider, Helge: 185
Schneider, Otmar: 76
Schuchardt, Helga: 80, 81, 95, 156
Schumacher, Joel: 88, 122, 123
Schwenkow, Peter: 145
Selznick, David: 88
Shakespeare, William: 141
Sharon, Ariel: 189
Sidney-Smith, Michael: 77
Simon, Neill: 106
Sondheim, Steven: 87
Sonn, Johannes: 36, 207
Sommerlath, Sylvia: 45
Sonnwaldt, Gerhard: 161, 162, 163, 164, 165, 166, 169, 170, 171, 172, 173, 198
Späth, Lothar: 129
Spielberg, Steven: 55, 88, 96, 214
Smith, Tommy: 47
Starger, Martin: 98

Stechow, Frederike von: 137
Steinbeck, John: 40
Stilgoe, Richard: 119
Strouse, Charles: 187
Syre, Elisabeth: 172, 173, 204
Szaggars, Sybille („ Billy"): 72, 73, 74, 75, 76, 105, 109, 110, 122, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 177, 200

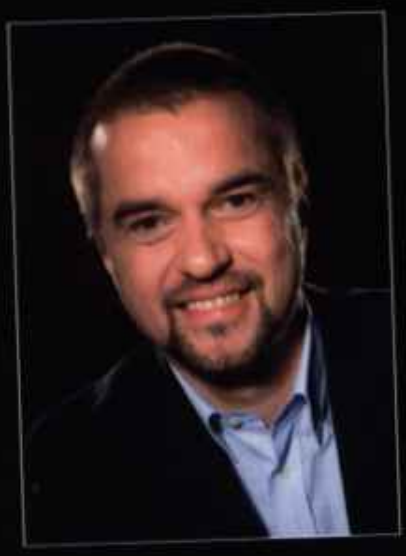
Taylor, David: 105, 106, 107, 109
Taylor, Jenny: 106, 109
Taylor, Robert: 47
Thompson, Simon: 68, 69, 70
Travolta, John: 10
Tröger, Walther: 46, 51
Truffaut, François: 44
Tuxen, Erik: 20
Tuxen, Susanne: 20

Valente, Caterina: 138
Venzin, Theo: 57, 59, 61, 63, 64
Vogel, Hans-Jochen: 182
Voscherau, Henning: 116, 117, 118

Waalkes, Otto: 185, 186
Walz, Udo: 149
Wagner, Richard: 96, 120
Weck, Peter: 102
Wegener, Ulrich: 51
Weill, Kurt: 86
Weizsäcker, Richard von: 181, 182, 183, 184
Welles, Orson: 137
Wenders, Wim: 181
White, Carietta: 10 (fiktive Person.)
Wickert, Ulrich: 181
Wilder, Billy: 16, 44
Windsor, Edward Antony Richard Louis (Prinz Edward): 98
Wren, Sir Christopher: 199
Windsor, Elizabeth Alexandra Mary (Queen Elisabeth II.): 157
Wilson, Mervyn: 58
Wölffer, Jürgen: 137
Wright, Stan: 47

Zinneman, Fred: 44

Friedrich Kurz
ist Musical-Produzent und veränderte durch sein Schaffen die deutsche Musical-Landschaft nachhaltig. Aktuell arbeitet er an der Realisierung des Musicals „Michelangelo".



Marcus Mockler
ist Journalist, Kommunikationstrainer und Coach. Er leitet die Baden-Württemberg-Redaktion des Evangelischen Pressedienstes (epd) in Stuttgart.

„Ich werde Sie durch ein Leben führen, das die Musical-Erfolge Cats, Starlight Express *und* Das Phantom der Oper *nach Deutschland gebracht hat."*

„Gott werden Sie auch treffen in diesem Buch. Mit ihm hätten Sie vielleicht in der Autobiografie eines Musical-Produzenten nicht gerechnet."

Er hat aus Deutschland ein Musical-Land gemacht. Friedrich Kurz setzte den Musical-Boom der 1990er Jahre in Gang, der die deutsche Theater-Landschaft nachhaltig prägte. Die Riesenerfolge „Cats", „Das Phantom der Oper" und „Starlight-Express" sind durch ihn in die Häuser des Landes gekommen. Doch dem steilen Aufstieg in die Welt des Glamours und Jetsets folgt ein ebenso tiefer Fall in den Ruin. Inmitten der Trümmer seines Lebens begegnet Friedrich Kurz dem, der alle Dinge zum Guten wenden kann …

In dieser fesselnden und eindrücklichen Autobiografie schildert ein Musical-Magnat seinen beschwerlichen Weg vom Glamour zum Licht.

www.gerth.de

ISBN 978-3-86591-405-7

GerthMedien